MACAULAY
ESSAYS

MACHIAVELLI
LORD BACON
FRIEDRICH
DER GROSSE
LORD BYRON

PR 4963.A6 1924
Essays /
cen
3 0081 000 007 439

Central Library
VANDERBILT
UNIVERSITY LIBRARY
NASHVILLE, TENNESSEE

VUL-0257

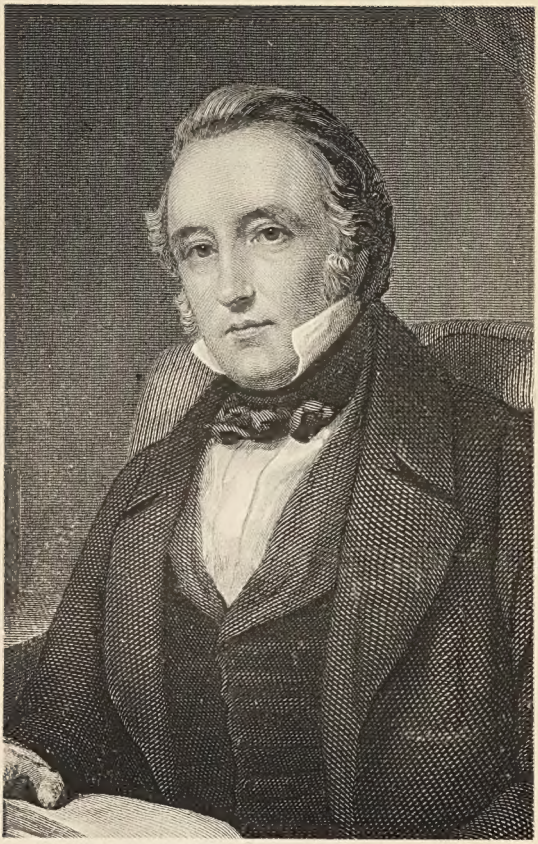
PR
4963
.A6
1924

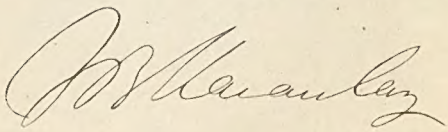
74749

DATE DUE

DEMCO NO. 38-298

R
V





Macaulay, Thomas Babington
Macaulay, Baron

LORD MACAULAY

ESSAYS

HERAUSGEGEBEN
VON
EGON FRIEDELL

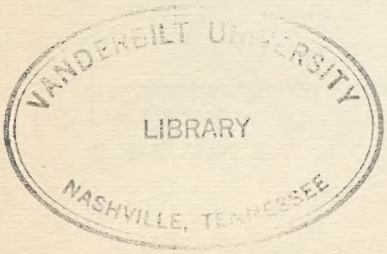
1924

ERSCHIENEN IM RIKOLA VERLAG
WIEN / LEIPZIG / MÜNCHEN

840627 NB

COPYRIGHT 1924 BY RIKOLA VERLAG A.G., VIENNA

PRINTED IN AUSTRIA
MANZ'SCHE BUCHDRUCKEREI, WIEN



INHALT

EINLEITUNG VII

MACHIAVELLI 1

LORD BACON 73

FRIEDRICH DER GROSSE 157

LORD BYRON 251

EINLEITUNG

Auf Sir John Lubbocks Liste der „one hundred books", die jeder Gebildete lesen und besitzen müsse, stehen auch Macaulays „Essays". Zahlreiche englische Verleger haben die „Klassiker" herausgegeben (worunter man aber in England nicht wie in Deutschland Zelebritäten versteht, denen jedermann scheu und ehrfurchtsvoll ausweicht, sondern Lieblinge, die alle Welt gierig liest), und in keiner dieser Sammlungen fehlt Macaulay: seine Schriften sind in der angelsächsischen Welt in vielen Millionen verbreitet. Das ist besonders bemerkenswert, weil er weder effektvolle Dramen und spannende Romane noch Liebesgedichte oder Humoresken produziert hat, sondern streng wissenschaftliche Literatur; obgleich er seine Untersuchungen auf unschmackhafte und schwerverdauliche Themen gerichtet hat, ist er dennoch überall zu finden: in der Bluse des Arbeiters so gut wie im Strandkorb der Lady, und er behauptet seinen Platz neben Bulwer, Dickens und Scott. Woher kommt diese seltsame Popularität? Ist sie wirklich nur, wie ihm nicht selten vorgeworfen worden ist, die Folge einer

gewissen Glätte und Oberflächlichkeit, einer geschickten Anpassung an die geringen und niedrigen Bedürfnisse des Publikums?

Ein Erfolg, wie ihn Macaulay jetzt schon seit fast drei Menschenaltern genießt, kann mit einem solchen servilen Eingehen auf die Wünsche der Masse niemals erklärt werden. Eine so große und dauernde Verbreitung spricht allemal und unter allen Umständen für die Qualität eines Autors; sie kann immer nur in irgend einer geistigen und moralischen Kraftquelle ihren Ursprung haben. Damit Millionen menschlicher Seelen antworten, muß eine menschliche Seele gesprochen haben, und zwar stark, tönend und lebendig. Und es muß eine echte Stimme gewesen sein, keine nachgemachte, und eine volle und reiche Stimme, keine nichtssagende und leere. Ein Betrug, erzielt durch schlaues Ausnützen gewisser niederer Instinkte oder platter Modebedürfnisse, kann Wochen oder Monate dauern: jedes Jahr bringt solche Erfolge; aber nicht länger. Und man muß sogar sagen, daß selbst die Bucherfolge, die scheinbar mit den billigsten und gewöhnlichsten Mitteln erreicht werden, immer einem seltenen Maß von Können, ja von innerer Aufrichtigkeit zu verdanken sind. Die Detektivromane Conan Doyles zum Beispiel, die der „literarisch" orientierte Kritiker belächelt, sind in Wahrheit kleine Meisterwerke: nicht der hohen Poesie, aber der soliden, ehrlichen und tüchtigen Technik; nicht Kunst, aber bestes

Kunsthandwerk. Eine minutiöse, überaus exakte Kombinationsarbeit war nötig, um alle Teile und Teilchen, alle Schrauben und Räder so sorgfältig und genau ineinander zu passen, daß das ganze Spielwerk schließlich so glatt und beschwingt, so fehlerlos und lückenlos vor dem Leser abschnurren konnte. Ein klarer und bündiger Geist, eine treue und emsige Liebe zur Sache war nötig; und noch mehr: denn blickt man näher zu, so sind diese Detektiverzählungen ein sehr lehrreicher, sehr scharfer, sehr aufrichtiger Querschnitt durch die heutige englische Gesellschaft, der ungewollt mehr psychologische Aufschlüsse liefert als viele prätentiöse Sozialromane. Ja selbst wenn wir die Indianergeschichten Karl Mays lesen, dessen Namen kein Literarhistoriker ohne Schaudern aussprechen wird, wenn er ihn überhaupt ausspricht: so bemerken wir, daß auch hier der Erfolg der Ausfluß einer eigentümlichen und echten Fähigkeit war. Ein kindischer, undisziplinierter, banaler Geist, zweifellos: aber dahinter schlug das Herz eines ewigen Schulknaben mit seiner absurden, aber starken Einbildungskraft, seinem ohnmächtigen, aber liebenswerten Idealismus. Man hat die Anklage erhoben, daß Karl May überhaupt nie in Amerika gewesen sei: sehr leicht möglich, aus seinen Dichtungen geht jedenfalls nicht hervor, daß er dort war; aber wozu auch? Er hatte ja nicht ein Amerika zu schildern, wie es wirklich ist, sondern jenes unmögliche, wie es

sich aus den heroischen und törichten Phantasieblasen zusammensetzt, die die Sehnsucht der Pubertät wirft.

Also selbst in diesen „Niederungen" spricht jeder Erfolg für sich selbst. Das Publikum hat nämlich immer Recht. Wenn eine bestimmte Anzahl von Menschen, und je mehr, desto besser, sich vereinigen, um sich von irgend einem Erlebnis gemeinsam ergreifen zu lassen, so hören sie plötzlich auf, Privatmenschen zu sein und aus ihnen tritt siegreich der Wille der Gattung hervor, jene fortschrittlichste, instinktsichere und unendlich weise Kraft, die unsern Planeten regiert. Als Chamfort eines Tages ein Buch lobte und man ihm die gegenteilige Meinung des Publikums entgegenhielt, rief er entrüstet aus: „Das Publikum! Das Publikum! Wie viel Dummköpfe müssen denn zusammenkommen, damit ein Publikum entsteht?" Diese Frage ließe sich vielleicht folgendermaßen beantworten: man kann natürlich nicht genau feststellen, wie viel Dummköpfe nötig sind, um ein Publikum zu bilden; aber wenn genug von ihnen beisammen sind, so entsteht etwas, das viel gescheiter ist als sie. „Die Natur", sagt Emerson, „läutert ununterbrochen ihr Wasser und ihren Wein: kein Filter kann so vollkommen sein. Was für eine furchtbare Überprüfung muß ein Werk durchgemacht haben, damit es nach zwanzig Jahren wieder erscheinen darf; und wenn es gar nach einem Jahrhundert

wieder gedruckt wird! Dann ist es, als ob Minos und Rhadamanthys ihr Imprimatur gegeben hätten.“ Die Menschheit pflegt ihre Ehrungen nicht zu verschenken. Ex nihilo nihil fit: wo Rauch ist, muß Feuer sein oder doch gewesen sein.

Die fortwirkende Beliebtheit Macaulays erklärt sich zunächst daraus, daß in ihm zwei Eigenschaften zusammenkamen, deren Vereinigung bei einem antiken Autor selbstverständlich, bei einem modernen aber äußerst selten ist: er besaß bedeutende Kenntnisse und zugleich die Kunst, sie mitzuteilen. Wenn man unter einem Schriftsteller einen Menschen verstehen darf, der über die Gabe verfügt, seine Beobachtungen und Empfindungen leicht und sicher auf andere zu übertragen, der imstande ist, alles, was in ihm ist, so aus sich herauszuprojizieren, daß es für jedermann ins Licht tritt, Umriß und Gestalt annimmt, kurz einen Menschen, der in der vollkommensten Weise befähigt ist, seine Eindrücke auszudrücken: dann müssen wir in Macaulay das Muster eines Schriftstellers erblicken. Seine Sprache besitzt das Geheimnis, Anmut mit deutlicher Bestimmtheit, Farbigkeit mit Durchsichtigkeit und Fülle mit Klarheit zu verbinden. Es herrscht bei ihm ein gediegener Prunk; Glanz, Reichtum und Kolorit leben nicht auf Kosten der Solidität, Gründlichkeit und Wohldurchdachtheit: seine Belehrung ist ebenso nahrhaft wie

wohlschmeckend. Macaulays Essays sind Unterhaltungsliteratur im edelsten Sinne des Wortes. Alles, auch das Sprödeste und Trockenste, wird unter seinen Händen anziehend und genießbar; und er vergibt sich dabei nie das geringste. So erstaunlich die Vielfältigkeit seiner Bildung und die Treffsicherheit seiner Menschenkenntnis ist, so tritt sie doch niemals aufdringlich hervor. Seine Untersuchungsweise ist allseitig, tiefdringend, ruhig und vornehm; es gibt wenig so kluge Denker wie Macaulay. Und fast gar keine, die so ausgezeichnete Manieren hätten. Er bleibt stets der Lord, er ist gleichsam immer in „dress“: soigniert, verbindlich, voll Takt und Form, vermutlich der eleganteste Schriftsteller, der je in englischer Sprache geschrieben hat, vor allem durch seine noble Einfachheit. Alles „sitzt“ bei ihm, hat Tenue und Tournure, jedes Wort ist an seinem richtigen Platz, nie sagt er zu viel, nie zu wenig, und das Ganze schwimmt in einer wohltuenden Atmosphäre schöner Sachlichkeit, einer Sachlichkeit, die allerdings weniger aus einem weiten und vollen Herzen entspringt als aus einem feinen und wohlgeordneten Verstand und daher auch nur eine scheinbare und angenommene ist; denn wie gerade in den besten Salons oft die giftigsten Sottisen zu hören sind, so verbirgt sich hinter der schriftstellerischen Wohlerzogenheit Macaulays oft genug die Malice und Einseitigkeit eines fanatischen Whigs.

In der Tat hat Macaulays Art, die Zusammenhänge zu sehen, bei aller Weite der Einsicht etwas Juristisches: er verschmäht es zwar meistens (nicht immer), den Menschen und Ereignissen als Parteienvertreter, als Advokat oder Staatsanwalt gegenüberzutreten: vielmehr ist er bemüht, die objektive Rolle des Gerichtspräsidenten zu spielen; aber bekanntlich kann auch dieser, da er ja immer den Ausdruck einer bestimmten Staatsanschauung darstellt, niemals gänzlich objektiv sein, er ist und bleibt eben Jurist, Verteidiger bestimmter, höchst einseitiger Gesetze. Und überhaupt kann diese ganze Einstellung Macaulays, die ihn überall (freilich oft unbewußt) leitet: daß nämlich die Weltgeschichte ein Prozeß sei, der vor dem erleuchteten Urteil der „Jetztzeit" ausgetragen werde, weder die Bedürfnisse einer künstlerischen Weltanschauung noch die Forderungen einer wirklich hohen Moral befriedigen. Künstlerisch nennen wir eine Welt- und Menschenansicht, die in ihrem Gegenstande möglichst vollständig zu verschwinden sucht, die ihr Objekt nicht von außen her, durch fremdes Licht erhellt, sondern von innen heraus, aus seinem eigenen Kern erleuchtet. Eine Beleuchtungsweise von der Art Macaulays wirft ihr Licht bloß auf die Dinge und kann daher naturgemäß nur deren Oberfläche treffen, die sie dann freilich scharf und glänzend zu beleuchten versteht: sie macht ihre Gegenstände bloß sichtbar. Eine Betrachtung

künstlerischer Art jedoch wirft ihr Licht in die Dinge, stellt sich erhellend ins Zentrum der Dinge: sie macht ihre Gegenstände selbstleuchtend. Und ebensowenig ist Macaulays Verhältnis zu seinen Objekten im höchsten Sinne moralisch, vielmehr spricht aus ihm jene selbstzufriedene, engstirnige, rechthaberische Moralität zweiten Ranges, die das Merkmal und Stigma aller bürgerlicher Zeitalter bildet. Hier steht er, der aufgeklärte, rechtliche, zivilisationsstolze Liberale, im erhebenden Besitz von Kunstdünger, Dampfmaschine, Preßfreiheit und allgemeinem Wahlrecht und teilt Sittennoten aus: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft entrollen sich vor seinem Auge nicht als gottgewollte Mysterien, sondern als menschengeschaffene Rationalitäten.

Folgt man Macaulays gescheiten, sorgfältigen und wohlunterrichteten Deduktionen, so kann man sich schwer dem Eindruck entziehen, einen wohlwollenden, seine geistige Überlegenheit jedoch ziemlich merklich und bisweilen nicht ohne Suffisance zur Geltung bringenden Lehrer sprechen zu hören. Will man sich Macaulays Grenzen deutlich machen, so braucht man ihn nur mit seinem großen Zeitgenossen und Antipoden Carlyle zu vergleichen: Carlyle, dem die Form nichts, das Gefühl alles ist, dessen Sätze dahinschießen wie die Wasser eines Gebirgsbachs über Steine und Gestrüpp, dessen Gedanken sich gewaltsam nach außen entladen wie die glühenden Eruptionen

eines Vulkans, der niemals bereit war, einer anderen Partei zu dienen als der Sache, die er darzustellen hatte, der überhaupt unter Kritik niemals Tadel verstand, sondern begeistertes Nacherleben. Macaulay war ein unübertrefflicher Kenner und Schilderer des Wirklichen; aber die Gabe des zweiten Gesichts, die Carlyle in so seltenem Maße eigen war, besaß er nicht; niemand wird leugnen dürfen, daß er ein bedeutender Geist war, aber Carlyle war mehr als ein Geist: nämlich ein Geisterseher.

Aber gerade wenn wir Macaulays Schranken betrachten, gelangen wir zu dem zweiten Grund, dem er seine außerordentliche Popularität verdankt. Damit ein Autor in die Gunst des großen Publikums eindringe, muß er irgend einen wichtigen Lebensnerv dieses Publikums berührt haben, eine der Hauptadern, durch die sich der Blutkreislauf des öffentlichen Lebens bewegt. Und es war eben gerade Macaulays Betrachtungsart, in der die Menschen seiner Zeit sich wiedererkannten. Er sprach mit starker und wohlklingender Stimme aus, was Millionen stumm dachten. Er war der klare, glänzende Spiegel, in dem der Mensch des viktorianischen Zeitalters, ja überhaupt der englische Mensch voll Vergnügen sein Portrait erblicken durfte: der kühle, wohlinformierte, weitblickende Engländer mit seinem leidenschaftlichen Positivismus, seinem praktischen Genie, seiner gesunden Mischung aus

Konsequenz und Anpassungsfähigkeit, seinem welterobernden Tatsachensinn, Gentleman, Gelehrter und Weltreisender in einer Person, in der einen Hand den Kompaß, in der andern die Times. Und auch die so wichtige Ingredienz des cant findet sich in Macaulays Seelenmixtur, jene Eigenschaft, für die kein anderes Volk der Welt ein Wort besitzt und die man vielleicht am ehesten als „ehrliche Verlogenheit" bezeichnen könnte.

Macaulay liebt es bisweilen, Dichter und Dichtungen wie in der Schule zu lozieren, indem er zum Beispiel von der englischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts sagt, sie enthalte „no poetry of the very highest class, and little which could be placed very high in the second class", oder von den lateinischen Gedichten, die die Neuzeit hervorgebracht hat: „none of those poems can be ranked in the first class of art, or even very high in the second". Wollte man versuchen, zu einem resümierenden Urteil über Macaulay zu gelangen, so würde man vielleicht sagen müssen, indem man sich seiner eigenen Redeweise bedient, jedoch mit einer für ihn vorteilhaften Variation: er gehört nicht in die erste Klasse der Menschen, die die Feder zu ihrem Ausdrucksmittel gewählt haben; aber in der zweiten Klasse sitzt er sehr hoch oben.

* * *

Macaulays Essays haben einen außergewöhnlich großen Aktionsradius: Philosophie, Religionswissenschaft, Weltgeschichte, Sittenkunde, Kriegswesen, Politik, Nationalökonomie, Gesellschaftslehre, Philologie, Ästhetik, Biographie, Literaturkritik, ein halbes Jahrtausend der gesamteuropäischen Kultur. Es ist schwer zu entscheiden, welche von den etwa zwei Dutzend großen Essays, die Macaulay geschrieben hat, die besten sind; jeder einzelne von ihnen zeigt die seltenen Eigenschaften dieses Schriftstellers vereinigt: sein ungeheures stets parates Gedächtnis, seine glänzende Kombinationsgabe, seine Kunst, endlose Tatsachenreihen großzügig zu gruppieren und verwickelte Zusammenhänge überschaubar zu machen, seine Fähigkeit, aus tausend kleinen Einzelzügen lebensvolle Mosaikbilder voll Buntheit und Leuchtkraft zu formen. Die folgenden vier Monographien, die nach der historischen Reihenfolge ihrer Themen angeordnet sind, wurden daher weniger nach der Qualität ausgewählt als nach dem Gesichtspunkt des Interesses, das sie für den heutigen Leser bieten dürften. Gleich der erste Aufsatz über „Machiavelli" (1827) führt uns in die juristische Methode Macaulays ein, von der vorhin gesprochen wurde. Hier tritt er als Verteidiger auf, und sein Plaidoyer ist in der Tat hinreißend; zudem gibt es ihm Gelegenheit zu einem brillanten psychologischen Gemälde des Renaissancemenschen. Die Abhandlung über

„Lord Bacon“ (1837) fesselt durch die Fülle blendender Antithesen; ihren philosophischen Standpunkt wird freilich heute kaum jemand mehr teilen. In der Untersuchung über „Friedrich den Großen“ (1842) erscheint Macaulay als Staatsanwalt, und zwar als einer, dem der Maßstab für die überlebensgroßen Dimensionen seines genialen Angeklagten offenbar vollständig fehlt; aber man wird entschädigt durch die künstlerische Kraft, mit der er die Geschichtserzählung in einem wahrhaft dramatischen Tempo vor uns abrollt. Der Essay über „Lord Byron“ (1831) ist besonders wertvoll durch seine tiefdringende Analyse des Begriffs der „poetischen Korrektheit“, die auch für uns noch Geltung hat.

Die Übersetzung, die dem Texte zugrunde liegt, stammt von Friedrich Bülau, einem sehr verdienten Professor der Staatswissenschaften, dessen Werke um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt und geschätzt waren. Sie ist von großer Zuverlässigkeit; und im übrigen in jener unbeholfenen und mißtönigen Geheimsprache abgefaßt, die nun einmal eine Eigentümlichkeit der meisten deutschen Gelehrten bildet. Die vorliegende Ausgabe konnte nichts anderes tun, als daß sie versuchte, das Ganze unter steter Benutzung des englischen Originals nach Möglichkeit zu säubern und zu glätten und gleichsam mit der Schmirgelfeile zu behandeln, indem sie bemüht war, die gröbsten Härten und Unebenheiten

zu tilgen und die störendsten stilistischen Ungeschicklichkeiten (die sich für unser heutiges Sprachgefühl nicht selten bis zu grammatischen Fehlern steigern) wegzuschleifen. Mehr als sprachliche Korrektheit war nicht zu erzielen; der Farbigkeit und Prägnanz der Macaulayschen Prosa könnte wohl nur eine völlig neue Übersetzung gerecht werden: ein Versuch, der einer späteren Auflage des Werks vorbehalten bleiben soll.

MACHIAVELLI

Es gibt wohl kaum einen zweiten Namen in der Literaturgeschichte, der so allgemein verhaßt wäre wie der Machiavellis. Die Ausdrücke, mit denen er gewöhnlich geschildert wird, müssen den Eindruck erwecken, daß er der Versucher gewesen sei, das Prinzip des Bösen, der Erfinder des Ehrgeizes und der Rache, der Vater des Meineids und daß es vor der Veröffentlichung seines verhängnisvollen „Fürsten" niemals einen Heuchler, einen Tyrannen oder einen Verräter, falsche Tugenden oder gemeine Verbrechen gegeben habe. Ein Autor zum Beispiel versichert uns allen Ernstes, daß Moriz von Sachsen seine ganze trugvolle Politik aus jenem verabscheuungswürdigen Werke gelernt habe. Ein anderer bemerkt, daß erst seit es ins Türkische übersetzt worden ist, die Sultane der Sitte gehuldigt hätten, ihre Brüder zu erdrosseln. Lord Lyttelton denunziert den armen Florentiner als den Anstifter der vielfältigen Verrätereien des Hauses Guise und des Gemetzels der Bartholomäusnacht. Mehrere Autoren haben zu verstehen gegeben, daß die Pulververschwörung im Grunde seinen Lehren zuzuschreiben sei. Die römische Kirche hat seine Werke auf den Index gesetzt. Auch

unsere eigenen Landsleute haben ihre Ansicht über seine Meriten nicht zurückgehalten. Sie haben aus seinem Familiennamen das Epitheton für einen Schurken und aus seinem Taufnamen ein Synonym für den Teufel gemacht.

Und in der Tat: wenn man mit der Geschichte und Literatur Italiens nicht genau vertraut ist, so ist es kaum möglich, ohne Schauder und Verwirrung die berühmte Abhandlung zu lesen, die dem Namen Machiavellis so viele üble Nachrede zugezogen hat. Eine solche Schaustellung nackter, nichts weniger als verschämter Bosheit, eine solche kalte, berechnende, methodische Abscheulichkeit scheint eher einem Teufel als selbst dem verderbtesten Menschen anzugehören. Grundsätze, die der verhärtetste Räuber kaum seinem zuverlässigsten Spießgesellen andeuten, ja nicht einmal seinem eigenen Herzen gestehen würde, ohne sie in irgend einen beschönigenden Sophismus zu kleiden, werden ohne die geringste Umschreibung vorgetragen und zu Axiomen der ganzen politischen Wissenschaft erhoben.

Es ist nicht befremdend, daß gewöhnliche Leser den Verfasser einer solchen Schrift für das verderbteste und schamloseste menschliche Wesen halten. Weise Männer jedoch sind immer geneigt gewesen, die Engel und Teufel der Menge mit sehr mißtrauischen Augen anzusehen, und im vorliegenden Falle haben verschiedene Umstände selbst oberflächliche Beobachter bestimmt, die

Gerechtigkeit des gemeinen Urteils in Zweifel zu ziehen. Es ist notorisch, daß Machiavelli sein Leben lang ein eifriger Republikaner war. In demselben Jahre, in dem er sein Handbuch der Fürstenkunst verfaßte, erlitt er Gefängnis und Folter für die Sache der öffentlichen Freiheit. Es scheint unbegreiflich, daß der Märtyrer der Freiheit geflissentlich als der Apostel der Tyrannei gehandelt haben soll. Mehrere hervorragende Schriftsteller haben sich daher bemüht, in dieser unglückseligen Leistung eine verborgene Absicht zu entdecken, die sich mit dem Charakter und dem Verhalten des Verfassers besser vertrüge als jene, die sich dem ersten Blicke darbietet.

Die eine Hypothese ist: Machiavelli habe mit dem jungen Lorenzo von Medici einen ähnlichen Betrug beabsichtigt wie ihn Sunderland gegen unseren Jakob II. angewendet haben soll; er habe seinen Schüler zu gewalttätigen und treulosen Maßregeln gedrängt, weil er darin die sichersten Mittel erblickte, den Augenblick der Befreiung und der Rache zu beschleunigen. Eine andere Annahme, der Lord Bacon beizupflichten scheint, hält die Abhandlung lediglich für ein Werk tiefer Ironie, darauf berechnet, die Völker vor den Kunstgriffen ehrgeiziger Menschen zu warnen. Es wäre leicht, zu zeigen, daß diese Erklärungen mit vielen Stellen im „Fürsten“ selbst nicht in Einklang zu bringen sind. Aber die entscheidenste

Widerlegung bieten die übrigen Werke Machiavellis. In allen Schriften, die er veröffentlicht hat, in allen, die die Forschungen der Herausgeber im Laufe dreier Jahrhunderte entdeckt haben, in seinen zur Unterhaltung der Menge bestimmten Komödien, in seinen für den Gebrauch der begeistertsten florentinischen Patrioten berechneten Kommentarien zum Livius, in seinem Geschichtswerk, das einem der liebenswürdigsten und achtungswertesten Päpste gewidmet ist, in seinen Staatsschriften, in seinen Privatmemoiren, überall ist dieselbe Verkehrtheit des ethischen Prinzips, wegen der der „Fürst" so streng beurteilt worden ist, mehr oder weniger zu erkennen. Wir zweifeln, ob es möglich wäre, in all den vielen Bänden seiner Werke einen einzigen Ausdruck zu finden, der darauf schließen ließe, daß ihm jemals das Unehrenhafte von Verstellung und Verräterei aufgefallen sei.

Nach alledem könnte es lächerlich scheinen, wenn wir sagen, daß wir wenig Schriften kennen, die so viel Erhabenheit der Gesinnung, einen so reinen und warmen Eifer für das Gemeinwohl und eine so richtige Ansicht von den Pflichten und Rechten der Bürger bekunden wie die des Machiavelli. Und doch ist es so. Und gerade aus dem „Fürsten" selbst könnten wir viele Stellen zur Begründung dieser Behauptung auswählen. Für einen Leser unserer Zeit und unseres Landes ist dieser Widerspruch auf den ersten Blick

vollkommen verwirrend. Der ganze Mann scheint ein Rätsel zu sein, eine groteske Zusammenhäufung von nicht vereinbaren Eigenschaften, von Selbstsucht und Großmut, Grausamkeit und Wohlwollen, List und Einfalt, verworfener Schlechtigkeit und romantischem Heldensinn. Der eine Ausspruch ist so, wie ihn ein diplomatischer Veteran kaum zur Anweisung seines vertrautesten Kundschafters in Chiffern niederschreiben würde; der nächste scheint aus einem Aufsatz exzerpiert zu sein, den ein feuriger Schulknabe auf den Tod des Leonidas angefertigt hat. Eine Handlung gewandter Treulosigkeit und eine Handlung patriotischer Aufopferung ruft bei diesem Schriftsteller dieselbe Art und denselben Grad von achtungsvoller Bewunderung hervor. Sein moralisches Gefühl scheint zugleich krankhaft stumpf und krankhaft scharf zu sein. Zwei gänzlich unähnliche Charaktere sind in ihm vereinigt. Sie sind nicht bloß aneinandergefügt, sondern ineinander verwoben. Sie sind der Zettel und der Einschlag seines Geistes, und ihre Verbindung verleiht, wie die bunten Fäden von durchschossener Seide, dem ganzen Gewebe einen schillernden und ewig wechselnden Glanz. Die Erklärung würde leicht sein, wenn er ein sehr schwacher oder ein sehr affektierter Mensch gewesen wäre. Aber er war augenscheinlich weder das eine noch das andere. Seine Werke beweisen unwiderlegbar, daß sein Verstand kräftig, sein Ge-

schmack rein und seine Empfänglichkeit für das Lächerliche ungemein scharf war.

Das ist seltsam, und doch kommt das Allerseltsamste erst noch. Wir haben keinerlei Gründe zu der Annahme, daß die Menschen, unter denen er lebte, irgend etwas Anstößiges und Unvereinbares in seinen Schriften fanden. Wir besitzen noch überreichliche Beweise der hohen Achtung, in der seine Werke und seine Person bei den ehrenwertesten seiner Zeitgenossen standen. Clemens VII. unterstützte die Herausgabe derselben Schriften, die das Tridentiner Konzil in der folgenden Generation als eine für Christen ungeeignete Lektüre verdammte. Einige Mitglieder der demokratischen Partei tadelten Machiavelli, weil er den „Fürsten" einem Gönner gewidmet hatte, der den unpopulären Namen Medici trug. Aber gegen die unmoralischen Lehren, die seitdem so strenge Vorwürfe hervorgerufen haben, scheint kein Einwand erhoben worden zu sein. Das Geschrei gegen sie wurde zuerst jenseits der Alpen erhoben und scheint in Italien mit Erstaunen vernommen worden zu sein. Der früheste Gegner, so viel wir wissen, war einer unserer Landsleute, Kardinal Pole. Der Verfasser des Anti-Machiavelli war ein französischer Protestant.

Die Beschaffenheit des sittlichen Gefühls der Italiener jener Zeit liefert uns die wahre Erklärung für das, was uns in dem Leben und den

Schriften dieses merkwürdigen Mannes so rätselhaft erscheint. Da dies ein Gegenstand ist, der viele interessante Betrachtungen sowohl politischer als metaphysischer Natur nahelegt, so brauchen wir uns wohl kaum zu entschuldigen, wenn wir ihn mit einiger Ausführlichkeit erörtern.

Während der düsteren und unheilvollen Jahrhunderte, die dem Sturze des römischen Reiches folgten, hatte Italien sich in einem weit höheren Grade als irgend ein anderer Teil des westlichen Europa die Spuren alter Zivilisation bewahrt. Die Nacht, die sich auf dieses Land herabsenkte, war die Nacht eines arktischen Sommers. Das Tagesgrauen begann schon wieder zu dämmern, ehe der letzte Strahl des vorhergegangenen Sonnenunterganges vom Horizonte verschwunden war. In der Zeit der fränkischen Merowinger und der sächsischen Heptarchie hatten Unwissenheit und Roheit allem Anschein nach ihren Gipfelpunkt erreicht. Und doch bewahrten selbst damals die neapolitanischen Provinzen, die die Autorität des östlichen Kaiserreiches anerkannten, etwas von östlicher Wissenschaft und Verfeinerung. Rom, geschützt durch den geheiligten Charakter seiner Päpste, erfreute sich einer wenigstens verhältnismäßigen Sicherheit und Ruhe. Selbst in jenen Gegenden, wo die blutdürstigen Langobarden ihre Monarchie gegründet hatten, gab es unvergleichbar mehr Reichtum,

Unterricht, Komfort und gesellschaftliche Ordnung als in Gallien, Britannien oder Germanien.

Am meisten unterschied sich Italien von den Nachbarländern durch die Bedeutung, die die Bevölkerung der Städte schon in einer sehr frühen Periode zu erlangen begann. Einige Städte waren auf wilden und entlegenen Punkten von Flüchtlingen gegründet worden, die der Wut der Barbaren entronnen waren. So Venedig und Genua, die ihre Freiheit durch ihre Dunkelheit sicherten, bis sie imstande waren, sie durch ihre Kraft zu schirmen. Andere Städte scheinen sich unter all den wechselnden Dynastien der Eroberer, unter Odoaker und Theoderich, Narses und Alboin die munizipalen Institutionen bewahrt zu haben, die ihnen durch die liberale Politik der großen Republik verliehen worden waren. In Provinzen, zu deren Schutz oder Unterdrückung die Zentralregierung zu schwach war, erwarben diese Institutionen allmählich Dauer und Kraft. Die Bürger, durch ihre Mauern verteidigt und durch ihre eigenen Behörden und Lokalstatuten regiert, genossen ein beträchtliches Ausmaß republikanischer Unabhängigkeit. So wurde ein starker demokratischer Geist in Tätigkeit gesetzt. Die karolingischen Souveräne waren zu schwach, ihn zu unterwerfen. Ottos hochherzige Politik ermutigte ihn. Er hätte vielleicht durch eine enge Verbindung von Kirche und Reich unterdrückt werden können. Durch ihre Streitigkeiten wurde

er genährt und gekräftigt. Im zwölften Jahrhundert erreichte er seine volle Stärke und triumphierte nach einem langen und wechselvollen Kampfe über das Talent und den Mut der schwäbischen Kaiser.

Der Beistand der kirchlichen Macht hatte wesentlich zu dem Erfolge der Guelfen beigetragen. Dieser Erfolg wäre indessen eine zweifelhafte Errungenschaft gewesen, wenn er nur die Wirkung gehabt hätte, eine moralische Knechtschaft an die Stelle einer politischen zu setzen und die Päpste auf Kosten der Kaiser zu erheben. Zum Glück hatte der öffentliche Geist Italiens schon lange die Saat freier Meinung in sich getragen, und diese entwickelte sich jetzt durch den schöpferischen Einfluß freier Institutionen in reißender Schnelle. Das Volk jenes Landes hatte die ganze Maschinerie der Kirche, ihre Heiligen und ihre Wunder, ihre hochfliegenden Ansprüche und ihre glänzenden Zeremonien, ihre wertlosen Segnungen und ihre unschädlichen Flüche zu lange und zu nahe beobachtet, um sich täuschen zu lassen. Es stand hinter der Bühne, die von anderen mit kindischer Scheu und Teilnahme betrachtet wurde. Es war Zeuge des Aufbaues der Versenkung und der Erzeugung des Donners. Es sah die natürlichen Gesichter, es hörte die natürlichen Stimmen der Akteure. Ferne Nationen blickten auf den Papst als auf den Statthalter des Allmächtigen, das Orakel des Allweisen, den

Schiedsrichter, bei dessen Entscheidungen, in den Streitigkeiten der Theologen wie in denen der Könige, jeder Christ sich beruhigen müsse. Die Italiener kannten alle Torheiten seiner Jugend und alle unredlichen Künste, durch die er zur Macht gelangt war. Sie wußten, wie oft er die Schlüssel der Kirche benützt hatte, um sich seiner heiligsten Verpflichtungen zu entledigen, und den Reichtum der Kirche, um seine Maitressen und Nepoten zu mästen. Die Lehren und Gebräuche der Landesreligion behandelten sie mit schuldiger Ehrfurcht. Aber obgleich sie sich Christen nannten, hatten sie doch aufgehört, Papisten zu sein. Jene geistlichen Waffen, die den Schrecken in die Paläste und Feldlager der stolzesten Souveräne trugen, erregten in der unmittelbaren Nachbarschaft des Vatikans nur Verachtung. Als Alexander unserem Heinrich II. befahl, sich an dem Grabe eines meuterischen Untertanen der Geißel zu unterwerfen, war er selbst ein Exilierter. Die Römer, die bemerkt hatten, daß er Anschläge gegen ihre Freiheiten plante, hatten ihn aus ihrer Stadt vertrieben, und wiewohl er feierlich versprach, sich in Zukunft auf seine geistlichen Funktionen beschränken zu wollen, so weigerten sie sich doch noch immer, ihn wieder einzulassen.

In jedem anderen Teile Europas bedrückte eine große und mächtige privilegierte Klasse das Volk und trotzte der Regierung. Aber in den blühend-

sten Teilen Italiens war der Feudaladel zu verhältnismäßiger Bedeutungslosigkeit herabgesunken. In einigen Gegenden suchte er Schutz unter den mächtigen Republiken, denen er nicht zu widerstehen vermochte, und versank allmählich in der Masse der Bürger. An anderen Orten besaß er großen Einfluß, aber ganz anderen, als ihn die Aristokratie irgend eines transalpinischen Königreichs ausübte. Er spielte nicht die Rolle von kleinen Fürsten, sondern von hervorragenden Bürgern. Statt seine Festungen in den Gebirgen zu verstärken, verschönerte er seine Paläste auf dem Marktplatze. In den neapolitanischen Gebieten und in einigen Teilen des Kirchenstaates war der Zustand der Gesellschaft dem der großen europäischen Monarchien ähnlicher. Das Staatswesen der Lombardei und Toskanas aber bewahrte durch alle Revolutionen einen ganz anderen Charakter. Ein in einer Stadt zusammengedrängtes Volk ist seinen Leitern weit furchtbarer, als wenn es über eine weite Landstrecke verstreut ist. Die selbstherrlichsten Cäsaren fanden es für nötig, die Bewohner ihrer unfügsamen Hauptstadt auf Kosten der Provinzen zu ernähren und zu ergötzen. Die Bürger Madrids haben mehr als einmal ihren Souverän in seinem eigenen Palast belagert und ihm die demütigendsten Zugeständnisse abgepreßt. Die Sultane sind oft genötigt gewesen, den wütenden Pöbel Konstantinopels mit dem Kopfe eines unbeliebten

Veziers zu beschwichtigen. Aus derselben Ursache fand sich in den Monarchien und Aristokratien des nördlichen Italiens ein gewisser Anstrich von Demokratie.

So besuchte die Freiheit, wenn auch nur teilweise und vorübergehend, Italien wieder, und mit der Freiheit kamen Handel und Herrschaft, Wissenschaft und Geschmack, alle Genüsse des Lebens. Die Kreuzzüge, aus denen sich die Bewohner anderer Länder neue Reliquien und Wunder holten, brachten den aufwachsenden Republiken des adriatischen und tyrrhenischen Meeres einen großen Zuwachs an Reichtum, Einfluß und Wissen. Die moralische und geographische Lage dieser Republiken setzte sie in den Stand, gleichmäßig von der Barbarei des Westens und von der Zivilisation des Ostens Nutzen zu ziehen. Italische Schiffe bedeckten jedes Meer. Italische Faktoreien erhoben sich an jeder Küste. Manufakturen blühten; Banken wurden errichtet. Die Operationen der Handelsmaschinerie wurden durch viele nützliche und schöne Erfindungen erleichtert. Wir glauben nicht, daß irgend ein europäisches Land, unser eigenes ausgenommen, gegenwärtig einen so hohen Grad von Wohlstand und Zivilisation erreicht hat, wie ihn einige Teile Italiens schon vor vierhundert Jahren erlangt hatten. Die Geschichtsschreiber lassen sich selten zu jenen Einzelheiten herab, aus denen allein der wirkliche Zustand eines Gemeinwesens

ermittelt werden kann. Ebendeshalb ist die Nachwelt so oft durch die vagen Hyperbeln der Poeten und Rhetoriker getäuscht worden, die den Glanz eines Hofes mit der Wohlfahrt eines Volkes verwechseln. Zum Glück hat uns Johann Villani einen umfassenden und genauen Bericht über den Zustand von Florenz im Anfang des 14. Jahrhunderts gegeben. Das Einkommen der Republik belief sich auf 300.000 fl., eine Summe, die, wenn man die Entwertung der edlen Metalle in Anschlag bringt, mindestens 600.000 Pf. St. gleichkommt, eine größere Summe, als England und Irland vor zwei Jahrhunderten jährlich der Königin Elisabeth einbrachten. Die Wollmanufakturen allein beschäftigten 200 Fabriken und 30.000 Arbeiter. Das jährlich produzierte Tuch brachte im Durchschnitt 1,200.000 fl., eine Summe, die im Tauschwert vollständig $2^1/_2$ Millionen unseres Geldes gleichkommt. Jährlich wurden 400.000 fl. geschlagen. 80 Banken leiteten die Handelsoperationen nicht bloß von Florenz, sondern von ganz Europa. Die Geschäfte dieser Etablissements waren zuweilen von einer Größe, die selbst die Zeitgenossen der Barings und der Rothschilds in Erstaunen zu setzen vermag. Zwei Häuser borgten Eduard III. von England bis zu 300.000 Mark zu einer Zeit, wo die Mark mehr Silber enthielt als heutzutage fünfzig Schillinge und wo der Silberwert mehr als das Vierfache des heutigen betrug. Die Stadt und ihre Umgebungen

enthielten an 170.000 Einwohner. In den verschiedenen Schulen wurden gegen 10.000 Kinder im Lesen unterrichtet; 1200 lernten Arithmetik; 600 erhielten eine gelehrte Bildung.

Der Aufschwung der vornehmen Literatur und der schönen Künste war dem des öffentlichen Wohlstandes entsprechend. Unter den despotischen Nachfolgern des Augustus waren alle Gefilde des Geistes in dürre Wüsten verwandelt worden, immer noch durch formelle Grenzen bezeichnet, immer noch die Spuren alten Anbaues bewahrend, aber weder Blüten noch Frucht tragend. Die Sintflut der Barbarei kam. Sie schwemmte alle Grenzmarken fort. Sie verwüstete alle Zeichen früheren Anbaues. Aber sie befruchtete im Verwüsten. Als sie zurücktrat, war die Wildnis wie der Garten Gottes, allenthalben fröhlich, lachend, jauchzend, in spontanem Überfluß alles Glänzende, Duftende und Nährende hervortreibend. Eine neue Sprache, durch einfache Weichheit und einfache Kraft bezeichnet, war zur Vollendung gediehen. Keine Sprache hat jemals der Poesie prächtigere und lebhaftere Farben geliefert, und es dauerte auch nicht lange, bis ein Dichter erschien, der sie zu gebrauchen verstand. Schon im 14. Jahrhundert erschien die Divina Comedia, das größte Werk der Phantasie, das seit den Gedichten des Homer erschienen ist. Die folgende Generation erzeugte zwar keinen zweiten Dante, aber sie zeichnete sich

durch allgemeine geistige Tätigkeit ungemein aus. Das Studium der lateinischen Schriftsteller war in Italien niemals vernachlässigt worden. Petrarca aber führte eine tiefere, liberalere und geschmackvollere Gelehrsamkeit ein, und übertrug auf seine Landsleute seine Begeisterung für die Literatur, die Geschichte und die Altertümer Roms. Boccaccio richtete seine Aufmerksamkeit auf die erhabeneren und reizvolleren griechischen Musen.

Von dieser Zeit an wurde die Bewunderung der Wissenschaft und des Geistes fast ein Götzendienst bei den Italienern. Könige und Republikaner, Kardinäle und Dogen wetteiferten miteinander, Petrarca zu ehren und ihm zu schmeicheln. Gesandtschaften nebenbuhlerischer Staaten bewarben sich um die Ehre seiner Belehrung. Seine Krönung versetzte den Hof zu Neapel und das römische Volk in eine Aufregung, wie sie nur der wichtigste politische Vorgang hätte hervorbringen können. Bücher und Antiken zu sammeln, Professuren zu gründen, gelehrte Männer zu patronisieren wurde fast zur allgemeinen Modesache unter den Großen. Der Geist der literarischen Forschung verbündete sich mit dem kaufmännischen Unternehmungsgeiste. Jeder Platz, zu dem die florentinischen Handelsfürsten ihren riesigen Verkehr erstreckten, von den Bazars am Tigris bis zu den Klöstern am Clyde, wurde nach Münzen und Manuskripten durchwühlt. Baukunst, Malerei und Bildhauerei wurden

freigebig ermuntert. Es würde schwer fallen, aus der Zeit, von der wir reden, einen hervorragenden Italiener zu nennen, der, was auch sonst sein allgemeiner Charakter gewesen sein möge, eine Liebe zu Wissenschaften und Künsten nicht wenigstens geheuchelt hätte.

Wissen und öffentliche Wohlfahrt fuhren fort, gemeinsam emporzublühen. Beide erreichten ihren Höhepunkt im Zeitalter Lorenzos des Prächtigen. Wir können uns nicht versagen, die glänzende Stelle anzuführen, in der der toskanische Thukydides den Zustand Italiens in jener Periode schildert. „Ridotta tutta in somma pace e tranquillità, coltivata non meno ne'luoghi più montuosi e più sterili che nelle pianure e regioni più fertili, nè sottoposta ad altro imperio che de' suoi medesimi, non solo era abbondantissima d'abitatori e di richezze; ma illustrata sommamente dalla magnificenza di molti principi, dallo splendore di molte nobilissime e bellissime città, dalla sedia e maestà della religione, fioriva d'uomini prestantissimi nell' amministrazione delle cose pubbliche, e d'ingegni molto nobili in tutte le scienze, ed in qualunque arte preclara ed industriosa." Wenn wir diese richtige und glänzende Schilderung lesen, können wir uns kaum vorstellen, daß wir von Zeiten hören, in denen uns die Annalen Englands und Frankreichs nur ein schreckenvolles Schauspiel von Armut, Barbarei und Unwissenheit vorführen. Es ist genußvoll,

sich von den Bedrückungen ungebildeter Herren und den Leiden eines geknechteten Landvolkes zu den reichen und erleuchteten Staaten Italiens zu wenden, zu den weiten und prächtigen Städten, den Häfen, den Arsenalen, den Villen, den Museen, den Bibliotheken, den mit jedem Artikel der Bequemlichkeit oder des Luxus gefüllten Märkten, den von Arbeitern wimmelnden Fabriken, den bis zu den Gipfeln hinan mit reichem Anbaue bedeckten Appenninen, dem Po, der die Ernten der Lombardei in die Kornkammern Venedigs trägt und die bengalischen Seidenwaren und das sibirische Pelzwerk zu den Palästen Mailands zurückbringt. Mit besonderem Vergnügen muß jeder gebildete Geist bei dem schönen, dem glänzenden, dem ruhmvollen Florenz verweilen, den Sälen, die von den Scherzen des Pulci ertönten, der Zelle, wo die mitternächtige Lampe des Polizian blinkte, den Statuen, auf die das junge Auge Michelangelos mit der Glut einer verwandten Begeisterung blickte, den Gärten, in denen Lorenzo irgend ein geistfunkelndes Lied für den Maitanz der italienischen Jungfrauen ersann. Welche schöne Stadt! Welcher Geist, welches Wissen, welcher Genius und welche Liebe!

„Le donne, e i cavalier, gli affanni, e gli agi,
Che ne 'nvogliava amore e cortesia
Là dove i cuor son fatti si malvagi."

Die Zeit war nahe, wo alle sieben Schalen der Apokalypse über diese reizenden Landschaften ausgegossen werden sollten, eine Zeit des Schlachtens, des Hungers, des Betteltums, der Schmach, der Knechtschaft, der Verzweiflung.

Wie bei vielen Organismen war auch bei den italienischen Staaten vorzeitige Gebrechlichkeit die Strafe vorzeitiger Reife. Ihre frühe Größe und ihr früher Verfall sind hauptsächlich einunddersel-ben Ursache zuzuschreiben: dem Übergewicht, das die Städte in dem politischen Systeme erlangt hatten.

In einer Gemeinschaft von Jägern oder Schäfern wird jedermann leicht und notwendig zum Krieger. Seine gewöhnlichen Beschäftigungen sind vollkommen vereinbar mit den Pflichten des Militärdienstes. In welche Ferne auch die Unternehmung gehen mag, zu der er sich verpflichtet hat, er findet es doch leicht, den Fonds, aus dem er seinen Unterhalt zieht, mit sich zu führen. Das ganze Volk ist ein Heer, das ganze Jahr ein Marsch.

In einer ganz anderen Lage aber ist ein Volk, das von dem Anbaue der Erde lebt. Der Landmann ist an den Boden gebunden, den er bestellt. Ein langer Feldzug würde ihn ruinieren. Gleichwohl sind seine Beschäftigungen von der Art, daß sie seinem Körper die für einen Krieger nötige aktive und passive Kraft geben. Auch verlangen sie, wenigstens in der Kindheit der Agrikultur-

wissenschaft, keineswegs seine ununterbrochene Aufmerksamkeit. Zu gewissen Zeiten des Jahres ist er fast gänzlich unbeschäftigt und in der Lage, die nötige Zeit zu einer kurzen Expedition aufzubringen, ohne sich zu schaden. Auf diese Art wurden die römischen Legionen in den früheren Kriegen der Republik gestellt. Die Jahreszeit, während der die Felder die Anwesenheit der Bebauer nicht erforderten, reichte hin zu einem kurzen Einfall und einer Schlacht. Wurden auch diese Operationen zu oft unterbrochen, als daß sie hätten entscheidende Resultate ergeben können, so dienten sie doch dazu, im Volke einen Grad von Kriegszucht und Mut zu erhalten, der es nicht bloß sicher, sondern auch furchtbar machte. Die Bogenschützen und Streitaxtträger des Mittelalters, die, mit Vorrat auf vierzig Tage auf ihrem Rücken, die Felder mit dem Lager vertauschten, waren Truppen derselben Art.

Wenn aber Handel und Manufakturen zu blühen beginnen, so tritt eine große Umwandlung ein. Die sitzende Lebensweise am Schreibpult und am Weberstuhl machen die Anstrengungen und Beschwerden des Krieges unerträglich. Das Geschäft von Handelsleuten und Handwerkern erfordert ihre stete Gegenwart und Aufmerksamkeit. In einem solchen Gemeinwesen hat man wenig überflüssige Zeit, in der Regel aber viel überflüssiges Geld. Es werden daher einige Mitglieder der Gesellschaft gemietet, um den Rest

von einer mit deren Gewohnheiten und Verpflichtungen unverträglichen Aufgabe zu befreien.

Die Geschichte Griechenlands ist in diesen wie in vielen anderen Beziehungen der beste Kommentar zur Geschichte Italiens. Fünfhundert Jahre vor der christlichen Ära bildeten die Bürger der Republiken, die rings am Ägäischen Meer bestanden, vielleicht die schönste Streitmacht, die es jemals gegeben hat. Als Reichtum und Verfeinerung zunahmen, erfuhr das System eine allmähliche Änderung. Die ionischen Staaten waren die ersten, in denen der Handel und die Künste gepflegt wurden, und die ersten, in denen die alte Kriegszucht verfiel. Achtzig Jahre nach der Schlacht von Platäa waren überall Lohntruppen bei Schlachten und Belagerungen in Verwendung. In der Zeit des Demosthenes war es fast unmöglich, die Athener dazu zu bringen, sich zu auswärtigem Kriegsdienst anwerben zu lassen. Die Gesetze des Lykurg verboten Handel und Manufakturen. Deshalb fuhren die Spartaner fort, ein Nationalheer zu bilden, lange nachdem ihre Nachbarn angefangen hatten, Soldaten zu mieten. Ihr kriegerischer Geist aber sank mit ihren eigentümlichen Institutionen. Im zweiten Jahrhunderte nach Christus besaß Griechenland nur ein einziges Volk von Kriegern, die wilden Hochlandbewohner Ätoliens, die hinter ihren Landsleuten

um einige Generationen in Gesittung und Geistesbildung zurückstanden.

Alle Ursachen, die bei den Griechen diese Wirkungen hervorbrachten, machten sich noch kräftiger bei den neueren Italienern geltend. Statt einer von Natur aus kriegerischen Macht wie Sparta hatten sie einen von Natur aus friedfertigen geistlichen Staat in ihrer Mitte. Wo es zahlreiche Sklaven gibt, da wird jeder Freie durch die stärksten Beweggründe bestimmt, sich mit dem Gebrauche der Waffen vertraut zu machen. Die Republiken Italiens wimmelten nicht wie die griechischen von tausenden jener häuslichen Feinde. Endlich war auch die Art, wie während der glücklichen Zeiten Italiens militärische Operationen geführt wurden, der Bildung einer wirksamen Volkswehr ganz besonders ungünstig. Man suchte die Kraft eines Heeres in Soldaten, die vom Kopf bis zum Fuß mit Eisen bedeckt waren, schwere Lanzen zur Bewaffnung hatten und auf den schwersten Rossen ritten. Das Fußvolk galt für verhältnismäßig wertlos und wurde so lange vernachlässigt, bis es in der Tat wertlos geworden war. Diese Kriegsart behauptete sich Jahrhunderte lang in den meisten Teilen Europas. Daß Fußsoldaten dem Angriffe schwerer Reiterei widerstehen könnten, hielt man für gänzlich unmöglich, bis gegen den Schluß des 15. Jahrhunderts die rauhen Gebirgsleute der Schweiz den Zauber lösten und die erfahrensten Generale in Erstaunen

setzten, indem sie den gefürchteten Anprall mit einem undurchdringlichen Lanzenwald auffingen.

Der Gebrauch des griechischen Speeres, des römischen Schwertes oder des modernen Bajonetts konnte mit verhältnismäßiger Leichtigkeit erlernt werden. Aber nur die tägliche Übung von Jahren konnte den Kriegsmann in den Stand setzen, seine lastende Rüstung zu tragen und seine schwerfällige Waffe zu behandeln. Durch ganz Europa wurde dieser wichtigste Zweig des Krieges ein besonderer Berufszweig. Jenseits der Alpen zwar war er, wenn auch ein Beruf, so doch nicht ein allgemeines Gewerbe. Er war die Pflicht und das Vergnügen einer großen Klasse von Landedelleuten. Er war der Dienst, für den sie ihr Land zu Lehen hatten, und die Unterhaltung, mit der sie, in Ermangelung geistiger Hilfsquellen, ihre müßige Zeit vertrieben. In den nördlichen Staaten Italiens aber hatte, wie wir bereits bemerkt haben, die wachsende Macht der Städte diese Klasse von Menschen nicht gerade ausgerottet, aber doch zu gänzlich anderen Gewohnheiten geführt. Hier wurde daher der Gebrauch, Soldtruppen zu verwenden, zu einer Zeit allgemein, wo er in anderen Ländern fast unbekannt war.

Wenn der Krieg das Gewerbe einer besonderen Klasse wird, so besteht der am wenigsten gefährliche Weg, der einer Regierung übrig bleibt, darin, diese Klasse zu einem stehenden Heere zu bilden.

Es ist kaum möglich, daß Männer ihr Leben im Dienste eines Staates verbringen, ohne einigen Anteil an seiner Größe zu nehmen. Seine Siege sind ihre Siege. Seine Niederlagen sind ihre Niederlagen. Der Vertrag verliert etwas von seinem merkantilischen Charakter. Die Dienste des Soldaten gelten als Wirkungen patriotischen Eifers, sein Sold als der Tribut nationaler Dankbarkeit. Eine Macht zu verraten, die ihn beschäftigt, ja auch nur nachlässig in ihrem Dienste zu sein, ist in seinen Augen ein abscheuliches und erniedrigendes Verbrechen.

Als die Fürsten und Republiken Italiens anfingen, sich gemieteter Truppen zu bedienen, wäre es das weiseste Verfahren für sie gewesen, verschiedene stehende Heere zu bilden. Unglücklicherweise geschah dies nicht. Die Soldkrieger der Halbinsel galten, statt an den Dienst verschiedener Mächte gewiesen zu sein, als das gemeinsame Eigentum aller. Die Verbindung zwischen dem Staat und seinen Verteidigern wurde auf den einfachsten und nacktesten Handel reduziert. Der Abenteurer brachte sein Pferd, seine Waffen, seine Stärke und seine Erfahrung zu Markte. Ob der König von Neapel oder der Herzog von Mailand, der Papst oder die Signoria von Florenz den Handel abschloß, war für ihn ein völlig gleichgültiger Umstand. Er war für möglichst hohen Sold und möglichst lange Mietzeit. War der Feldzug, für den er abgeschlossen hatte,

zu Ende, so standen weder Gesetze noch Ehrenskrupel entgegen, wenn er sofort seine Waffen gegen seine letzten Herren kehrte. Der Soldat war gänzlich von dem Bürger und dem Untertan geschieden.

Die natürlichen Folgen blieben nicht aus. Die Führung durch Männer, die weder diejenigen liebten, die sie verteidigten, noch diejenigen haßten, gegen die sie standen, die oft durch stärkere Bande an die Armee geknüpft waren, gegen die sie kämpften, als an den Staat, dem sie dienten, die durch die Beendigung des Zwiespaltes verloren und durch seine Verlängerung gewannen, veränderte vollständig den Charakter des Krieges. Jedermann kam auf das Schlachtfeld mit dem Bewußtsein, daß er in wenigen Tagen von der Macht, gegen die er jetzt gebraucht wurde, den Sold beziehen und an der Seite seiner Feinde gegen seine Verbündeten fechten könne. Die stärksten Interessen und die stärksten Gefühle wirkten zusammen, die Feindschaft derer zu mildern, die vor kurzem noch Waffenbrüder gewesen waren und bald wiederum Waffenbrüder werden konnten. Ihr gemeinsamer Beruf war ein Einigungsband, das sich selbst dann nicht vergessen ließ, wenn sie im Dienste streitender Parteien standen. Daher kam es, daß mattere und unentschiedenere Operationen, als sie die Geschichte irgend sonst aufzählt, Märsche und Rückmärsche, Plünderungszüge und Blockaden,

unblutige Kapitulationen und ebenso unblutige Gefechte, im Laufe von fast zwei Jahrhunderten die Kriegsgeschichte Italiens ausmachen. Mächtige Heere fechten vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne. Ein großer Sieg wird gewonnen. Tausende von Gefangenen werden gemacht und kaum ein Menschenleben ist verloren gegangen. Eine regelmäßige Feldschlacht scheint in der Tat weniger gefährlich gewesen zu sein als ein gewöhnlicher bürgerlicher Tumult.

Mut war jetzt selbst für den militärischen Beruf nicht mehr länger nötig. Männer wurden alt in den Lagern und erwarben höchsten Ruf durch ihre kriegerischen Leistungen, ohne jemals einer ernsten Gefahr getrotzt zu haben. Die politischen Folgen sind nur zu wohl bekannt. Der reichste und erleuchtetste Teil der Welt wurde unbeschützt den Angriffen jedes barbarischen Eroberers überlassen, der Brutalität der Schweiz, der Anmaßung Frankreichs und der wilden Raubsucht Aragoniens. Die moralischen Wirkungen, die diesem Stande der Dinge folgten, waren noch bemerkenswerter.

Bei den anderen Nationen, die jenseits der Alpen wohnten, war Mut unbedingt unerläßlich. Ohne ihn konnte niemand hervortreten, kaum jemand sicher sein. Feigheit galt daher natürlich für den schmählichsten Vorwurf. Bei den verfeinerten, durch Handel bereicherten, durch das Gesetz beherrschten und der Literatur leiden-

schaftlich ergebenen Italienern geschah alles durch geistige Überlegenheit. Selbst ihre Kriege, friedlicher als der Friede ihrer Nachbarn, erforderten eher bürgerliche als militärische Eigenschaften. Deshalb wurde, während in anderen Ländern Mut der Ehrenpunkt war, geistige Gewandtheit der Ehrenpunkt in Italien.

Aus diesen beiden Prinzipien wurden, durch streng analoge Prozesse, zwei entgegengesetzte Systeme der moralischen Anschauung abgeleitet. In dem größeren Teile von Europa haben die Laster, die sich bei besonders zaghaften Naturen finden und die natürliche Schutzwehr der Schwäche bilden, Betrug und Heuchelei, immer als die schimpflichsten gegolten. Auf der anderen Seite sind die Ausschweifungen hochfahrender und kühner Geister mit Nachsicht und selbst mit Achtung behandelt worden. Die Italiener betrachteten mit entsprechender Milde diejenigen Verbrechen, die Selbstbeherrschung und Gewandtheit, rasche Auffassung, fruchtbare Erfindung und tiefe Kenntnis der menschlichen Natur erfordern.

Ein Fürst wie unser Heinrich V. war zum Ideal des Nordens geeignet. Die Torheiten seiner Jugend, der selbstsüchtige Ehrgeiz seines Mannesalters, die bei langsamem Feuer gerösteten Lollarden, die auf dem Schlachtfelde niedergemetzelten Gefangenen, die Verlängerung der bereits abgetanen Priesterherrschaft um ein Jahrhundert, das

furchtbare Vermächtnis eines grund- und aussichtslosen Krieges, einem Volke hinterlassen, das kein Interesse an seinem Ausgange hatte, alles wird vergessen über dem Sieg von Azincourt. Franz Sforza dagegen war das Musterbild eines italienischen Helden. Er machte seine Prinzipale und seine Nebenbuhler gleichmäßig zu seinen Werkzeugen. Er überwältigte zuerst seine offenen Feinde mit Hilfe treuloser Alliierten; er rüstete sich dann mit der seinen Feinden abgenommenen Beute gegen seine Verbündeten. Durch seine unvergleichliche Gewandtheit erhob er sich von der prekären und abhängigen Stellung eines militärischen Abenteurers auf den ersten Thron Italiens. Einem solchen Manne wurde viel vergeben: leere Freundschaft, unedle Feindschaft, verletzte Treue. So sind die entgegengesetzten Irrtümer, die die Menschen begehen, wenn ihre Moralität nicht eine Wissenschaft, sondern eine Mode ist, wenn sie ewige Grundsätze für zufällige Verhältnisse aufgeben.

Wir haben unsere Ansicht durch ein der Geschichte entlehntes Beispiel erläutert. Wir wollen ein anderes aus der Dichtung nehmen. Othello ermordet sein Weib; er gibt Befehl, seinen Leutnant zu ermorden; er endet durch Selbstmord. Gleichwohl verliert er niemals die Achtung und Zuneigung seiner nordischen Leser. Sein unerschrockener und feuriger Geist macht alles gut. Das arglose Vertrauen, mit dem er auf seine Rat-

geber hört, die Verzweiflung, mit der er vor dem Gedanken der Schande zurückbebt, der Sturm der Leidenschaft, in dem er seine Verbrechen verübt und die stolze Furchtlosigkeit, mit der er sie gesteht, geben seinem Charakter ein außerordentliches Interesse. Jago dagegen ist der Gegenstand allgemeinen Widerwillens. Viele sind geneigt zu vermuten, daß Shakespeare sich zu einer ihm sonst ungewohnten Übertreibung habe verleiten lassen und ein Ungeheuer entworfen habe, das kein Vorbild in der menschlichen Natur besitzt. Nun vermuten wir aber, daß ein italienisches Auditorium im 15. Jahrhundert ganz anders empfunden hätte. Othello hätte nichts als Abscheu und Verachtung eingeflößt. Die Torheit, mit der er den freundschaftlichen Versicherungen eines Mannes traut, dessen Beförderung er verhindert hat, die Leichtgläubigkeit, mit der er unbegründete Behauptungen und nebensächliche Umstände als unwiderlegbare Beweise hinnimmt, die Heftigkeit, mit der er die Rechtfertigung zum Schweigen bringt, bis sie nur noch sein Elend verschlimmern kann, hätten den Widerwillen und das Mißfallen der Zuschauer erregt. Das Verfahren des Jago hätten sie sicher verdammt, wie wir das seines Opfers verdammen. Aber etwas von Teilnahme und Respekt hätte sich in ihre Mißbilligung gemischt. Der schlagfertige Geist dieses Verräters, die Klarheit seines Urteils, die Geschicklichkeit, mit der er in die Absichten

anderer eindringt und seine eigenen verbirgt, hätten ihm einen gewissen Anteil an ihrer Achtung gesichert.

So groß war der Unterschied zwischen den Italienern und ihren Nachbarn. Ein ähnlicher Unterschied bestand zwischen den Griechen des 2. Jahrhunderts vor Christus und ihren Gebietern, den Römern. Die Eroberer, tapfer und entschlossen, treu in ihrer Pflicht und stark durch religiöse Gefühle bestimmt, waren auf der anderen Seite unwissend, willkürlich und grausam. Bei dem besiegten Volke war die ganze Kunst, Wissenschaft und Literatur der westlichen Welt versammelt. In Dichtkunst, in Philosophie, in Malerei, in Baukunst, in Bildhauerkunst hatten sie keine Nebenbuhler. Ihre Sitten waren verfeinert, ihre Auffassung scharf, ihre Erfindungskraft vollkommen, sie waren duldsam, leutselig, menschlich; aber von Mut und Aufrichtigkeit waren sie gänzlich verlassen. Jeder rohe Centurio tröstete sich über sein geistiges Zurückstehen mit der Bemerkung, daß Wissen und Geschmack die Menschen nur zu Atheisten, Feiglingen und Sklaven zu machen pflege. Noch lange Zeit trat dieser Unterschied in starken Merkmalen hervor und lieferte den scharfen Sarkasmen Juvenals einen beneidenswerten Stoff.

Der Bürger einer italienischen Republik war der Grieche aus der Zeit des Juvenal und der Grieche aus der Zeit des Perikles in einer Person.

Wie der erstere war er zaghaft und biegsam, listig und niedrigdenkend. Aber wie der letztere besaß er ein Vaterland. Seine Unabhängigkeit und Wohlfahrt waren ihm teuer. Wenn sein Charakter durch einige schnöde Verbrechen erniedrigt wurde, so wurde er auf der anderen Seite durch Gemeinsinn und durch einen ehrenwerten Ehrgeiz geadelt.

Ein durch die allgemeine Meinung gebilligtes Laster ist lediglich ein Laster. Das Übel bleibt auf sich selbst beschränkt. Ein durch die allgemeine Meinung verurteiltes Laster bringt eine verderbliche Wirkung auf den ganzen Charakter hervor. Das erstere ist eine örtliche Krankheit, das letztere ein die ganze Konstitution erfassendes Übel. Wenn der Ruf des Übertreters verloren ist, so wirft er nur zu oft die Reste seiner Tugend verzweifelnd nach. In unserem Vaterlande verwirkt ein Frauenzimmer ihre Stellung in der Gesellschaft durch etwas, was bei einem Manne gewöhnlich als ein ehrenvoller Vorzug und im schlimmsten Falle als ein leicht zu vergebender Fehler betrachtet wird. Die Folge ist notorisch. Die Sittlichkeit einer Frau wird oft durch ein einziges Abirren von der Tugend mehr geschwächt als die eines Mannes durch zwanzig Jahre voll galanter Händel.

Dieses Prinzip nun müssen wir auf den vorliegenden Fall anwenden. Gewohnheitsmäßige Verstellung und Falschheit bezeichnen ohne

Zweifel einen Mann in unserer Zeit und unserem Lande als gänzlich wertlos und verwerflich. Aber keineswegs folgt daraus, daß ein ähnliches Urteil bei einem mittelalterlichen Italiener gerecht wäre. Im Gegenteil finden wir da häufig jene Fehler, die wir als sichere Anzeichen eines gänzlich verderbten Gemütes zu betrachten pflegen, in Gemeinschaft mit großen und guten Eigenschaften, mit Großmut, mit Wohlwollen, mit Uneigennützigkeit. Wir wissen wohl, daß derartige Feststellungen nicht zu jenen gehören, die die Geschichtsschreiben am liebsten machen und die Leser am liebsten aufnehmen. Aber sie sind deshalb doch nicht nutzlos. Wie Philipp seine Truppen bei Chäronäa ordnete, wo Hannibal die Alpen überschritt, ob Maria den Darnley in die Luft sprengte und Siquier Karl XII. erschoß, und zehntausend andere Fragen derselben Art sind an sich ohne Bedeutung. Ihre Untersuchung mag uns Vergnügen machen, aber ihre Entscheidung macht uns nicht weiser. Der allein liest die Geschichte recht, der ständig beobachtet, von wie mächtigem Einflusse die Umstände auf die Gefühle und Ansichten der Menschen sind, wie oft Laster in Tugenden und Paradoxe in Axiome übergehen, und dadurch das Zufällige und Vorübergehende in der menschlichen Natur von dem unterscheiden lernt, was wesentlich und unveränderlich an ihr ist.

In dieser Beziehung gibt uns keine Geschichte

zu bedeutsameren Betrachtungen Anlaß als die der toskanischen und lombardischen Republiken. Der Charakter des italienischen Staatsmannes scheint auf den ersten Anblick eine Sammlung von Widersprüchen zu sein, ein so monströses Phantom wie die Höllenpförtnerin bei Milton, halb Gottheit, halb Schlange, oben majestätisch und schön und unten kriechend und giftig. Wir sehen einen Mann, dessen Gedanken und Worte keinen Zusammenhang miteinander haben, der niemals über einen Eid schwankt, wenn er zu verführen wünscht, dem es nie an einem Vorwand gebricht, wenn er geneigt ist, zu verraten. Seine Grausamkeiten entspringen nicht aus der Hitze seines Blutes oder dem Wahnsinn ungezügelter Gewalt, sondern aus tiefer und kalter Erwägung. Seine Leidenschaften sind wie wohlgeübte Truppen auf Kommando stürmisch und vergessen in ihrer jähesten Wut niemals die Disziplin, an die sie gewöhnt wurden. Seine ganze Seele ist von weiten und verwickelten Plänen des Ehrgeizes eingenommen, und doch zeigen seine Reden und Mienen nichts als philosophische Mäßigung. Haß und Rache nagen an seinem Herzen, und doch ist jeder Blick ein herzliches Lächeln, jede Bewegung eine vertrauliche Liebkosung. Er erweckt niemals den Argwohn seiner Gegner durch kleinliche Herausforderungen. Sein Vorhaben wird erst enthüllt, wenn es vollführt ist. Sein Gesicht ist faltenlos, seine Sprache ist

höflich, bis die Wachsamkeit eingeschläfert, bis ein Lebensnerv bloßgelegt, bis ein sicheres Ziel gewonnen ist, und dann führt er den ersten und letzten Streich. Militärischen Mut, den Ruhm des plumpen Deutschen, des frivolen und geschwätzigen Franzosen oder des romantischen und anmaßenden Spaniers, besitzt er weder, noch schätzt er ihn. Er vermeidet Gefahr, nicht weil er unempfindlich für Schande ist, sondern weil in der Gesellschaft, in der er lebt, Zaghaftigkeit aufgehört hat, etwas Schimpfliches zu sein. Ein Unrecht offen zu tun, ist nach seinem Urteil ebenso schlecht wie es im geheimen zu tun und weit weniger vorteilhaft. Demzufolge sind die ehrenwertesten Mittel immer die, die zugleich die sichersten, raschesten und verborgensten sind. Er kann nicht begreifen, wie jemand Bedenken tragen kann, die zu betrügen, die zu vernichten er nicht das geringste Bedenken trägt. Er würde es für Tollheit halten, offene Feindseligkeiten gegen einen Nebenbuhler zu unternehmen, den er in einer freundschaftlichen Umarmung erdolchen oder mit geweihtem Wasser vergiften kann.

Und doch ermangelte dieser Mann, schwarz von den Lastern, die wir als die widerwärtigsten betrachten, Verräter, Heuchler, Feigling, Meuchelmörder, keineswegs jener Tugenden, die wir in der Regel als Zeichen eines höheren Charakters ansehen. An bürgerlichem Mute, an Ausdauer, an

Geistesgegenwart standen ihm jene barbarischen Krieger, die in der Schlacht oder auf der Bresche die ersten waren, bei weitem nach. Selbst die Gefahren, denen er mit einer fast kleinmütigen Vorsicht auswich, verwirrten weder seine Auffassung, noch lähmten sie seine Erfindungskraft, noch entrissen sie seiner glatten Zunge und seiner unerforschlichen Stirn ein einziges Geheimnis. Wiewohl ein gefährlicher Feind und ein noch gefährlicherer Helfershelfer, konnte er doch ein gerechter und wohlwollender Regent sein. Bei so viel Unschönem in seiner Politik lag doch ein ungewöhnlicher Grad von Schönheit in seinem Geiste. Unbekümmert um Wahrheit in den Geschäften des Lebens, war er der Wahrheit in der Forschung und Spekulation redlich ergeben. Mutwillige Grausamkeit lag nicht in seiner Natur. Im Gegenteil, wo kein politischer Zweck im Spiele war, war sein Wesen sanft und menschlich. Die Empfindlichkeit seiner Nerven und die Regsamkeit seiner Einbildungskraft machten ihn geneigt, mit den Gefühlen anderer zu sympathisieren und sich an den Liebesbeweisen und Artigkeiten des geselligen Lebens zu erfreuen. Beständig zu Handlungen herabsteigend, die ein krankhaftes Gemüt anzuzeigen scheinen, besaß er nichtsdestoweniger eine außerordentliche Empfänglichkeit sowohl für das äußerlich als für das innerlich Erhabene, für jede reizvolle und für jede hochstrebende Idee. Die Gewohnheit kleinlicher Intrigue und Ver-

stellung hätte ihn zu großen allgemeinen Betrachtungen unfähig machen können, wenn nicht der erweiterte Einfluß seiner philosophischen Studien diesem beengenden Zuge entgegengewirkt hätte. Er verstand Witz, Beredsamkeit und Poesie aufs feinste zu genießen. Die schönen Künste zogen aus der Strenge seines Urteils ebensoviel Nutzen wie aus der Freigebigkeit seiner Gönnerschaft. Die Porträts einiger der bemerkenswertesten Italiener jener Zeit stimmen mit dieser Schilderung vollkommen überein. Breite und majestätische Stirnen, starke und dunkle, aber nicht finster sehende Brauen, Augen, deren ruhiger, voller Blick, während er gar nichts erkennen läßt, jegliches zu durchdringen scheint, durch Nachdenken und sitzende Lebensweise blaß gewordene Wangen, zu weiblicher Feinheit gebildete, aber mit höchst männlicher Entschiedenheit geschlossene Lippen bezeichnen Männer, die zugleich unternehmend und zaghaft, die ebenso geschickt in der Entdeckung der fremden Pläne wie in der Verbergung ihrer eigenen waren, die furchtbare Gegner und unzuverlässige Verbündete gewesen sein müssen, zugleich aber Männer, deren Wesen mild und gleichmäßig war und die einen so umfassenden und feinen Geist besaßen, daß er ihnen sowohl im tätigen wie im kontemplativen Leben zur Auszeichnung verhelfen mußte und sie dazu befähigen konnte, die Menschen entweder zu regieren oder zu unterrichten.

Jedes Zeitalter und jede Nation hat gewisse charakteristische Laster, die fast allgemein vorherrschen, die sich kaum irgend jemand einzugestehen scheut und die selbst strenge Sittenrichter nur gelind tadeln. Aufeinanderfolgende Generationen wechseln die Mode ihrer Moral mit der Mode ihrer Hüte und ihrer Kutschen, nehmen irgend eine andere Art von Lasterhaftigkeit unter ihren Schutz und wundern sich über die Schlechtigkeit ihrer Vorfahren. Das ist aber noch nicht alles. Die Nachwelt, dieser hohe Appellationshof, der niemals müde wird, seine eigene Gerechtigkeit und Einsicht zu rühmen, verfährt bei solchen Gelegenheiten wie ein römischer Diktator nach einer allgemeinen Meuterei. Da er die Delinquenten zu zahlreich findet, um sie alle zu strafen, so wählt er einige von ihnen aufs Geratewohl aus und läßt sie die ganze Strafe eines Frevels tragen, in den sie nicht tiefer verwickelt sind als die, welche davonkommen. Ob das Dezimieren eine geeignete Art der militärischen Exekution ist, wissen wir nicht; wir protestieren aber feierlich gegen die Einführung eines solchen Verfahrens in die Philosophie der Geschichte.

Im gegenwärtigen Falle ist das Los auf Machiavelli gefallen, einen Mann, dessen öffentliches Verhalten redlich und ehrenhaft war, dessen Ansichten über Moralität, wo sie von denen seiner Umgebung abwichen, zum Besseren abgewichen sind und dessen einziger Fehler darin bestand,

daß er einige der damals allgemein geltenden Grundsätze lichtvoller ordnete und kräftiger ausdrückte als irgend ein anderer Schriftsteller.

Nachdem wir nun, wie wir hoffen, den persönlichen Charakter Machiavellis einigermaßen gerechtfertigt haben, kommen wir zu der Betrachtung seiner Werke. Als Dichter ist er zu keiner hohen Stelle berufen; indeß verdienen seine Komödien Beachtung.

Besonders die „Mandragola" steht über den besten Goldonis und nur unter den besten Molières. Sie ist das Werk eines Mannes, der, wenn er sich dem Drama gewidmet hätte, wahrscheinlich die höchste Auszeichnung erreicht und einen bleibenden und heilsamen Einfluß auf den Nationalgeschmack ausgeübt hätte. Wir schließen das nicht so sehr aus dem Grade als aus der Art ihrer Vorzüge. Es gibt Werke, die noch größeres Talent bekunden und dem Leser noch größeren Genuß bereiten, und aus denen wir doch ganz andere Schlüsse gezogen hätten. Völlig wertlose Werke sind völlig unschädlich. Das sichere Zeichen des allgemeinen Verfalls einer Kunst ist nicht das häufige Vorkommen von Häßlichem, sondern von falsch angebrachtem Schönem. In der Regel ist die Tragödie durch Beredsamkeit und die Komödie durch Witz verdorben worden.

Der wahre Gegenstand des Dramas ist die Darlegung des menschlichen Charakters. Das ist,

wie wir meinen, keine willkürliche Regel, die aus örtlichen und zeitlichen Verhältnissen entstanden wäre wie jene Regeln, die die Zahl der Akte in einem Schauspiel oder der Silben in einem Verse bestimmen. Diesem Grundsatze unterliegt jede andere Anordnung. Die Situationen, die den Charakter am deutlichsten enthüllen, bilden den besten Plan. Die Muttersprache der Leidenschaften ist der beste Stil.

Dieser Grundsatz, richtig verstanden, verkümmert dem Dichter keinen Reiz der Darstellung. Es gibt keinen Stil, in dem sich nicht jemand unter gewissen Umständen ausdrücken könnte. Es gibt daher keinen Stil, den das Drama verwirft, keinen, den es nicht gelegentlich brauchte. Die Unterscheidung von Ort, Zeit und Personen ist es, worin die geringeren Künstler fehlen. Das phantastische Witzgewürfel Mercutios, die studierte Deklamation des Antonius sind da, wo Shakespeare sie hinsetzte, natürlich und ansprechend. Aber Dryden hätte den Mercutio seine Herausforderung an Tybalt in ebenso phantastischen Hyperbeln richten lassen, wie er sie für die Beschreibung des Wagens der Mab verwendet. Corneille hätte den Antonius dargestellt, wie er die Kleopatra mit der ganzen abgemessenen Rhetorik einer Leichenrede gescholten und geliebkost hätte.

Niemand unter unseren Schriftstellern hat dem englischen Lustspiel so tief geschadet wie Congreve

und Sheridan. Beide waren Männer von glänzendem Witz und ausgebildetem Geschmack. Unglücklicherweise aber machten sie alle ihre Charaktere nach ihrem eigenen Bilde. Ihre Werke verhalten sich zum wahren Drama wie ein Transparent zu einem Gemälde. Da gibt es keine feinen Striche, keine unbemerkbar ineinander schmelzenden Farben; das Ganze ist von einem allgemeinen Glanze erleuchtet. Umrisse und Tinten sind von dem gleichmäßigen Scheine, der das Ganze erhellt, verschlungen worden. An Blumen und Früchten des Geistes ist Überfluß; aber es ist der Überfluß einer Wildnis, nicht eines Gartens, ungesund, verwirrend, nutzlos eben wegen seiner Fülle, faul durch seinen eigenen Duft. Jeder Laffe, jeder Bauer, jeder Bediente ist ein Mann von Witz. Die Zielscheiben des Witzes, die zum Narren Gehaltenen überstrahlen das ganze Hôtel Rambouillet. Um das ganze System dieser Schule als irrig zu erweisen, braucht man nur die wahre Thalia an die Stelle der falschen zu setzen, den gefeiertsten Charakteren, die diese beiden Schriftsteller geschaffen haben, den Bastard in „König Johann“ oder die Amme in „Romeo und Julia“ gegenüberzustellen. Sicherlich nicht aus Mangel an Witz schlug Shakespeare einen so gänzlich anderen Weg ein. Es wäre jenem fruchtbaren Geiste leicht gewesen, Bardolph und Shallow so viel Witz beizulegen wie Prinz Hal und Dogberry und Verges einander

in sprühenden Epigrammen bedienen zu lassen. Aber er wußte, daß solche nicht unterscheidende Verschwendung, um uns seiner eigenen bewunderungswürdigen Sprache zu bedienen, „wider den Zweck des Schauspiels wäre, dessen Aufgabe, von Anfang an wie jetzt, war und ist: der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten."

Diese Abschweifung wird unsere Leser verstehen lassen, was wir mit dem Satz meinen: Machiavelli habe in der „Mandragola" bewiesen, daß er die Natur der dramatischen Kunst vollständig kannte und Talente besaß, die ihn befähigt hätten, sich darin auszuzeichnen. Er erregt durch richtige und kräftige Zeichnung der Menschennatur ohne einen gefälligen oder kunstvollen Plan Interesse und ohne das geringste Suchen nach Witz Lachen. Der Liebhaber, kein sehr zartfühlender oder großmütiger Liebhaber, und sein Ratgeber, der Schmarotzer, sind mit Geist entworfen. Der heuchlerische Beichtvater ist ein bewunderungswürdiges Porträt. Der alte Nicias aber ist der Ruhm des Stückes. Wir können uns an nichts erinnern, das ihm gliche. Die Torheiten, die Molière verspottet, gehören der Affektation, nicht der Einfalt an. Auf Narren und Pedanten, nicht auf absolute Einfaltspinsel macht er Jagd. Shakespeare hat allerdings ein großes Assortiment von Narren; aber wenn wir uns recht entsinnen, so ist gerade die Spezies, von der wir sprechen, nicht

darin zu finden. Shallow ist ein Narr. Aber sein physischer Mut vertritt bis zu einem gewissen Grade die Stelle des Verstandes. Sein Charakter verhält sich zu dem des Sir John wie Sodawasser zu Champagner. Es hat das Schäumende, wenn auch nicht den Körper und den Wohlgeschmack. Slender und Sir Andrew Aguecheek sind Narren, die von einem lästigen Bewußtsein ihrer Narrheit beunruhigt werden, das bei dem ersteren Demut und Gelehrigkeit und bei dem letzteren Verkehrtheit, Halsstarrigkeit und Konfusion hervorbringt. Cloten ist ein anmaßender Narr, Osric ein läppischer Narr, Ajax ein wilder Narr; aber Nicias ist, wie Thersites von Patroklus sagt, ein positiver Narr. Sein Geist ist von keinem starken Gefühl beherrscht; er nimmt jeden Charakter an und behält keinen; sein Aussehen wird nicht durch Leidenschaften, sondern durch schwachen und vorübergehenden Anschein von Leidenschaft verschieden gestaltet, durch eine scheinbare Freude, eine scheinbare Furcht, eine scheinbare Liebe, einen scheinbaren Stolz, die auf seiner Oberfläche einander wie Schatten jagen und wieder verschwinden. Er ist gerade genug schwachsinnig, um nicht ein Gegenstand des Mitleids oder des Schauders, sondern des Spottes zu sein. Er ist von gelehrtem Stande, und die Würde, mit der er seinen Doktorpelz trägt, macht seine Albernheiten noch grotesker. Das alte Toskanisch ist die wahre Sprache für eine solche Persönlichkeit.

Seine eigentümliche Einfachheit gibt selbst dem kräftigsten Raisonnement und dem glänzendsten Witz ein kindliches Ansehen, das im allgemeinen angenehm, aber für einen fremden Leser zuweilen etwas komisch ist. Helden und Staatsmänner scheinen zu lispeln, wenn sie sich dessen bedienen. Es steht Nicias unvergleichlich und macht seine ganze Einfalt noch unendlich einfältiger. Wir wollen hinzufügen, daß uns die Verse, welche in die „Mandragola" verstreut sind, als das Lebendigste und Korrekteste erscheinen, was Machiavelli in gebundener Rede geschrieben hat. Er scheint dieselbe Meinung gehabt zu haben, denn er hat einige davon an anderen Stellen angebracht. Die Zeitgenossen des Autors waren nicht blind gegen die Verdienste dieses eindrucksvollen Stückes. Es wurde zu Florenz mit dem größten Erfolge aufgeführt. Leo X. gehörte zu seinen Bewunderern und auf seinen Befehl wurde es zu Rom gegeben.

Die zuerst 1767 veröffentlichte politische Korrespondenz Machiavellis ist unzweifelhaft echt und sehr wertvoll. Die unglücklichen Umstände, in die sein Vaterland während des größeren Teiles seiner öffentlichen Wirksamkeit versetzt war, dienten den diplomatischen Talenten zu ungemeiner Aufmunterung. Von dem Augenblicke an, wo Karl VIII. von den Alpen herabstieg, wurde der ganze Charakter der italienischen Politik ein anderer. Die Regierungen der Halbinsel hörten

auf, ein unabhängiges System zu bilden. Durch die Anziehungskraft der größeren Körper, die ihnen nun nahetraten, aus ihrem Kreislauf gezogen, wurden sie bloße Satelliten Frankreichs und Spaniens. Alle ihre Streitigkeiten, innere und äußere, wurden durch fremden Einfluß entschieden. Die Kämpfe der entgegengesetzten Parteien wurden nicht wie früher im Senatshause oder auf dem Marktplatze, sondern in den Vorzimmern Ludwigs und Ferdinands geführt. Unter diesen Umständen hing die Wohlfahrt der italienischen Staaten weit mehr von der Geschicklichkeit ihrer auswärtigen Agenten als von dem Verfahren derer ab, die mit der inneren Verwaltung betraut waren. Der Gesandte hatte weit delikatere Funktionen zu besorgen als Ritterorden zu überreichen, Reisende einzuführen oder seinen Kollegen seiner Ergebenheit und hohen Wertschätzung zu versichern. Er war ein Sachwalter, dessen Führung die teuersten Interessen seiner Klienten vertraut waren, ein mit einem unverletzlichen Charakter bekleideter Kundschafter. Statt durch ein zurückhaltendes Wesen und vieldeutige Ausdrucksweise die Würde derer zu behaupten, die er vertrat, hatte er sich in alle Intriguen des Hofes zu stürzen, an dem er residierte, jede Schwäche des Fürsten zu entdecken und des Günstlings, der den Fürsten und des Lakaien, der den Günstling beherrschte, und ihr zu schmeicheln. Er hatte der Maitresse Artigkeiten zu sagen und den Beichtvater zu bestechen,

Lobreden zu halten oder Bittgesuche einzubringen, zu lachen oder zu weinen, sich in jede Laune zu schicken, jeden Verdacht einzuschläfern, jeden Wink zu verzeichnen, alles zu sein, alles zu beobachten, alles zu tragen. Es waren Zeiten, die die Kunst der politischen Intrigue in der ganzen Höhe brauchten, zu der sie in Italien getrieben worden war.

Bei diesen schwierigen Botschaften war Machiavelli häufig beschäftigt. Er wurde abgesendet, um mit dem römischen König und mit dem Herzog von Valentinois zu unterhandeln. Er war zweimal Gesandter am römischen Hofe und dreimal am französischen. Auf diesen Missionen und auf mehreren anderen von geringerer Wichtigkeit benahm er sich mit großer Geschicklichkeit. Seine Depeschen bilden eine der unterhaltendsten und lehrreichsten Sammlungen, die es gibt. Die Berichte sind klar und angenehm geschrieben; die Bemerkungen über Menschen und Dinge sind gescheit und einsichtsvoll. Die Gespräche werden in lebendiger und charakteristischer Weise berichtet. Wir finden uns in die Gegenwart der Männer gebracht, die zwanzig ereignisvolle Jahre hindurch die Geschicke Europas lenkten. Ihr Geist und ihre Torheit, ihr Trübsinn und ihre Heiterkeit werden uns dargelegt. Es wird uns vergönnt, ihrem Geplauder zuzuhören und ihre vertraulichen Gebärden zu beobachten. Es ist interessant und belehrend, in Umständen, die der Be-

achtung der Geschichtsschreiber entgehen, die schwächliche Gewalttätigkeit und die seichte List Ludwigs XII. zu erkennen, die geräuschvolle Nichtigkeit Maximilians, der, von einem mächtigen Jucken nach Ruhm gequält, unbesonnen und doch zaghaft, hartnäckig und doch wankelmütig, immer in Eile war und doch immer zu spät kam, die wilde und hochfahrende Energie, die den Exzentrizitäten des Julius ihre Würde gab, die sanften und anmutigen Manieren, die den unersättlichen Ehrgeiz und den unversöhnlichen Haß des Cäsar Borgia verhüllten.

Wir haben den Cäsar Borgia erwähnt. Es ist unmöglich, nicht bei dem Namen eines Mannes zu verweilen, in dem die politische Moral Italiens, teilweise mit den strengeren Zügen des spanischen Charakters verschmolzen, so stark personifiziert war. Bei zwei bedeutsamen Gelegenheiten erhielt Machiavelli Zutritt zu seiner Gesellschaft: einmal in dem Augenblicke, wo Cäsars glänzende Schlechtigkeit ihren bedeutendsten Triumph feierte, als er alle seine furchtbarsten Nebenbuhler in einer einzigen Schlinge fing und mit einem einzigen Streiche zerschmetterte, und dann wieder, als er, erschöpft durch Krankheit und überwältigt durch Mißgeschicke, die keine menschliche Klugheit hätte abwenden können, der Gefangene des erbittertsten Todfeindes seines Hauses war. Die Zusammenkünfte zwischen dem größten theoretischen und dem größten prakti-

schen Staatsmanne des Zeitalters sind in der Korrespondenz vollständig beschrieben und bilden vielleicht ihren interessantesten Abschnitt. Aus einigen Stellen im „Fürsten“ und vielleicht auch aus einigen unbestimmten Überlieferungen haben verschiedene Schriftsteller eine weit engere Verbindung zwischen diesen merkwürdigen Männern vermutet, als sie jemals bestanden hat. Der Gesandte ist sogar beschuldigt worden, die Verbrechen des listigen und erbarmungslosen Tyrannen angestiftet zu haben. Nach den amtlichen Urkunden aber ist es klar, daß ihr Verkehr, wenn auch äußerlich freundlich, doch in der Wirkung feindlich war. Es kann jedoch nicht bezweifelt werden, daß die Erscheinung Cäsar Borgias einen starken Eindruck auf Machiavellis Phantasie machte und seinen politischen Theorien eine starke Färbung gab, und dies war auch gar nicht anders möglich bei dem eigentümlichen Charakter und den ebenso eigentümlichen Schicksalen eines Mannes, der unter so ungünstigen Umständen solche Erfolge zustande gebracht hatte; der, als eine in unzähligen Formen wechselnde Sinnlichkeit sein gesättigtes Gemüt nicht mehr länger reizen konnte, eine mächtigere und dauerndere Erregung in dem heftigen Durst nach Herrschaft und Rache fand; der sich aus der Trägheit und Üppigkeit des römischen Purpurs zum ersten Fürsten und Feldherrn des Zeitalters erhob; der, in einem unkriegerischen Stande er-

zogen, aus der Hefe eines unkriegerischen Volkes eine tapfere Armee bildete; der, nachdem er durch Vernichtung seiner Feinde die Souveränität erlangt hatte, durch Vernichtung seiner Werkzeuge die Volksgunst erwarb; der die Macht, die er durch die greulichsten Mittel erlangt hatte, zu den heilsamsten Zwecken zu verwenden begann; der innerhalb der Sphäre seines eisernen Despotismus keinen Plünderer oder Bedrücker duldete als sich selbst und der zuletzt inmitten der sich kreuzenden Verwünschungen und Klagen eines Volkes fiel, dessen Wunder sein Genie gewesen war und dessen Rettung es hätte werden können. Einige von den Verbrechen des Borgia, die uns als die hassenswertesten erscheinen, würden, aus Gründen, die wir bereits betrachtet haben, einen Italiener des 15. Jahrhunderts nicht mit gleichem Schauder ergriffen haben. Auch konnte patriotisches Gefühl Machiavelli bewegen, mit etwas Nachsicht und Bedauern auf das Andenken des einzigen Führers zu blicken, der die Unabhängigkeit Italiens gegen die verbündeten Räuber von Cambrai hätte verteidigen können.

An dieser Frage war Machiavelli selbst am stärksten beteiligt. In der Tat war die Vertreibung der fremden Tyrannen und die Wiederherstellung des goldenen Zeitalters, das dem Einbruch Karls VIII. vorhergegangen war, ein Traum, der zu jener Zeit alle ersten Geister Italiens bezauberte. Wildheit und Übermut gehörten

nicht zu den Lastern des italienischen Nationalcharakters. Gegen die Grausamkeiten der Politiker, die für große Zwecke gegen bestimmte Opfer verübt wurden, war der Moralkodex der Italiener nur allzu nachsichtig. Aber wenn sie auch zur Barbarei als einem Hilfsmittel in Notfällen ihre Zuflucht nahmen, so brauchten sie sie doch nicht als Reizmittel. Sie wendeten sich mit Widerwillen von der Roheit der Fremden weg, die das Blut um seiner selbst willen zu lieben schienen, die, nicht zufrieden zu unterjochen, ein teuflisches Vergnügen daran fanden, prächtige Städte zu schleifen, die Kehlen um Pardon schreiender Feinde abzuschneiden oder eine unbewaffnete Bevölkerung zu Tausenden in den Höhlen zu ersticken, in die sie zur Rettung geflohen war. Von dieser Art waren die Grausamkeiten, die täglich den Schrecken und den Abscheu eines Volkes erregten, bei dem bis vor kurzem das Schlimmste, was ein Soldat in einer Feldschlacht zu fürchten hatte, der Verlust seines Pferdes und der Aufwand eines Lösegeldes gewesen war. Die schweinische Völlerei der Schweiz, die wölfische Habsucht Spaniens, die grobe Ausschweifung der Franzosen, befriedigt unter Verletzung des Gastrechtes, des Anstandes, selbst der Liebe, die Unmenschlichkeit, die all den Eroberern gemeinsam war, hatte sie zu Gegenständen tödlichsten Hasses für die Bewohner der Halbinsel gemacht. Der im Jahrhunderte des

Glückes und der Ruhe aufgehäufte Reichtum schmolz in reißender Schnelle dahin. Durch seine geistige Überlegenheit wurde dem unterdrückten Volke seine politische Erniedrigung nur noch fühlbarer. Zwar bedeckten noch Literatur und Geschmack die Verwüstungen eines unheilbaren Verfalles mit dem roten Schimmer hektischer Liebenswürdigkeit und äußerlich strahlenden Wesens. Das Eisen war noch nicht in die Seele gedrungen. Die Zeit war noch nicht gekommen, wo die Beredsamkeit geknebelt und der Vernunft die Augen verbunden werden sollten. Aber schon damals hätte ein scharfsichtiges Auge sehen können, daß Genie und Wissen nicht lange den Stand der Dinge überleben würden, dem sie entsprungen waren, und daß die großen Männer, deren Talente jener traurigen Periode Glanz gaben, unter dem Einfluß glücklicherer Tage gebildet waren und keine Nachfolger hinterlassen würden. Die Zeiten, die in der Literaturgeschichte mit dem größten Glanze strahlen, sind nicht immer die, denen der menschliche Geist das meiste verdankt. Davon können wir uns überzeugen, wenn wir die Generation, die ihnen folgt, mit der vergleichen, die ihnen vorhergegangen war. Die ersten Früchte, die unter einem schlechten System geerntet werden, entspringen oft aus einem Samen, der unter einen guten gestreut wurde. So verhielt es sich in gewissem Maße mit dem Augusteischen Zeitalter. So ver-

hielt es sich mit dem Zeitalter des Raphael und Ariosto, des Aldus und Vida.

Machiavelli beklagte die Mißgeschicke seines Vaterlandes tief und erkannte klar die Ursache und das Heilmittel. Das Militärsystem des italienischen Volkes war es, wodurch seine Geltung und Zucht vernichtet und sein Reichtum jedem fremden Plünderer zur leichten Beute preisgegeben worden war. Der Sekretär entwarf einen Plan zur Abschaffung der Miettruppen und zur Einrichtung einer Nationalbewaffnung, der seinem Herzen ebenso zur Ehre gereicht wie seinem Verstande.

Die Anstrengungen, die er machte, um diese große Aufgabe durchzuführen, stellen allein schon seinen Namen vor jeder Schmähung sicher. Wiewohl seine Stellung und seine Gewohnheiten friedliche waren, studierte er doch mit großem Fleiß die Theorie des Krieges. Er machte sich mit allen ihren Einzelheiten vertraut. Die florentinische Regierung ging in seine Ansichten ein. Ein Kriegsrat wurde bestellt. Aushebungen wurden angeordnet. Der unermüdliche Minister flog von Platz zu Platz, um die Ausführung seines Planes zu überwachen. Die Zeiten waren in mancher Beziehung dem Versuche günstig. Das System der Kriegskunst hatte eine große Umwälzung erfahren. Man glaubte nicht mehr, daß die Reiterei die Kraft des Heeres bilde. Die Stunden, die ein Bürger seinen gewöhnlichen Beschäftigungen ent-

ziehen konnte, reichten zwar keineswegs hin, ihn mit den Übungen eines gelernten Kriegsknechts vertraut zu machen, konnten ihn aber zu einem brauchbaren Fußsoldaten bilden. Die Furcht vor einem fremden Joche, vor Plünderung, Gemetzel und Brand hätte den Widerwillen gegen militärische Bestrebungen besiegen können, den sowohl die Betriebsamkeit wie die Lässigkeit großer Städte gemeinhin erzeugen. Eine Zeit lang schien der Plan aussichtsvoll. Die neuen Truppen bewährten sich anerkennenswert im Felde. Machiavelli blickte mit väterlichem Entzücken auf den Erfolg seines Planes und begann zu hoffen, daß die Waffen Italiens ein zweites Mal den Barbaren des Tagus und des Rheines furchtbar werden könnten. Aber die Flut des Mißgeschickes kam heran, bevor die Dämme, die ihr Widerstand leisten sollten, aufgerichtet waren. Zwar eine Zeit lang hätte Florenz für besonders glücklich gelten können. Hunger, Schwert und Pest hatten die fruchtbaren Ebenen und stattlichen Städte der Poebene verwüstet. Alle Flüche, die einstmals gegen Tyrus geschleudert worden waren, schienen auf Venedig gefallen zu sein. Die Zeit schien nahe, wo das Seegras ihren schweigenden Rialto überwachsen und der Fischer seine Netze in ihrem verlassenen Arsenale waschen würde. Neapel war viermal erobert und wiedererobert worden, von Tyrannen, die gleich unbekümmert um seine Wohlfahrt und gleich gierig nach seiner Beute

waren. Florenz hatte seither nur Erniedrigung und Erpressung zu erdulden gehabt, sich den Geboten fremder Mächte fügen, wieder und wieder zu einem enormen Preise sein rechtmäßiges Eigentum erkaufen, für das erlittene Unrecht Dank sagen und dafür, daß es im Rechte gewesen, um Verzeihung bitten müssen. Endlich ward es auch noch der Segnungen dieser schimpflichen und knechtischen Ruhe beraubt. Seine militärischen und politischen Institutionen wurden gleichzeitig dahingerafft. Die Medici kehrten im Gefolge fremder Eroberer aus ihrem langen Exile zurück. Die Politik des Machiavelli wurde aufgegeben und seine öffentlichen Dienste wurden mit Armut, Gefängnis und Folter vergolten.

Der gefallene Staatsmann klammerte sich noch immer mit ungeschwächter Begeisterung an seinen Plan. In der Absicht, ihn gegen Einwendungen der Volksmeinung zu rechtfertigen und einige herrschende Irrtümer über die Kriegswissenschaft zu widerlegen, schrieb er seine sieben Bücher über die Kriegskunst. Dieses treffliche Werk hat die Form eines Dialogs. Die Ansichten des Verfassers sind dem Fabrizio Colonna, einem mächtigen Edelmann des Kirchenstaates und verdienten Offizier des Königs von Spanien, in den Mund gelegt. Colonna besucht Florenz auf seinem Wege von der Lombardei zu seinen eigenen Besitzungen. Er wird eingeladen, einige Freunde im Hause des Cosimo Rucellai zu

treffen, eines liebenswürdigen und hochgebildeten Jünglings, dessen frühen Tod Machiavelli gefühlvoll beklagt. Nachdem sie an einem eleganten Mahle teilgenommen, ziehen sie sich vor der Hitze in die schattigen Verstecke des Gartens zurück. Der Anblick einiger ungewöhnlicher Pflanzen erregt Fabrizios Aufmerksamkeit. Cosimo sagt, daß sie zwar in neueren Zeiten selten geworden seien, von den klassischen Schriftstellern aber häufig erwähnt werden und daß sein Großvater, wie manche andere Italiener, an der Anwendung der alten Methoden des Gartenbaues ein Vergnügen gefunden habe. Fabrizio drückt sein Bedauern darüber aus, daß diejenigen, die in früheren Zeiten den Sitten des alten Rom nacheiferten, jetzt die nichtigsten Gegenstände zur Nachahmung auswählen. Dies führt zu einem Gespräch über den Verfall der Kriegskunst und über die besten Mittel, sie wieder herzustellen. Die Einrichtung der florentinischen Miliz wird geschickt verteidigt und mehrere Verbesserungen in den Einzelheiten werden angegeben.

Die Schweizer und die Spanier galten zu jener Zeit für die besten Soldaten in Europa. Das Schweizer Bataillon bestand aus Lanzenträgern und hatte eine große Ähnlichkeit mit der griechischen Phalanx. Die Spanier waren wie die römischen Soldaten mit Schwert und Schild bewaffnet. Die Siege des Flamininus und Aemilius über die mazedonischen Könige scheinen die

Überlegenheit der von den Legionen gebrauchten Waffen zu beweisen. Derselbe Versuch war neuerdings mit demselben Erfolge in der Schlacht von Ravenna erprobt worden, einem jener furchtbaren Tage, in die die menschliche Torheit und Ruchlosigkeit das ganze Verderben einer Hungersnot oder einer Pest zusammendrängt. In jenem merkwürdigen Kampfe hieb sich die aragonische Infanterie, verlassen von allen ihren Verbündeten, einen Weg durch den dichtesten Haufen der kaiserlichen Lanzen und erwirkte sich einen geordneten Rückzug im Angesichte der berühmtesten Artillerie Europas. Fabrizio, oder vielmehr Machiavelli, schlägt vor, beide Systeme zu verbinden, die vordersten Reihen zum Zwecke der Abdrängung der Reiterei mit Lanzen, die Nachhut aber mit dem Schwerte, als einer zu jedem anderen Zwecke besser geeigneten Waffe, auszurüsten. Das ganze Werk hindurch äußert der Verfasser die höchste Bewunderung für die Kriegskunst der alten Römer und die größte Verachtung für die Grundsätze, die bei den italienischen Befehlshabern der vorhergegangenen Generation geherrscht hatten. Er zieht das Fußvolk der Reiterei und befestigte Lager befestigten Städten vor. Er ist geneigt, rasche Bewegungen und entscheidende Gefechte an die Stelle der trägen und verzögernden Operationen seiner Landsleute zu setzen. Er legt der Erfindung des Schießpulvers sehr wenig Bedeutung bei. In der

Tat, er scheint zu meinen, daß sie kaum irgend eine Änderung in der Art der Bewaffnung oder Aufstellung der Truppen bewirken werde. Es muß auch, nach dem allgemeinen Zeugnis der Geschichtschreiber, wirklich zugegeben werden, daß das schlecht bewaffnete und schlecht bediente Geschützwesen jener Zeit sich zwar in der Belagerung als nützlich, auf dem Schlachtfelde aber als ziemlich bedeutungslos erwiesen hatte.

Wir wollen es nicht wagen, über die Taktik des Machiavelli eine Ansicht auszusprechen, sind aber gewiß, daß seine Schrift sehr geschickt verfaßt und sehr interessant ist. Als ein Kommentar zu der Geschichte seiner Zeit ist sie unschätzbar. Die Freimütigkeit, die Anmut und die Klarheit der Schreibweise und die Beredsamkeit und Lebendigkeit gewisser Stellen müssen selbst Lesern Vergnügen machen, die an dem Gegenstande kein Interesse nehmen.

Der „Fürst" und die „Diskurse über den Livius" sind nach dem Sturze der republikanischen Verfassung geschrieben. Der erstere wurde dem jungen Lorenzo von Medici gewidmet. Dieser Umstand scheint bei den Zeitgenossen des Verfassers weit mehr Mißfallen erregt zu haben als die Lehren, die den Namen des Werkes in späteren Zeiten verhaßt gemacht haben. Man sah ihn als ein Zeichen politischen Abfalls an. Die Wahrheit scheint aber zu sein, daß Machiavelli, an der Freiheit für Florenz verzweifelnd, geneigt war,

jede Regierung zu unterstützen, die dessen Unabhängigkeit bewahren könnte. Die Kluft, die eine Demokratie und einen Despotismus trennt, schien zu verschwinden, im Vergleich mit dem Unterschied zwischen dem früheren und dem gegenwärtigen Zustande Italiens, zwischen der Sicherheit, dem Wohlstand und der Ruhe, die es unter seinen eingeborenen Regenten genossen, und dem Elend, in das es seit dem verhängnisvollen Jahre gestürzt worden war, in dem der erste fremde Tyrann von den Alpen herabgestiegen war. Die edle und ergreifende Ermahnung, mit der der „Fürst" schließt, zeigt, wie tief der Verfasser von diesem Gegenstand ergriffen war.

Der „Fürst" zeichnet den Aufschwung eines ehrgeizigen Mannes, die „Diskurse" den Aufschwung eines ehrgeizigen Volkes. Dieselben Grundsätze, nach denen in dem ersteren Werke die Erhebung eines Individuums erklärt wird, werden in dem letzteren auf die längere Dauer und die innigere Zusammenfassung einer Gesellschaft angewendet. Einem modernen Staatsmann mag die Form der „Diskurse" kindisch erscheinen. In der Tat ist Livius kein Schriftsteller, auf den man sich, selbst in Fällen, wo er ansehnliche Forschungsmittel gehabt haben muß, unbedingt verlassen kann. Und die erste Dekade, auf die Machiavelli sich beschränkt hat, verdient kaum mehr Glaubwürdigkeit als unsere Chronik der britischen Könige, die vor der römischen Inva-

sion regiert haben. Aber der Kommentator hat dem Livius auch nicht viel mehr als einige wenige Texte entlehnt, die er ebenso gut hätte aus der Vulgata oder dem Decameron nehmen können. Die ganze Gedankenfolge ist original.

Über die besondere Immoralität, die den „Fürsten" unpopulär gemacht hat und sich in den „Diskursen" in ungefähr demselben Maß beobachten läßt, haben wir unsere Ansicht schon ausführlich mitgeteilt. Wir haben zu zeigen versucht, daß sie mehr dem Zeitalter als dem Manne angehört, daß sie ein partielles Übel war und keineswegs allgemeine Schlechtigkeit in sich begriff. Wir können jedoch nicht leugnen, daß sie ein großer Flecken ist und daß sie das Vergnügen wesentlich vermindert, das diese Werke in anderen Beziehungen jedem denkenden Geiste gewähren müssen.

Es ist in der Tat unmöglich, sich eine gesündere und kräftigere Geistesverfassung zu denken, als sie aus diesem Werke spricht. Die Eigenschaften des praktischen und des theoretischen Staatsmannes scheinen sich in dem Geiste des Verfassers zu einer seltenen und trefflichen Harmonie verschmolzen zu haben. Seine Geschicklichkeit in den Einzelheiten der Geschäfte ist nicht auf Kosten seiner allgemeinen Fähigkeiten erworben worden. Sie hat seinen Geist nicht eingeengt, aber sie hat dazu gedient, seine Spekulationen zu berichtigen und ihnen jenen lebens-

vollen und praktischen Charakter zu geben, der sie so wesentlich von den vagen Theorien der meisten Staatsphilosophen unterscheidet.

Jedermann, der die Welt gesehen hat, weiß, daß nichts so unnütz ist als eine allgemeine Maxime. Wenn sie sehr moralisch und sehr wahr ist, so mag sie zur Vorschrift für einen Armenschüler dienen. Wenn sie, wie die des Rochefoucauld, schimmernd und paradox ist, so mag sie ein vorzügliches Motto für einen Essay sein. Aber sicher nur wenige von den vielen weisen Sinnsprüchen, die von der Zeit der sieben griechischen Weisen bis zu der des armen Richard zu vernehmen gewesen sind, haben eine einzige törichte Handlung verhütet. Wir zollen den Vorschriften Machiavellis das höchste und das ausschließlichste Lob, wenn wir sagen, daß sie häufig von reellem Nutzen für die Praxis sein können, nicht so sehr, weil sie richtiger oder tiefer wären als die aus anderen Autoren, sondern weil sie leichter auf die Aufgaben des wirklichen Lebens angewendet werden können.

Es gibt Irrtümer in diesen Schriften. Aber es sind Irrtümer, die ein Schriftsteller in Machiavellis Lage kaum vermeiden konnte. Sie entspringen zum größten Teile aus einem einzigen Mangel, der, wie wir glauben, sein ganzes System durchdringt. In seinem politischen Plane sind die Mittel tiefer erwogen worden als die Zwecke. Der große Grundsatz, daß Gesellschaften und Gesetze

lediglich zu dem Zwecke bestehen, die Summe des Privatglückes zu vermehren, ist nicht mit hinreichender Klarheit erkannt worden. Das Wohl des Ganzen, geschieden von dem Wohl der Glieder und zuweilen mit dem Wohl der Glieder kaum vereinbar, scheint das Ziel zu sein, das er sich vorsteckt. Von allen politischen Trugschlüssen hat dieser vielleicht die weiteste und die unheilvollste Wirksamkeit. Der Zustand der Gesellschaft in den kleinen griechischen Republiken, die innige Verbindung und gegenseitige Abhängigkeit der Bürger und die Strenge der Kriegsgesetze dienten zur Beförderung einer Ansicht, die unter solchen Umständen kaum irrig genannt werden kann. Die Interessen jedes Einzelnen waren unzertrennlich mit denen des Staates verknüpft. Ein feindlicher Einfall zerstörte seine Kornfelder und Weingärten, trieb ihn von seinem Hause und nötigte ihn, alle Beschwerden eines Kriegslebens zu erdulden. Ein Friedensvertrag gab ihm Sicherheit und Behaglichkeit wieder. Ein Sieg verdoppelte die Zahl seiner Sklaven. Eine Niederlage machte ihn vielleicht selbst zum Sklaven. Als Perikles im Peloponnesischen Kriege den Athenern sagte: wenn ihr Vaterland triumphiere, so würden ihre Privatverluste schnell ersetzt sein, wenn aber ihre Waffen kein Glück hätten, so würde wahrscheinlich jeder einzelne von ihnen ruiniert sein, sprach er nicht mehr als die Wahrheit. Er sprach zu Männern, die der Tribut besiegter Städte mit

Nahrung und Kleidung, mit dem Luxus des Bades und den Vergnügungen des Theaters versorgte, denen die Größe ihres Vaterlandes Rang verlieh und vor denen die Mitglieder weniger glücklicher Gemeinwesen zitterten, zu Männern, die, im Falle eines Wechsels in den Geschicken des Staates, zum mindesten jeden Genuß und jede Auszeichnung, deren sie sich erfreuten, verlieren mußten. Auf den rauchenden Trümmern ihrer Stadt geschlachtet, in Ketten auf einen Sklavenmarkt geschleppt zu werden, sich das eine Kind entrissen zu sehen, damit es in den Steinbrüchen Siziliens arbeite, und ein anderes, damit es die Harems von Persepolis bewache, das waren die häufigen und wahrscheinlichen Folgen nationaler Unfälle. Deshalb wurde die Vaterlandsliebe bei den Griechen ein leitendes Prinzip oder vielmehr eine nicht zu beherrschende Leidenschaft. Ihre Gesetzgeber und ihre Philosophen nahmen es für erwiesen, daß sie durch ihre Sorge für die Kraft und Größe des Staates ausreichend für das Glück des Volkes sorgten. Die Schriftsteller des römischen Reichs lebten unter Despoten, in deren Gebiet hundert Nationen eingeschmolzen worden waren und deren Gärten die kleinen Republiken von Phlius und Platäa bedeckt haben würden. Und doch fuhren sie fort, dieselbe Sprache zu führen und sich über die Pflicht, alles einem Vaterlande zu opfern, dem sie nichts verdankten, in Phrasen zu ergehen.

Ähnliche Ursachen wie die seinerzeit in Griechenland wirksamen beeinflußten in hohem Maße den weniger kräftigen und kühnen Charakter der Italiener. Die Italiener wie die Griechen waren Mitglieder kleiner Gemeinwesen. Jedermann war an der Wohlfahrt der Gesellschaft, der er angehörte, tief beteiligt, an ihrem Reichtum und ihrer Armut, an ihrem Ruhm und ihrer Schande. In dem Zeitalter Machiavellis war dies ganz besonders der Fall. Öffentliche Ereignisse hatten über die Privaten eine ungeheure Summe von Elend ergossen. Die nordischen Eroberer hatten Mangel an ihre Tische, Schande in ihre Betten, Feuer an ihre Dächer und das Messer an ihre Kehlen gebracht. Es war natürlich, daß ein Mann, der in solchen Zeiten lebte, die Bedeutung der Maßregeln, durch die eine Nation ihren Nachbarn furchtbar wird, überschätzte, und den Wert derer, die sie in sich glücklich machen, zu gering anschlug.

Nichts ist an den politischen Abhandlungen Machiavellis bemerkenswerter als die Aufrichtigkeit des Geistes, die aus ihnen spricht. Wo er unrecht hat, tritt sie fast ebenso stark hervor wie dort, wo er recht hat. Er stellt niemals eine falsche Meinung auf, weil sie neu oder glänzend ist, weil er sie in eine Phrase kleiden oder durch einen scharfsinnigen Sophismus verteidigen kann. Seine Irrtümer erklären sich ohne weiteres durch die Umstände, in die er versetzt war. Sie waren

augenscheinlich nicht aufgesucht; sie lagen in seinem Wege und waren kaum zu vermeiden. Solche Irrtümer müssen in jeder Wissenschaft von den frühesten Theoretikern notwendig begangen werden.

Es ist ergötzlich, in dieser Hinsicht den „Fürsten" und die „Diskurse" mit dem „Geist der Gesetze" zu vergleichen. Montesquieu genießt vielleicht eine umfassendere Zelebrität als irgend ein politischer Schriftsteller des neueren Europa. Etwas verdankt er ohne Zweifel seinem Verdienste, aber weit mehr seinem Glücke. Er lenkte das Auge der französischen Nation in dem Augenblicke auf sich, wo sie aus dem langen Schlafe der politischen und religiösen Bigotterie erwachte und wurde infolgedessen ihr Günstling. Zu jener Zeit sahen die Engländer in einem Franzosen, der von konstitutionellen Schranken und Staatsgrundgesetzen redete, ein nicht weniger erstaunliches Wunder als das gelehrte Ferkel oder das musikalische Kind. Bestechend, aber seicht, nach Effekt haschend, sorglos um die Wahrheit, eifrig, ein System zu bauen, aber unbekümmert darum, die Materialien zusammen zu bringen, aus denen allein ein gesundes und dauerhaftes System zu errichten war, konstruierte der lebhafte Präsident Theorien so rasch und so leichtfertig wie Kartenhäuser, nicht schneller entworfen als ausgeführt, nicht schneller ausgeführt als weggeblasen, nicht schneller weggeblasen als vergessen. Machiavelli

irrt bloß, weil seine in einem sehr eigentümlichen Zustande der Gesellschaft erworbene Erfahrung ihn nicht immer in den Stand setzen konnte, die Wirkung von Institutionen zu berechnen, die von den ihm bekannten verschieden waren. Montesquieu irrt, weil er etwas Schönes zu sagen hat und entschlossen ist, es zu sagen. Wenn die Erscheinungen, die vor ihm liegen, seinem Vorhaben nicht entsprechen wollen, so muß die ganze Geschichte gebrandschatzt werden. Wenn durch authentisches Zeugnis etwas nicht genug gedehnt oder verkürzt werden kann, um für seine Prokrusteische Hypothese zu passen, so behilft er sich mit einer ungeheuerlichen Fabel von Siam oder Bantam oder Japan, mit Erzählungen von Schriftstellern, mit denen verglichen Lucian und Gulliver wahrheitsliebend waren, von Lügnern mit doppeltem Rechtstitel: Reisenden und Jesuiten.

Angemessenheit des Gedankens und Angemessenheit des Ausdrucks werden gemeinhin beisammen gefunden. Dunkelheit und Affektation sind die zwei größten Fehler des Stils. Dunkelheit des Ausdruckes entspringt in der Regel aus Verworrenheit der Ideen, und derselbe Wunsch, um jeden Preis zu blenden, der in der Manier eines Schriftstellers Affektation erzeugt, wird wahrscheinlich in seinem Räsonnement Sophisterei erzeugen. Der einsichtsvolle und aufrichtige Geist Machiavellis zeigt sich in seiner lichtvollen, männlichen und gebildeten Sprache. Der Stil des

Montesquieu dagegen zeigt auf jeder Seite einen lebhaften und scharfsinnigen, aber krankhaften Geist. Jeder Kunstgriff des Ausdrucks, von der mysteriösen Kürze eines Orakels bis zu der Geschwätzigkeit eines Pariser Gecken, wird benutzt, um das Trügerische gewisser Sätze und die Abgenutztheit anderer zu verbergen. Albernheiten werden zu Epigrammen aufgeputzt, Selbstverständlichkeiten zu Rätseln verdunkelt. Mit Mühe kann das stärkste Auge den Glanz ertragen, mit dem einige Teile erleuchtet, oder den Schatten durchdringen, in dem andere verborgen sind.

Die politischen Schriften Machiavellis schöpfen ein besonderes Interesse aus dem schwermütigen Ernste, den er überall an den Tag legt, wo er Gegenstände berührt, die mit den Bedrängnissen seines Heimatlandes zusammenhängen. Es ist schwer, sich eine peinlichere Lage zu denken als die eines großen Mannes, der dazu verurteilt ist, den langsamen Todeskampf eines erschöpften Landes zu beobachten, es während der abwechselnden Anfälle von Betäubung und Raserei, die seiner Auflösung vorhergehen, zu pflegen und die Zeichen der Lebenskraft, eines nach dem anderen, verschwinden zu sehen, bis nichts übrig bleibt als Kälte, Finsternis und Fäulnis. Zu dieser freudlosen und undankbaren Aufgabe war Machiavelli berufen. Er war, wie es in der energischen Sprache des Propheten heißt, „rasend über das Gesicht seiner Augen, das er sah“: Uneinigkeit im

Rate, Verweichlichung im Lager, die Freiheit vernichtet, der Handel verfallen, die nationale Ehre befleckt, ein aufgeklärtes und blühendes Volk der Roheit unwissender Wilden preisgegeben. Obwohl seine Ansichten der Ansteckung durch jene politische Unsittlichkeit, die unter seinen Landsleuten verbreitet war, nicht entgangen waren, so scheint doch sein Wesen mehr auf Strenge und Heftigkeit als auf Nachgiebigkeit und List angelegt gewesen zu sein. Wenn das Elend und die Erniedrigung von Florenz und die schmähliche Mißhandlung, die er selbst erlitten, ihm in den Sinn kommen, so tritt an die Stelle der glatten Schlauheit seines Berufes und seiner Nation die aufrichtige Bitterkeit der Verachtung und des Ingrimms. Er spricht wie einer, der der unheilvollen Zeiten und des elenden Volkes, unter das sein Los ihn verschlagen hat, müde ist. Er sehnt sich nach der Kraft und dem Ruhme des alten Rom, nach den Fasces des Brutus und dem Schwerte des Scipio, der Würde des kurulischen Sessels und dem blutigen Pomp des Triumphopfers. Er versetzt sich in die Tage zurück, wo bei dem Gerücht eines gallischen Einfalls 800.000 italische Krieger zu den Waffen sprangen. Er atmet den ganzen Mut jener unerschrockenen und stolzen Senatoren, die die teuersten Bande der Natur über den Anforderungen der öffentlichen Pflichten vergaßen, die mit Geringschätzung auf die Elefanten und das Gold des Pyrrhus blickten und mit unbewegter

Stirn die schrecklichen Botschaften von Cannä hörten. Wie ein antiker Tempel, der durch die barbarische Architektur eines späteren Zeitalters entstellt worden ist, erhält sein Charakter gerade durch Umstände, die ihn verschlechtern, ein besonderes Interesse. Die ursprünglichen Verhältnisse treten durch den Gegensatz, den sie zu den gemeinen und unharmonischen Zusätzen bilden, nur umso ergreifender hervor.

Der Einfluß der Gesinnungen, die wir geschildert haben, zeigte sich nicht bloß in seinen Schriften. Sein Enthusiasmus, von der Laufbahn abgesperrt, die er sich selbst erwählt hätte, scheint sich in dem Leichtsinn der Verzweiflung Luft gemacht zu haben. Er genoß ein rachsüchtiges Vergnügen, indem er den Meinungen einer Gesellschaft, die er verachtete, Trotz bot. Er vernachlässigte den Anstand, den man von einem in der Literatur und der politischen Welt so hochstehenden Manne erwartete. Die sarkastische Bitterkeit seines Gesprächs stieß diejenigen ab, die geneigter waren, seine Zügellosigkeit als ihre eigene Entartung anzuklagen und die die Stärke jener Gemütsbewegungen nicht zu fassen vermochten, die sich unter den Scherzen des Unglücklichen und den Torheiten des Weisen verbargen.

Es erübrigt noch, die geschichtlichen Werke Machiavellis zu betrachten. Das „Leben des Castruccio Castracani“ wird uns nur kurze Zeit

in Anspruch nehmen und würde unsere Beachtung überhaupt nicht erfordern, wenn es nicht eine größere Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen hätte, als es verdient. Zwar könnte nichts interessanter sein als ein sorgfältiger und einsichtsvoller Bericht aus einer solchen Feder über den berühmten Fürsten von Lucca, den ausgezeichnetsten aller jener italienischen Führer, die, wie Pisitratus und Gelon, eine Gewalt erlangten, die mehr empfunden als sichtbar war, die nicht auf Gesetz oder Verjährung, sondern auf der öffentlichen Gunst und auf großen persönlichen Eigenschaften beruhte. Eine solche Schrift würde uns das wahre Wesen jener so eigentümlichen und so oft mißverstandenen Art der Herrschaft darlegen, die die Griechen Tyrannei nannten und die, durch das Feudalsystem einigermaßen modifiziert, in den Republiken der Lombardei und Toskanas wiedererschien. Allein diese kleine Arbeit Machiavellis ist in keiner Weise ein Geschichtswerk. Sie macht keine Ansprüche auf Treue. Sie ist ein Spielwerk, und kein sehr glückliches Spielwerk. Sie ist kaum glaubwürdiger als die Novelle „Belphegor" und um vieles langweiliger.

Das letzte große Werk dieses berühmten Mannes war die Geschichte seiner Geburtsstadt. Sie wurde auf Befehl des Papstes geschrieben, der, als Haupt des Hauses Medici, zu jener Zeit Beherrscher von Florenz war. Gleichwohl sind die

Charaktere des Cosmo, des Piero und des Lorenzo mit einer Freimütigkeit und Unparteilichkeit behandelt, die dem Schriftsteller und dem Patron gleichmäßig zur Ehre gereichten. Die Leiden und Demütigungen der Abhängigkeit hatten den Geist Machiavellis nicht gebrochen. Die verderbteste Stelle in einem verderbten Stande hatte das großmütige Herz des Clemens nicht verdorben.

Das Geschichtswerk scheint nicht die Frucht vieler Mühe und Forschung gewesen zu sein. Es ist unzweifelhaft ungenau. Aber es ist, in höherem Maße als irgend ein anderes in italienischer Sprache, geschmackvoll, lebendig und malerisch. Der Leser nimmt, wie wir glauben, einen lebensvolleren und treueren Eindruck des Charakters und der Sitten der Nation mit sich hinweg als aus viel korrekteren Berichten. Die Wahrheit ist, daß das Buch mehr der antiken als der modernen Literatur angehört. Es ist nicht im Stile des Davila und Clarendon, sondern des Herodot und Tacitus. Die klassischen Geschichtswerke können ungefähr Romane genannt werden, die im Faktischen begründet sind. Der Bericht ist ohne Zweifel in allen seinen Hauptpunkten streng wahr. Aber die zahlreichen kleinen Nebenpunkte, die das Interesse erhöhen, die Gebärden, die Blicke sind augenscheinlich aus der Phantasie des Verfassers geflossen. Spätere Zeiten haben eine andere Weise. Der Schriftsteller gibt eine genauere Erzählung. Es kann aber bezweifelt werden, ob der Leser

genauere Vorstellungen gewinnt. Die besten Porträts sind vielleicht die, in denen sich eine leichte Beimischung von Karikatur findet, und wir sind nicht gewiß, ob nicht die besten Geschichtswerke die sind, in denen ein wenig von der Übertreibung der erdichteten Erzählung einsichtsvoll angewendet ist. Die schwächeren Linien sind vernachlässigt, aber die großen charakteristischen Züge werden dem Geiste für immer eingeprägt.

Die Geschichte schließt mit Lorenzo von Medici. Es scheint, Machiavelli hatte beabsichtigt, seine Erzählung bis zu einer späteren Periode fortzuführen. Aber sein Tod verhinderte die Ausführung seiner Absicht, und die traurige Aufgabe, die Verheerung und Schmach Italiens zu berichten, fiel an Guicciardini.

Machiavelli lebte lange genug, um den Anfang des letzten Kampfes für die florentinische Freiheit zu sehen. Bald nach seinem Tode wurde die Monarchie definitiv begründet, nicht eine solche Monarchie wie die, zu der Cosmo die Grundsteine gelegt und die Lorenzo mit den Trophäen jeder Wissenschaft und jeder Kunst geschmückt hatte, sondern eine widerwärtige Tyrannei, stolz und niedrig, grausam und schwach, bigott und ausschweifend. Der Charakter Machiavellis war den neuen Herren Italiens verhaßt, und jene Teile seiner Theorie, die in strengem Einklange mit ihrer eigenen täglichen Praxis waren, lieferten einen Vorwand, sein Andenken zu schwärzen.

Seine Werke wurden von den Gelehrten in falsches Licht gestellt, von den Unwissenden falsch verstanden, von der Kirche verurteilt, von den Werkzeugen einer schlechten Regierung und von den Priestern eines noch schlechteren Aberglaubens mit aller Bosheit erheuchelter Tugend geschmäht. Der Name des Mannes, dessen Genie alle finsteren Stellen der Politik erleuchtet und dessen patriotischer Weisheit ein unterdrücktes Volk seine letzte Aussicht auf Befreiung und Rache verdankt hatte, wurde sprichwörtlich für Ehrlosigkeit. Weit über zwei Jahrhunderte lagen seine Gebeine ohne Inschrift. Endlich erwies ein Glied des englischen Adels dem größten florentinischen Staatsmann die letzten Ehren. In der Kirche von Santa Croce wurde seinem Andenken ein Denkmal errichtet, das von allen mit Ehrfurcht betrachtet wird, die die Tugenden eines großen Geistes mitten in den Verderbnissen eines entarteten Zeitalters zu erkennen vermögen, und dem man sich mit noch tieferer Huldigung nahen wird, wenn das Ziel, dem sein öffentliches Leben gewidmet war, erreicht, wenn das fremde Joch gebrochen, wenn von einem zweiten Procida das Unrecht Neapels gerächt, wenn von einem glücklicheren Rienzi der gute Staat von Rom wiederhergestellt sein wird, wenn die Straßen von Florenz und Bologna wieder von ihrem alten Kriegsruf ertönen werden: Popolo; popolo; muoiano i tiranni!

LORD BACON

In seinem letzten Willen äußert Bacon in eigentümlich gedrängter, energischer, würdevoller und rührender Form das kummervolle Bewußtsein, daß seine Handlungen nicht dazu angetan waren, ihm die Achtung der Mitlebenden zu sichern, und zu gleicher Zeit die stolze Zuversicht, daß seine Schriften ihm einen hohen und bleibenden Rang unter den Wohltätern der Menschheit anweisen werden. So wenigstens verstehen wir jene ergreifenden Worte, die oftmals angeführt worden sind, die wir aber noch einmal anführen müssen: „Was mein Gedächtnis anlangt, so überlasse ich es den barmherzigen Reden der Menschen, den auswärtigen Nationen und dem nächsten Zeitalter."

Seine Zuversicht war begründet. Von dem Tage seines Todes an ist sein Ruhm stetig gewachsen und wir hegen keinen Zweifel, daß sein Name bis in die spätesten Zeiten und bis an die entferntesten Enden der gesitteten Welt immer mit Ehrfurcht genannt werden wird.

Das Eigentümliche der Philosophie Bacons scheint uns in erster Linie darin zu bestehen, daß sie auf ganz andere Dinge gerichtet war als die ihrer Vorgänger. Dies war Bacons eigene Meinung.

„Finis scientiarum", sagt er, „a nemine adhuc bene positus est." Und: „Omnium gravissimus error in deviatione ab ultimo doctrinarum fine consistit." Je sorgfältiger man seine Werke durchforschen wird, desto klarer, denken wir, wird es sich zeigen, daß dies der wahre Leitfaden seines ganzen Systems ist und daß er andere Mittel als die übrigen Philosophen anwendete, weil er zu einem ganz anderen Ziele zu gelangen wünschte.

Was aber war das Ziel, das sich Bacon setzte? Es war, um seinen eigenen gehaltvollen Ausdruck zu gebrauchen: „Frucht". Es war die Erhöhung der menschlichen Genüsse und die Milderung der menschlichen Leiden. Es war „die Erleichterung des Zustandes des Menschen". Es war: „commodis humanis inservire". Es war: „efficaciter operari ad sublevanda vitae humanae incommoda". Es war: „dotare vitam humanam novis inventis et copiis". Es war: „genus humanum novis operibus et potestatibus continuo dotare". Das war der Gegenstand aller seiner Spekulationen in jedem Zweige der Wissenschaft, in Naturforschung, in Gesetzgebung, in Politik, in Moral.

Zwei Worte bilden den Schlüssel der baconianischen Lehre: Nützlichkeit und Fortschritt. Die alte Philosophie verschmähte es, nützlich zu sein, und gab sich damit zufrieden, stationär zu bleiben. Sie befaßte sich eingehend mit Theorien der sittlichen Vervollkommnung, die so sublim waren,

daß sie niemals mehr als Theorien sein konnten; mit Versuchen, unauflösbare Rätsel zu lösen; mit Ermahnungen zur Erreichung unerreichbarer Geistesstufen. Sie konnte nicht zu dem demütigen Amte herabsteigen, dem Wohlsein menschlicher Wesen zu dienen. Alle Schulen verachteten dieses Amt als erniedrigend; einige tadelten es als unsittlich. Einmal zwar vergaß sich Posidonius, ein ausgezeichneter Schriftsteller aus dem Zeitalter Ciceros und Cäsars, so weit, unter den geringeren Segnungen, die die Menschheit der Philosophie verdanke, auch die Entdeckung des Prinzips der Wölbung und die Einführung des Gebrauchs der Metalle aufzuzählen. Diese Lobrede wurde als eine Beleidigung betrachtet und mit besonderer Lebhaftigkeit angegriffen. Seneca protestierte heftig gegen diese verletzenden Komplimente. Die Philosophie ist seiner Ansicht nach nicht dazu da, die Menschen zu lehren, wie sie gewölbte Dächer über ihren Köpfen aufführen können. Der wahre Philosoph kümmert sich nicht darum, ob er ein gewölbtes Dach oder überhaupt ein Dach hat. Die Philosophie hat nicht die Aufgabe, die Menschen die Benutzungsarten der Metalle zu lehren. Sie lehrt uns, von allen materiellen Substanzen, von allen mechanischen Erfindungen unabhängig zu sein. Der weise Mann lebt der Natur gemäß. Statt zu versuchen, die physischen Genüsse seiner Gattung zu vermehren, bedauert er, daß sein Los nicht in jenes goldene Zeitalter gefallen ist, wo

das menschliche Geschlecht keinen Schutz gegen die Kälte hatte als die Felle wilder Tiere, keinen Schirm gegen die Sonne als eine Höhle. Einem solchen Manne einen Anteil an der Erfindung oder Verbesserung eines Pfluges, eines Schiffes oder einer Mühle zuzuschreiben, ist eine Beleidigung. „Zu meiner eigenen Zeit", sagt Seneca, „hat es Erfindungen dieser Art gegeben: durchsichtige Fenster, Röhren zur gleichmäßigen Verbreitung der Wärme durch alle Teile eines Gebäudes, Geschwindschreiberei, die zu solcher Vollkommenheit getrieben war, daß ein Schreiber mit dem schnellsten Sprecher Schritt halten kann. Aber die Erfindung solcher Dinge ist eine Arbeit für die niedrigsten Sklaven; Philosophie liegt tiefer. Es ist nicht ihres Amtes, die Menschen zu lehren, wie sie ihre Hände gebrauchen sollen. Das Ziel ihrer Belehrungen ist, die Seele zu bilden. „Non est, inquam, instrumentorum ad usus necessarios opifex." Wenn man das „non" wegläßt, so wäre dieser letzte Satz keine üble Bezeichnung der baconianischen Philosophie. „Man wird uns nächstens sagen", ruft Seneca aus, „daß der erste Schuhmacher ein Philosoph gewesen sei." Was uns betrifft, so würden wir uns, wenn wir zwischen dem ersten Schuhmacher und dem Verfasser der drei Bücher über den Zorn wählen müßten, für den Schuhmacher erklären. Es mag schlimmer sein, zornig zu sein als naß zu sein. Aber Schuhe haben Millionen gegen Nässe ge-

schützt und wir zweifeln, ob Seneca jemals irgend jemand vom Zornigsein abgehalten hat.

Nur sehr widerstrebend kann Seneca dahin gebracht werden, einzuräumen, daß ein Philosoph jemals irgend einem Dinge die geringste Aufmerksamkeit gewidmet hätte, das möglicherweise das befördern konnte, was gewöhnliche Menschen für das Wohlsein der Menschheit halten. Er bemüht sich, den Demokritus gegen die schimpfliche Nachrede zu schützen, daß er das erste Gewölbe gemacht habe, und den Anacharsis von der Beschuldigung zu reinigen, daß er der Erfinder der Töpferscheibe sei. Er sieht sich genötigt, zuzugeben, daß so etwas vorkommen kann; ebenso mag es vorkommen, sagt er, daß ein Philosoph schnellfüßig ist. Aber es liegt nicht in seinem Charakter als Philosophen, bei einem Wettlaufe zu gewinnen oder eine Maschine zu erfinden. Nein, das ist gewiß. Das Geschäft eines Philosophen war offenbar: mit erwucherten zwei Millionen Pfund das Lob der Armut zu singen, in Gärten, die den Neid von Fürsten erweckten, epigrammatische Einfälle über die Übel des Luxus zu ersinnen, von Freiheit zu schwärmen, während man vor den anmaßenden und vollgestopften Freigelassenen eines Tyrannen kroch, die göttliche Schönheit der Tugend mit derselben Feder zu feiern, die eben zuvor eine Verteidigung des Muttermords geschrieben hatte.

Es ist angenehm, sich von der Heuchelei dieser

Philosophie, die von einem niedrigen Stolz auf ihre eigene Nutzlosigkeit erfüllt war, zu den Vorträgen des großen englischen Lehrers zu wenden. Die „Philantropia", die, wie er in einem seiner denkwürdigsten Briefe sagt, so in seinem Geist befestigt war, daß sie nicht entfernt werden konnte, diese majestätische Demut, diese Überzeugung, daß nichts zu unbedeutend für die Beachtung des Weisesten sein kann, was nicht zu unbedeutend ist, um dem Geringsten Vergnügen oder Schmerz zu bereiten: sie ist das große unterscheidende Merkmal, der wesentliche Geist der baconianischen Philosophie. Wir spüren sie in allem, was Bacon über Physik, über Gesetze, über Moral geschrieben hat. Und wir begreifen, daß aus dieser Eigentümlichkeit alle anderen Eigentümlichkeiten seines Systems unmittelbar und beinahe notwendig entsprangen.

Der Geist, der sich in jenem Ausspruch des Seneca zeigt, erfüllte den ganzen Kreis der alten Philosophie von Sokrates abwärts und nahm von Geistern Besitz, mit denen Seneca nicht einen Augenblick verglichen werden kann. Er durchdringt die Dialoge des Plato. Er kann an vielen Stellen bei Aristoteles genau verfolgt werden. Bacon hat Andeutungen gemacht, aus denen sich schließen läßt, daß nach seiner Meinung das Vorherrschen dieser Richtung in großem Maße dem Einflusse des Sokrates zuzuschreiben ist. Unser großer Landsmann sah offenbar die große Revo-

lution, die Sokrates in der Philosophie bewirkt hatte, nicht für ein glückliches Ereignis an und behauptet fortwährend, daß die früheren griechischen Denker, besonders Demokritus, im ganzen genommen ihren gefeierteren Nachfolgern überlegen gewesen seien.

Sicherlich, wenn der Baum, den Sokrates pflanzte und Plato begoß, nach seinen Blüten und Blättern zu beurteilen ist, so ist es der edelste aller Bäume. Wenden wir aber Bacons eigene Probe an, beurteilen wir den Baum nach seinen Früchten, so wird unsere Meinung vielleicht weniger günstig sein. Wenn wir alle nützlichen Wahrheiten, die wir dieser Philosopie verdanken, zusammenzählen, wie hoch werden sie sich belaufen? Einige von denen, die sie anbauten, waren zweifellos Männer von höchstem geistigen Rang. Wir finden unter ihren Schriften unvergleichliche Muster sowohl der dialektischen als der rhetorischen Kunst. Wir leugnen nicht, daß die Polemik der Alten insofern von Nutzen war, als sie dazu diente, die Fähigkeiten der Streitenden zu üben; denn es gibt keine noch so müßige Polemik, die nicht in dieser Weise von Nutzen sein könnte. Aber wenn wir uns nach etwas mehr umsehen, nach etwas, das die Annehmlichkeiten des menschlichen Geschlechts vermehrt oder seine Drangsale erleichtert hätte, so müssen wir bekennen, daß unsere Erwartungen getäuscht werden. Wir müssen mit Bacon sagen, daß diese gefeierte Philosophie auf nichts als auf

Streiterei hinauslief, daß sie weder ein Weinberg noch eine Olivenpflanzung, sondern ein verwickelter Wald voll Dornen und Disteln war, aus dem alle, die sich darin verirrt hatten, viele Risse und keine Nahrung zurückbrachten.

Wir erkennen bereitwillig an, daß einige von den Lehrern dieser unfruchtbaren Weisheit zu den größten Männern gehören, die die Welt jemals gesehen hat. Wenn wir die Gerechtigkeit von Bacons Tadel zugeben, so geben wir sie mit einem ähnlichen Bedauern zu wie Dante, als er das Schicksal jener berühmten Heiden erfuhr, die zu dem ersten Kreise der Hölle verurteilt waren.

„Gran duol mi prese al cuor quando lo 'ntesi,
Perocchè gente di molto valore
Connobbi che 'n quel limbo eran sospesi."

Aber gerade die Bewunderung, die wir für die ausgezeichneten Philosophen des Altertums empfinden, nötigt uns zu der Meinung, daß ihre Kräfte systematisch falsch geleitet waren. Denn wie hätte es sonst kommen können, daß solche Kräfte so wenig für die Menschheit bewirkt haben? Ein Fußgänger kann auf einer Tretmühle ebensoviel Muskelkraft zeigen als auf der Heerstraße. Aber auf der Straße wird ihn seine Kraft sicherlich vorwärts bringen und auf der Tretmühle wird er sicherlich keinen Zoll vorrücken. Die alte Philosophie war eine Tretmühle, kein Weg. Sie war

aus lauter auf sich selbst zurückführenden Fragen, aus Kontroversen, die immer wieder von vorne anfingen, zusammengesetzt. Sie war dazu geschaffen, viel Anstrengung und keinerlei Fortschritt zu erzeugen. Was das höchste Gut sei, ob der Schmerz ein Übel sei, ob alle Dinge vom Schicksal bestimmt seien, ob wir irgend eines Dinges gewiß sein können, ob wir gewiß sein können, daß wir keines Dinges gewiß seien, ob alle Abweichungen vom Recht gleich tadelnswert seien: diese und ähnliche Fragen beschäftigten die Köpfe, die Zungen und die Federn der fähigsten Menschen in der gebildeten Welt mehrere Jahrhunderte hindurch. Eine solche Art von Philosophie, das ist augenscheinlich, kann nicht progressiv sein. Sie machte zwar die Geister derer, die sich ihr widmeten, schärfer und kräftiger. Aber solche Disputationen können dem Fonds des Wissens nichts hinzufügen. Der menschliche Geist schritt infolgedessen bloß in der Zeit fort, statt wirklich fortzuschreiten. Er nahm sich ebenso viel Mühe, als hingereicht hätte, ihn vorwärts zu bringen, und blieb doch auf demselben Flecke. Es ergab sich keine Anhäufung von Wahrheit, keine Erbschaftsmasse von Wahrheit, die durch die Arbeit der einen Generation erworben und der anderen vermacht worden wäre, um mit reichen Zusätzen wieder einer dritten überliefert zu werden. Wo diese Philosophie zu Ciceros Zeit war, da hörte sie nicht auf, zu

Senecas Zeit zu sein und hörte sie nicht auf, zur Zeit des Favorinus zu sein. Dieselben Sekten kämpften noch immer mit denselben unbefriedigenden Gründen, über dieselben nicht zu erledigenden Fragen. Es hatte nicht an Scharfsinn, Fleiß, Eifer gemangelt. Jedes Zeichen geistigen Anbaues fand sich vor, nur keine Ernte. Es hatte eine Menge Pflügen, Eggen, Einsammeln und Dreschen gegeben. Aber die Kornböden enthielten nur Mist und Stoppeln.

Die alten Philosophen vernachlässigten die Naturwissenschaften nicht; aber sie pflegten sie nicht zu dem Zwecke, die Macht des Menschen zu vermehren und seinen Zustand zu verbessern. Der Makel der Unfruchtbarkeit hatte sich von den ethischen auf die physikalischen Spekulationen übertragen. Seneca schrieb viel über Naturwissenschaft und pries die Wichtigkeit dieses Studiums. Aber warum? Nicht etwa, weil es dazu diente, Leiden zu mildern, die Annehmlichkeiten des Lebens zu vervielfachen, die Herrschaft des Menschen über die materielle Welt zu erweitern; sondern nur, weil es dazu dient, den Geist über niedrige Sorgen zu erheben, ihn vom Körper zu trennen, seinen Scharfsinn in der Lösung sehr dunkler Fragen zu üben. So wurde die Naturwissenschaft lediglich im Lichte eines geistigen Exerzitiums betrachtet. Sie wurde der Disputierkunst dienstbar gemacht und erwies sich infolgedessen als gänzlich unfruchtbar an geistigen Entdeckungen.

Es gab eine Sekte, von der man glauben sollte, daß sie verdient hätte, von dem allgemeinen Tadel ausgenommen zu werden, den Bacon über die alten Schulen der Weisheit aussprach. Von den Epikuräern, die alles Glück auf körperliche Lust und alles Übel auf körperlichen Schmerz zurückführten, sollte man erwarten, daß sie auf die Besserung des physischen Zustandes der Menschheit ihr Augenmerk gerichtet hätten. Aber der Gedanke daran scheint niemals einem Mitgliede dieser Schule in den Sinn gekommen zu sein. In der Tat waren sie, wie ihr großer Dichter Lucretius berichtet, der Meinung, es seien in den Künsten, die zum Behagen des Lebens dienen, keine Verbesserungen mehr zu erwarten.

„Ad victum quae flagitat usus
Omnia jam ferme mortalibus esse parata."

Dieses genügsame Sichaufgeben, diese Geneigtheit, das Geschehene zu bewundern und zu erwarten, daß nichts mehr geschehen werde, ist für alle Schulen, die der Schule der Frucht und des Fortschritts vorhergingen, höchst bezeichnend. Wie weit auch die Epikuräer und die Stoiker in den meisten Punkten voneinander abwichen, in der Verachtung aller Bestrebungen, die die Gemeinheit hatten, nützlich sein zu wollen, scheinen sie übereingestimmt zu haben. Die Philosophie beider war eine geschwätzige, deklamatorische,

phrasenreiche, streitsüchtige Philosophie. Jahrhundert auf Jahrhundert fuhren sie fort, ihre feindlichen Kriegsrufe: Tugend und Vergnügen zu wiederholen, und zuletzt zeigte es sich, daß der Epikuräer so wenig zu der Masse des Vergnügens hinzugefügt hatte wie der Stoiker zu der Masse der Tugend. Auf dem Piedestal Bacons, nicht auf dem des Epikur, sollten die edlen Zeilen eingeschrieben stehen:

„O tenebris tantis tam clarum extollere lumen
Qui primus potuisti, illustrans commoda vitae."

Im fünften Jahrhundert hatte das Christentum das Heidentum besiegt und das Heidentum das Christentum infiziert. Die Kirche war jetzt siegreich und verderbt. Die Gebräuche des Pantheon waren in ihren Gottesdienst, die Spitzfindigkeiten der Akademie in ihren Glauben eingedrungen. An einem bösen Tage, wenn auch mit viel Gepränge und Feierlichkeiten — wir bedienen uns der Worte Bacons — wurde das unheilvolle Bündnis zwischen der alten Philosophie und dem neuen Glauben geschlossen. An ganz anderen Themen als jenen, die den Scharfsinn des Pyrrho und des Karneades beschäftigt hatten, aber an ganz ebenso spitzfindigen, ganz ebenso aussichtslosen und ganz ebenso unfruchtbaren übten sich die Geister der lebhaften und redseligen Griechen. Als die Gelehrsamkeit im Abendlande wieder aufzuleben

begann, beschäftigten ähnliche Nichtigkeiten die scharfen und kräftigen Geister der Scholastiker. Es gab ein neues Säen von Wind und ein neues Ernten von Sturm. Das große Werk der Verbesserung des menschlichen Zustandes wurde immer noch als eines Gelehrten unwürdig angesehen. Die sich dieser Aufgabe unterzogen, wurden, wenn das, was sie bewerkstelligten, leicht zu begreifen war, als Handwerker verachtet; wenn nicht, so waren sie in Gefahr, als Zauberer verbrannt zu werden.

Der stärkste Beweis dafür, daß der menschliche Geist im höchsten Grade irregeleitet war, ist die Geschichte der zwei größten Ereignisse, die während des Mittelalters eintraten. Wir sprechen von der Erfindung des Schießpulvers und der Erfindung des Druckens. Das Datum ist in beiden Fällen unbekannt. Die Urheber sind in beiden Fällen unbekannt. Und das nicht etwa, weil die Menschen zu roh und unwissend gewesen wären, um geistige Überlegenheit zu würdigen. Der Erfinder des Schießpulvers scheint ein Zeitgenosse Petrarcas und Boccaccios gewesen zu sein. Der Erfinder des Druckens war zweifellos ein Zeitgenosse Nikolaus V., des Kosmus von Medici und einer Menge ausgezeichneter Gelehrter. Aber der menschliche Geist bewahrte noch dieselbe verhängnisvolle Richtung, die er zweitausend Jahre vorher erhalten hatte. Georg von Trapezunt und Marsilio Ficino wären nicht leicht zu dem

Glauben zu bringen gewesen, daß der Erfinder der Druckpresse mehr für die Menschheit getan habe als sie selbst oder als jene alten Schriftsteller, deren begeisterte Verehrer sie waren.

Endlich kam die Zeit, wo die unfruchtbare Philosophie, die so viele Jahrhunderte hindurch so viele Kräfte der begabtesten Menschen beschäftigt hatte, fallen sollte. Sie hatte viele Masken getragen. Sie hatte sich mit vielerlei Glauben vermischt. Sie hatte Revolutionen überlebt, in denen Reiche, Religionen, Sprachen, Stämme untergegangen waren. Aus ihren alten Sitzen vertrieben, hatte sie zu jener Kirche, die sie verfolgt hatte, Zuflucht genommen.

Worte und Worte und nichts als Worte waren die ganze Frucht der ganzen Mühe aller der weltberühmten Weisen von sechzig Menschenaltern gewesen. Aber die Tage dieser unfruchtbaren Fülle waren gezählt.

Viele Ursachen stimmten den Volksgeist für eine Änderung. Das Studium einer großen Menge antiker Schriftsteller gab zwar den philosophischen Forschungen noch keine richtige Direktion, trug aber doch viel dazu bei, jene blinde Verehrung der Autorität zu zerstören, die vorgeherrscht hatte, als Aristoteles allein bekannt war. Das Auftreten der florentinischen Sekte der Platoniker, zu welcher einige der feinsten Geister des fünfzehnten Jahrhunderts gehörten, war kein unwichtiges Ereignis. Die bloße Ablösung der

peripatetischen Philosophie durch die platonische würde zwar wenig gefruchtet haben. Aber alles war besser als die alte Gewohnheit urteilsloser Servilität. Es war ein Gewinn, eine Wahl unter den Tyrannen zu haben. „Ein Funken Freiheit", wie Gibbon sehr richtig bemerkt, „wurde durch dieses Zusammenstoßen entgegengesetzter Knechtschaften erzeugt."

Es können noch andere Ursachen angeführt werden. Hauptsächlich aber ist es die große Reformation der Religion, der wir die große Reformation der Philosophie verdanken. Das Bündnis zwischen den Schulen und dem Vatikan war Jahrhunderte lang so innig gewesen, daß diejenigen, die die Herrschaft des Vatikans abwarfen, nicht fortfahren konnten, die Autorität der Schulen anzuerkennen. Die meisten Häupter des Schismas behandelten die peripatetische Philosophie mit Verachtung und sprachen von Aristoteles, als wenn er alle Dogmen des Thomas Aquinas zu verantworten gehabt hätte. „Nullo apud Lutheranos philosophiam esse in pretio", war ein Vorwurf, den die Verteidiger der römischen Kirche laut wiederholten und den viele protestantische Führer für ein Kompliment ansahen. Kaum irgend ein Text wurde von den Reformatoren so häufig angeführt wie der, worin der heilige Paulus die Kolosser warnt, sich nicht durch Philosophie verderben zu lassen. Luther ging, schon fast am Anfang seiner Laufbahn, so

weit, zu erklären, daß niemand zugleich in der Schule des Aristoteles und in der Schule Christi Fortschritte machen könne. Zwingli, Bucer, Peter Martyr, Calvin führten eine ähnliche Sprache. Auf einigen schottischen Universitäten wurde das aristotelische System mit dem des Ramus vertauscht. So war, schon vor Bacons Geburt, das Reich der scholastischen Philosophie in seinen Grundfesten erschüttert. Es bestand in der geistigen Welt eine ähnliche Anarchie, wie sie in der politischen Welt oft zum Sturz einer alten und tief eingewurzelten Regierung führt. Altertum, Vererbung, der Klang großer Namen hatten aufgehört, die Ehrfurcht der Menschen zu erwecken. Die Dynastie, die Jahrhunderte regiert hatte, war am Ende und der erledigte Thron blieb als Kampfpreis für die Prätendenten.

Die erste Wirkung dieser großen Revolution war, wie Bacon sehr richtig bemerkt hat, daß eine Zeitlang den großen Reizen des Stils eine ungebührliche Wichtigkeit beigelegt wurde. Das neue Geschlecht von Gelehrten, die Aschams und Buchanans, von den schönsten Leistungen des augusteischen Zeitalters genährt, betrachteten mit Widerwillen die trockene, holprige und barbarische Redeweise der Respondenten und Opponenten. Sie widmeten dem Inhalt ihrer Schriften weit weniger Studium als der Form. Es gelang ihnen, die Latinität zu verbessern; aber nie haben

sie auch nur danach gestrebt, eine Reform der Philosophie zu bewirken.

Zu dieser Zeit erschien Bacon. Es ist ganz unrichtig, so oft es auch behauptet worden ist, daß er der erste Mann gewesen sei, der sich gegen die aristotelische Philosophie auf dem Höhepunkte ihrer Macht erhoben hat. Die Autorität dieser Philosophie hatte, wie wir gezeigt haben, lange vor seiner Geburt einen verhängnisvollen Schlag erhalten. Bacons eigene Äußerungen über den Stand der öffentlichen Meinung zu Luthers Zeit sind klar und stark. „Accedebat", sagt er, „odium et contemptus, illis ipsis temporibus ortus erga Scholasticos". Die Rolle, welche Bacon bei diesem großen Wechsel spielte, war nicht die Robespierres, sondern die Bonapartes. Die alte Ordnung der Dinge war gestürzt worden. Einige Bigotte pflegten noch mit ergebener Loyalität das Andenken der gefallenen Monarchie und bemühten sich, eine Restauration zu bewirken. Aber die Mehrheit war nicht so gesinnt. Befreit, aber nicht wissend, wie sie ihre Freiheit gebrauchen sollte, verfolgte sie keinen bestimmten Weg und hatte noch keinen Leiter gefunden, der sie zu führen fähig gewesen wäre.

Dieser Leiter erschien endlich. Die Philosophie, die er lehrte, war wesentlich neu. Sie unterschied sich von der gefeierten alten Lehre nicht bloß in der Methode, sondern auch im Ziele. Ihr Ziel war das Wohl der Menschheit, in dem Sinne, in

dem die große Masse der Menschen das Wort Wohl stets verstanden hat und immer verstehen wird. „Meditor", sagte Bacon, „instaurationem philosophiae ejusmodi quae nihil inanis aut abstracti habeat, quaeque humanae conditiones in melius provehat."

Der Unterschied zwischen der Philosophie Bacons und der seiner Vorgänger kann, glauben wir, nicht besser ins Licht gestellt werden als durch eine Vergleichung seiner Ansichten über einige wichtige Gegenstände mit denen Platos. Wir wählten Plato, weil wir meinen, daß er mehr als irgend ein anderer dazu beigetragen hat, den Geistern spekulativer Menschen jene Richtung zu geben, die sie beibehielten, bis sie von Bacon einen neuen Impuls in einer diametral entgegengesetzten Richtung erhielten.

Es ist interessant zu beobachten, wie verschieden diese beiden großen Männer den Wert jeder Gattung des Wissens anschlugen. Nehmen wir zum Beispiel die Arithmetik. Plato geht, nachdem er vom Nutzen des Rechnens für die gewöhnlichen Verhandlungen des Lebens leichthin gesprochen hat, zu dem über, was er für einen weit bedeutenderen Vorteil ansieht. Das Studium der Eigenschaften der Zahlen, sagt er, gewöhnt den Geist an die Betrachtung der reinen Wahrheit und erhebt uns über das materielle Universum. Er will, daß sich seine Schüler nicht deshalb auf dieses Studium verlegen, um kaufen und

verkaufen zu können oder um sich zu guten Krämern oder Handelsreisenden zu machen, sondern um ihre Geister von dem ewig wechselnden Schauspiel dieser sichtbaren und greifbaren Welt abzuziehen und auf das unveränderliche Wesen der Dinge zu richten.

Bacon auf der anderen Seite schätzte diesen Wissenszweig lediglich im Hinblick auf seinen Nutzen in jener sichtbaren und greifbaren Welt, die Plato so sehr verachtete. Er spricht mit Hohn von der mystischen Arithmetik der späteren Platoniker und beklagt den Hang der Menschheit, auf bloße Kuriositätssachen Kräfte zu verwenden, deren ganze Anstrengung für Zwecke soliden Vorteiles erfordert werde. Er rät den Arithmetikern, diese Possen zu lassen und sich auf Bildung passender Ausdrücke zu verlegen, die bei physikalischen Untersuchungen von Nutzen sein könnten.

Dieselben Gründe, die Plato bestimmten, das Studium der Arithmetik zu empfehlen, bestimmten ihn auch, das Studium der Geometrie zu empfehlen. Der gemeine Haufe der Geometer, sagt er, werde ihn nicht verstehen. Sie hätten immer die Praxis im Auge. Sie wüßten nicht, daß der wirkliche Nutzen der Wissenschaft darin bestehe, die Menschen zur Kenntnis der abstrakten, wesentlichen, ewigen Wahrheiten zu führen. In der Tat, wenn wir Plutarch glauben dürfen, so trieb Plato diese Richtung so weit, daß er die Geometrie

für erniedrigt hielt, wenn sie zu irgend einem Zweck der gewöhnlichen Nützlichkeit angewendet wurde. Archytas, scheint es, hatte nach mathematischen Prinzipien Maschinen von außerordentlicher Kraft gebaut. Plato machte seinem Freunde Vorhaltungen und erklärte, es heiße dies eine edle geistige Übung zu einer niedrigen Handwerksfertigkeit herabwürdigen, die sich nur für Zimmerleute und Stellmacher schicke. Die Aufgabe der Geometrie, sagte er, sei, den Geist zu schulen, nicht den schlechten Bedürfnissen des Körpers zu dienen. Seine Einsprache war erfolgreich und von dieser Zeit an wurde, Plutarch zufolge, die Wissenschaft der Mechanik der Aufmerksamkeit eines Philosophen nicht mehr für würdig gehalten.

Archimedes ahmte in einer späteren Zeit den Archytas nach und übertraf ihn. Aber selbst Archimedes war nicht frei von der vorherrschenden Meinung, daß die Geometrie erniedrigt werde, wenn man sie dazu anwende, ein nützliches Ding hervorzubringen. Nur mit Mühe war er dazu zu bewegen, sich von der Spekulation zur Praxis herabzulassen. Er schämte sich halb und halb jener Erfindungen, die das Staunen feindlicher Nationen waren und sprach jederzeit verächtlich von ihnen als von bloßen Unterhaltungen, von Possen, an denen der Geist eines Mathematikers, nach eifriger Erforschung der höheren Teile seiner Wissenschaft, sich erholen möge.

Die Meinung Bacons über diesen Gegenstand war der der alten Philosophen diametral entgegengesetzt. Er schätzt diese Geometrie hauptsächlich, wenn nicht lediglich um jener Anwendungen willen, die Plato so niedrig erschienen. Und es ist bemerkenswert, daß dieses Gefühl umso stärker in Bacon wurde, je länger er lebte. Als er im Jahre 1605 die zwei Bücher über den „Fortschritt des Wissens" schrieb, hielt er sich bei den Vorteilen auf, die die Menschheit aus der angewandten Mathematik schöpfe; zugleich aber gab er zu, daß die wohltätige Wirkung, die das mathematische Studium auf den Geist äußere, zwar ein Nebenvorteil, aber „nicht weniger würdig als der hauptsächliche und beabsichtigte" sei. Aber es ist augenscheinlich, daß seine Ansichten einen Wechsel erfuhren. Als er, fast zwanzig Jahre später, die Schrift „De Augmentis" herausgab, die nichts anderes ist als die Abhandlung über den „Fortschritt des Wissens", sehr erweitert und sorgfältig berichtigt, da traf er in dem Teile, der sich auf die Mathematik bezieht, wichtige Änderungen. Er tadelte mit Strenge die hohen Prätensionen der Mathematiker, „delicias et fastum mathematicorum". Indem er annahm, daß das Wohlsein des menschlichen Geschlechts der Zweck des Wissens sei, erklärte er, die mathematische Wissenschaft könne auf keinen höheren Rang als den eines Anhanges oder einer Hilfslehre für andere Wissenschaften Anspruch

machen. Mathematische Wissenschaft, sagt er, ist die Magd der Naturforschung, und sie hat sich als solche zu verhalten; und er erklärt, daß er nicht begreifen könne, welchem bösen Zufall es zuzuschreiben sei, daß sie sich herausnehme, den Vorrang vor ihrer Gebieterin zu beanspruchen. Er sagt voraus — eine Voraussagung, die Plato schaudern gemacht hätte — daß es, je mehr Entdeckungen in der Physik gemacht würden, desto mehr Zweige der angewandten Mathematik geben werde. Von jenem Nebenvorteil, dessen Wert er zwanzig Jahre vorher so hoch schätzte, sagt er nicht ein Wort. Diese Unterlassung kann nicht die Wirkung bloßer Achtlosigkeit gewesen sein. Seine eigene Abhandlung lag vor ihm. Aus dieser Abhandlung strich er mit Überlegung alles, was dem Studium der reinen Mathematik günstig war, und schaltete mehrere Bemerkungen ein, die gegen die feurigen Anhänger dieses Studiums gerichtet waren. Dieses Faktum läßt unserer Ansicht nach nur eine Erklärung zu. Bacons Liebe zu den Bestrebungen, die unmittelbar auf Verbesserung der Lage der Menschheit abzielen, und seine Abneigung gegen alle lediglich wißbegierigen Studien war in ihm übermächtig und vielleicht maßlos geworden. Er fürchtete sich, irgend einen Ausdruck zu gebrauchen, der jemanden dazu verleiten könnte, auf Spekulationen, die nur dem Geiste des Spekulierenden nützen, auch nur eine einzige Stunde zu verwenden, die zur Erweite-

rung der Herrschaft des Menschen über die Materie benützt werden könnte. Wenn Bacon hierin irrte, so müssen wir sagen, daß wir seinen Irrtum dem entgegengesetzten Irrtume des Plato bedeutend vorziehen. Wir haben kein Mitgefühl für eine Philosophie, die — gleich jenen römischen Frauen, die Abtreibungsmittel nahmen, um ihre Taille zu bewahren — aus Furcht, hausbacken zu werden, sich bemüht, unfruchtbar zu bleiben.

Gehen wir zur Astronomie über. Das war eine der Wissenschaften, zu deren Erlernung Plato seine Schüler lebhaft ermahnte, jedoch aus Gründen, die weit von der gewöhnlichen Denkweise abliegen. „Sollen wir", sagt Sokrates, „die Astronomie unter den Gegenständen des Studiums aufführen?" „Ich denke", antwortete sein junger Freund Glaukos, „von den Jahreszeiten, den Monaten und den Jahren etwas zu wissen, ist von Nutzen, sowohl für militärische Zwecke als für Landbau und Schiffahrt." „Es ergötzt mich", sagt Sokrates, „zu sehen, wie besorgt Du bist, Dich nicht von der gemeinen Volksmasse der Empfehlung nutzloser Studien beschuldigt zu sehen." Er geht dann dazu über, in jener reinen und prächtigen Diktion, deren, wie Cicero sagt, Jupiter sich bedienen würde, wenn er griechisch spräche, zu erklären, daß der Nutzen der Astronomie nicht in der Vermehrung der gemeinen Annehmlichkeiten des Lebens bestehe, sondern in der Erhebung des Geistes zur Betrachtung von Dingen,

die durch den reinen Verstand allein erkannt werden können. Der Kenntnis der wirklichen Bewegungen der Himmelskörper legt Sokrates wenig Wert bei. Die Erscheinungen, die den Himmel des Nachts verschönern, sind, sagt er, gleich den Figuren, die ein Mathematiker im Sande zieht, bloße Beispiele, bloße Hilfsmittel für schwache Geister. Wir müssen über sie hinauskommen; wir müssen sie übergehen, wir müssen zu einer Astronomie gelangen, die von den wirklichen Sternen so unabhängig ist wie die geometrische Wahrheit von den Linien eines schlechtgezogenen Diagramms. Das ist, meinen wir, so ziemlich, wenn nicht genau, die Astronomie, die Bacon mit dem Ochsen des Prometheus verglich: eine glatte, gut geformte Haut, mit Müll ausgestopft, hübsch anzusehen, aber nichts zum Essen enthaltend. Er beklagte, daß die Astronomie zu ihrem größten Schaden von der Naturwissenschaft, zu deren edelsten Provinzen sie gehöre, getrennt und ins Gebiet der Mathematik verschlagen worden sei. Die Welt brauche, sagte er, eine ganz andere Astronomie, eine lebendige Astronomie, eine Astronomie, die die Natur, die Bewegung und die Einflüsse der Himmelskörper, wie sie wirklich sind, zur Darstellung bringe.

Auf die größte und nützlichste aller menschlichen Erfindungen, die Erfindung der Buchstabenschrift sah Plato mit nicht viel Wohlgefallen. Er scheint gemeint zu haben, der Ge-

brauch der Buchstaben habe auf den menschlichen Geist ähnlich gewirkt, wie der Gebrauch des Laufwagens beim Gehenlernen oder des Korks beim Schwimmenlernen auf den menschlichen Körper wirkt. Es sei eine Unterstützung, die denen, die sich ihrer bedienten, unentbehrlich werde und kräftige Anstrengung zuerst unnötig und dann unmöglich mache. Die Kräfte des Geistes wären, so meinte er, ohne diese trügerische Hilfe vollkommener entwickelt worden. Die Menschen wären genötigt gewesen, den Verstand und das Gedächtnis zu üben und sich durch tiefes und sorgfältiges Nachdenken die Wahrheit ganz zu eigen zu machen. Jetzt dagegen sei viel Wissen auf Papier verzeichnet, aber wenig in die Seele eingegraben. Der Mensch sei sicher, augenblicklich Belehrung finden zu können, wenn er sie brauche. Er lasse sie daher aus seinem Geiste schwinden. Von einem solchen Menschen könne man nicht eigentlich sagen, daß er irgend etwas wisse. Er habe den Schein der Weisheit ohne das Wesen. Diese Meinungen hat Plato einem alten König von Ägypten in den Mund gelegt. Aber es ergibt sich aus dem Zusammenhange klar, daß sie ihm selbst gehörten, und so verstand sie auch Quinctilian. In der Tat, sie stimmen mit dem ganzen platonischen System vollkommen überein.

Bacons Ansichten waren, wie man sich leicht denken kann, gänzlich andere. Die Kräfte des Gedächtnisses, bemerkt er, können ohne die Hilfe

des Schreibens wenig zur Förderung irgend einer nützlichen Wissenschaft beitragen. Er erkennt an, daß das Gedächtnis in solchem Grade ausgebildet werden kann, daß es außerordentliche Leistungen zu verrichten vermag. Aber auf solche Leistungen legt er wenig Wert. Die Richtung seines Geistes, sagt er uns, sei derartig, daß er nicht geneigt sei, irgend eine, wenn auch noch so seltene Gabe hochzuschätzen, die von keinem praktischen Nutzen für die Menschheit sei. Was jene wunderbaren Leistungen des Gedächtnisses betrifft, so stellt er sie in eine Reihe mit den Schaustellungen von Seiltänzern und Gauklern. „Die beiden Leistungen", sagt er, „sind einander sehr verwandt. Die eine ist ein Mißbrauch der Kräfte des Körpers; die andere ist ein Mißbrauch der Kräfte des Geistes. Beide mögen vielleicht unsere Verwunderung erregen, aber keine von beiden hat Anspruch auf unsere Achtung."

Plato schien die medizinische Wissenschaft von sehr bestreitbarer Nützlichkeit zu sein. Er hatte zwar gegen rasche Heilungen akuter Übel oder durch Zufälligkeiten verursachter Beschädigungen nichts einzuwenden. Aber die Kunst, die dem langsamen Wühlen einer chronischen Krankheit Widerstand leistet, die durch Wollust entnervte, durch Schwelgerei aufgeschwemmte oder durch Wein entzündete Körper wieder herstellt, die durch Milderung der natürlichen Strafe die Sinnlichkeit ermuntert und das Dasein verlängert,

wenn der Geist aufgehört hat, seine ganze Energie zu entfalten, hatte keinen Anteil an seiner Achtung. Ein durch medizinische Kunst verlängertes Leben erklärte er für einen langen Tod. Die Ausübung der Heilkunst müsse, sagte er, insoweit geduldet werden, als diese Kunst dazu diene, die gelegentlichen Beschwerden von Menschen zu heilen, deren Konstitution gut sei. Was die beträfe, die eine schlechte Konstitution hätten, so lasse man sie sterben und je eher, desto besser. Solche Menschen seien ungeeignet zum Krieg, zur Magistratur, zur Verwaltung ihrer häuslichen Angelegenheiten, zu ernstem Studium und Nachdenken. Wenn sie sich auf irgend eine kräftige Geistesübung einließen, so würden sie von Schwindel und Schwere des Kopfes gestört, was sie dann auf Rechnung der Philosophie schrieben. Das beste, was solche Elende tun könnten, sei, mit dem Leben ein- für allemal abzuschließen. Er zieht zur Unterstützung dieser Lehre mythische Autoritäten heran und erinnert seine Schüler daran, daß die Praxis der Söhne des Äskulap, wie Homer sie schildere, sich nur auf die Heilung äußerer Verletzungen erstreckt habe.

Ganz anders philosophiert Bacon. Unter allen Wissenschaften scheint er derjenigen das größte Interesse gewidmet zu haben, die nach Platos Meinung in einem wohlgeordneten Gemeinwesen nicht zu dulden wäre. Die Menschen vollkommen zu machen, lag nicht in Bacons Plan. Sein be-

scheidenes Ziel war, unvollkommene Menschen sich wohlbefinden zu lassen. Die Wohltätigkeit seiner Philosophie ähnelte der Wohltätigkeit des gemeinsamen Vaters, dessen Sonne über Böse und Gute aufgeht, dessen Regen für Gerechte und Ungerechte fällt. Nach Platos Meinung war der Mensch für die Philosophie geschaffen; nach Bacons Meinung war die Philosophie für den Menschen da, sie war ein Mittel zu einem Zwecke, und dieser Zweck bestand in der Vermehrung der Genüsse und der Milderung der Leiden von Millionen, die keine Philosophen sind noch sein können. Daß ein Kränklicher, der ein großes Vergnügen daran findet, auf seiner Terrasse umhergerollt zu werden, dem sein gedämpftes Huhn und sein schwacher Wein mit Wasser schmeckt und die Geschichten der Königin von Navarra ein herzliches Lachen entlocken, als ein caput lupinum behandelt werden solle, weil er den „Timäus" nicht ohne Kopfweh lesen könnte, war eine Vorstellung, die der humane Sinn des englischen Weisen ganz und gar zurückwies. Bacon würde es nicht für eines Philosophen unwürdig gehalten haben, einen verbesserten Gartenstuhl für einen solchen Leidenden zu erfinden, einen Weg zu entdecken, um ihm seine Arzneien schmackhafter zu machen, Gerichte zu erfinden, an denen er sich erquicken und Kissen, auf denen er gesund schlafen könnte; und dies, wenn auch nicht die geringste Hoffnung bestünde, daß der

Geist des armen Invaliden sich jemals zu der Betrachtung des idealen Schönen und des idealen Guten erheben werde. Wie Plato die religiösen Legenden Griechenlands zitiert hatte, um seine Verachtung der Heilkunst zu rechtfertigen, so verteidigte Bacon die Würde dieser Kunst, indem er sich auf das Beispiel Christi berief und die Menschen daran erinnerte, daß der große Seelenarzt es nicht verschmähte, auch der Arzt des Leibes zu sein.

Wenn wir von der medizinischen Wissenschaft zur Gesetzgebung übergehen, so finden wir denselben Unterschied zwischen den Systemen dieser beiden großen Männer. Plato stellt im Beginn des Dialogs über die Gesetze das Grundprinzip auf, es sei der Zweck der Gesetzgebung, die Menschen tugendhaft zu machen. Es ist unnötig, die ausschweifenden Folgerungen hervorzuheben, auf die ein solcher Vordersatz führt. Bacon wußte wohl, in wie großem Maße das Gedeihen jeder Gesellschaft von der Tugend ihrer Mitglieder abhängt, und er wußte auch, was Gesetzgeber zur Förderung der Tugend tun und unterlassen können. Seine Darlegungen über den Zweck der Gesetzgebung und über die hauptsächlichsten Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind uns unter den vielen glücklichen Bemerkungen derselben Art, von denen seine Werke überfließen, immer als besonders glücklich erschienen. „Das Ziel, das die Gesetze ins Auge fassen und auf das sie ihre Vor-

schriften und Verordnungen richten müssen, ist das glückliche Leben der Bürger. Es wird erreicht sein, wenn diese in Frömmigkeit und Religion richtig unterwiesen, in Sitten ehrbar, durch Waffen gegen auswärtige Feinde gesichert, durch den Beistand der Gesetze gegen Aufstände und Privatverletzungen gerüstet, der Regierung und den Obrigkeiten gehorsam, an Gütern und Schätzen reich und blühend sein werden." Der Zweck ist das Wohlbefinden des Volkes. Die Mittel sind: die Gewährung sittlicher und religiöser Erziehung, die Vorsorge für alles, was zur Verteidigung gegen auswärtige Feinde nötig ist, die Aufrechterhaltung innerer Ordnung, die Begründung eines gerichtlichen, finanziellen und kommerziellen Systems, unter dem Reichtum rasch gesammelt und in Sicherheit genossen werden kann.

Selbst hinsichtlich der Form, in die die Gesetze zu bringen sind, besteht eine merkwürdige Meinungsverschiedenheit zwischen dem Griechen und dem Engländer. Plato hielt eine Einleitung für wesentlich, Bacon hielt sie für schädlich. Jeder verfuhr dabei folgerichtig. Da Plato die sittliche Hebung des Volkes als den Zweck der Gesetzgebung betrachtete, so schloß er richtig, daß ein Gesetz, das befiehlt und droht, aber weder die Vernunft überzeugt noch das Herz rührt, ein höchst unvollkommenes Gesetz sein müsse. Es war ihm nicht genug, einen Mann vom Diebstahl

abzuschrecken, der im Herzen noch immer ein Dieb blieb, einen Sohn, der seine Mutter haßte, davon abzuhalten, sie zu schlagen. Der einzige Gehorsam, auf den er Wert legte, war der Gehorsam, den ein erleuchteter Verstand den Gründen und den ein tugendhaftes Gemüt der Tugend zollt. Er scheint wirklich geglaubt zu haben, er werde dadurch, daß er jedem Gesetze eine beredte und rührende Ermahnung vorausschickte, Strafverhängungen in großem Maße überflüssig machen. Bacon hegte keine solchen romantischen Hoffnungen und kannte die praktischen Schwierigkeiten des Weges, den Plato empfahl.

Jeder der beiden großen Männer, die wir miteinander verglichen haben, beabsichtigte, sein System durch einen philosophischen Roman zu erläutern und jeder hat seinen Roman unvollendet gelassen. Hätte Plato lang genug gelebt, um den „Kritias" zu beendigen, so hätte uns eine Vergleichung zwischen dieser edlen Dichtung und der „Neuen Atlantis" wahrscheinlich noch treffendere Beispiele geliefert als irgend eines der von uns beigebrachten. Es ist ergötzlich, zu denken, mit welcher Heftigkeit er auf die Zerstörung der Brauhäuser, Parfümfabriken und Laboratorien gedrungen hätte und mit welcher unerbittlichen Strenge er alle Studenten der Chemie, Mitglieder der Zünfte, Kaufleute und Ingenieure über die Grenze gejagt hätte.

Zusammenfassend können wir sagen, das Ziel

der platonischen Philosophie sei die Erhebung des Menschen zu einem Gott gewesen; das Ziel der baconischen Philosophie hingegen bestand darin, den Menschen mit dem zu versorgen, was er braucht, so lange er Mensch bleibt. Das Ziel der platonischen Philosophie war, uns hoch über die gemeinen Bedürfnisse zu erheben. Das Ziel der baconischen Philosophie war, für unsere gemeinsamen Bedürfnisse zu sorgen. Das erstere Ziel war edel, aber das letztere war erreichbar. Plato spannte einen starken Bogen; aber, wie Acestes im Virgil, zielte er nach den Sternen und deshalb ging der Schuß in die Luft, so wenig es dem Schützen an Kraft oder Geschicklichkeit gebrach. Seinem Pfeile folgte zwar eine Spur von blendendem Glanze, aber er traf nichts.

Bacon richtete sein Auge auf ein Ziel, das auf Erden und in Bogenschußweite gesteckt war und traf es ins Schwarze. Die Philosophie Platos begann mit Worten und endete mit Worten, mit edlen Worten allerdings, mit Worten, wie sie zu erwarten waren von dem schönsten menschlichen Geiste, der eine unbegrenzte Gewalt über die schönste menschliche Sprache übte. Die Philosophie Bacons begann mit Beobachtungen und endete mit Künsten.

Die alten Philosophen rühmten sich, daß ihre Lehre die Geister der Menschen zu einem hohen Grade von Weisheit und Tugend heranbilde. Das war in der Tat das einzige praktische Gute, das

die gefeiertsten dieser Lehrer zu leisten auch nur behaupteten. Und wenn sie das geleistet hätten, so würden sie unstreitig weit höheres Lob verdient haben, als wenn sie die heilsamsten Arzneien entdeckt oder die kraftvollsten Maschinen gebaut hätten. Aber die Wahrheit ist, daß sie gerade auf den Gebieten, die, wie sie behaupteten, ihnen allein anvertraut waren, gerade auf den Gebieten, um derentwillen sie alle gemeinen Interessen der Menschheit vernachlässigten, nichts oder Schlimmeres als nichts taten. Sie versprachen das Unausführbare; sie verachteten das Ausführbare. Sie füllten die Welt mit langen Worten und langen Bärten, und sie ließen sie so verderbt und unwissend, wie sie sie vorgefunden hatten.

Ein Acker in Middlesex ist besser als ein Fürstentum in Utopien. Das kleinste wirkliche Gut ist besser als die prachtvollsten Versprechungen von Unmöglichkeiten. Der weise Mann, der Stoiker wäre ohne Zweifel ein großartigerer Gegenstand als eine Dampfmaschine. Aber es gibt Dampfmaschinen, und der weise Mann, der Stoiker soll erst noch geboren werden. Eine Philosophie, die einen Menschen in den Stand setzen würde, sich in den Qualen des Todeskampfes vollkommen glücklich zu fühlen, wäre besser als eine Philosophie, die die Qualen lindert. Aber wir wissen, daß es Hilfsmittel gibt, die die Qual lindern, und wir wissen, daß den alten Weisen das Zahnweh gerade so wenig behagte wie ihren

Nachbarn. Eine Philosophie, die die Habgier austilgte, wäre besser als eine Philosophie, die Gesetze zur Sicherung des Eigentums ersinnt. Aber es ist möglich, Gesetze zu machen, die das Eigentum bis zu einem sehr hohen Maße sichern, und wir sehen nicht ein, wie Beweggründe, wie sie die alte Philosophie an die Hand gab, die Habgier austilgen sollten. Wir wissen, daß die Philosophen nicht besser waren als andere Menschen. Aus dem Zeugnis der Freunde wie der Feinde, aus den Bekenntnissen Epiktets und Senecas wie aus dem Spott Lucians und Juvenals geht klar hervor, daß diese Lehrer der Tugend alle Laster ihrer Nachbarn und dazu noch das Laster der Heuchelei besaßen. Manche mögen das Ziel der baconischen Philosophie für ein niedriges halten. Aber sie können nicht leugnen, daß es, ob hoch oder niedrig, erreicht worden ist. Sie können nicht leugnen, daß jedes Jahr zu dem, was Bacon „Frucht" nannte, etwas hinzuträgt. Sie können nicht leugnen, daß die Menschheit auf der Bahn, die ihr Bacon zeigte, stark und stetig fortgeschritten ist und noch fortschreitet. Gab es eine solche fortschreitende Bewegung bei den alten Philosophen? Hatten sie, nachdem sie achthundert Jahre lang deklamiert hatten, die Welt besser gemacht als vorher? Wir glauben sogar, daß unter den Philosophen statt einer fortschreitenden Verbesserung eine fortschreitende Ausartung stattfand. Ein niedriger Aberglaube,

den Demokritus oder Anaxagoras mit Hohn zurückgewiesen hätten, fügte die letzte Schmach zu dem langen Aberwitz der stoischen und platonischen Schulen. Dieselben erfolglosen Versuche, deutlich zu sprechen, die uns bei einem Kinde so angenehm und interessant sind, verletzen uns bei einem bejahrten Schlagflüssigen. Und ebenso erregen jene wilden mythologischen Dichtungen, die uns erfreuen, wenn wir die griechische Poesie in ihrer Kindheit lispeln hören, eine Mischung von Mitleid und Ekel, wenn sie von der griechischen Philosophie in deren alten Tagen gemurmelt werden. Wir wissen, daß Gewehre, Schmiedewaren, Ferngläser, Uhren zu unserer Zeit besser sind, als sie zur Zeit unserer Väter waren und zur Zeit unserer Väter besser waren als zur Zeit unserer Großväter. Wir müssen daher annehmen, daß eine Philosophie, die sich rühmte, daß ihr Ziel die Erhebung und Reinigung des Geistes sei, und um dieses Zieles willen die gemeine Sorge für die Behaglichkeiten des Leibes beiseite ließ, dadurch, daß sie viele Jahrhunderte lang in höchsten Ehren geblüht hatte, eine große sittliche Verbesserung bewirkt haben muß. War dem so? Man blicke auf die Schulen dieser Weisheit, wie sie vier Jahrhunderte vor Christus und wie sie vier Jahrhunderte nach Christus waren. Man vergleiche die Männer, die von diesen Schulen zu diesen beiden Zeitpunkten hervorgebracht wurden. Man vergleiche Plato und

Libanius. Man vergleiche Perikles und Julian. Diese Philosophie gestand, ja rühmte sich, daß sie für jeden Zweck nutzlos sei, außer einem einzigen. Hatte sie diesen einen Zweck erreicht?

Man nehme an, daß Justinian, als er die Schulen Athens schloß, die letzten wenigen Weisen, die immer noch den Porticus heimsuchten und bei den alten Platanen verweilten, aufgefordert hätte, ihren Anspruch auf öffentliche Verehrung nachzuweisen. Man nehme an, daß er gesagt hätte: „Eintausend Jahre sind verstrichen, seit in dieser berühmten Stadt Sokrates den Protagoras und Hippias zum Schweigen brachte. Während dieser tausend Jahre ist ein großer Teil der geschicktesten Männer jeder Generation mit beständigen Bemühungen beschäftigt gewesen, die Philosophie, die ihr lehrt, zur Vollkommenheit zu bringen. Diese Philosophie hat die freigebige Gönnerschaft der Mächtigen genossen, ihren Bekennern ist vom Publikum die höchste Achtung gezollt worden, sie hat Saft und Kraft des menschlichen Geistes fast gänzlich an sich gezogen. Und was hat sie geleistet? Welche nützliche Wahrheit hat sie gelehrt, die wir nicht ebenso gut ohne sie erfahren hätten? Zu welcher Leistung hat sie uns befähigt, die wir nicht ohne sie ebenso gut vermocht hätten?“ Solche Fragen, vermuten wir, hätten Simplicius und Isidorus in Verwirrung gesetzt. Man frage einen Nachfolger Bacons, was die neue Philosophie, wie sie zur Zeit Karls II.

genannt wurde, für die Menschheit geleistet habe, und er ist bereit zu antworten: sie hat das Leben verlängert; sie hat Schmerzen gelindert, sie hat Krankheiten ausgerottet, sie hat die Fruchtbarkeit des Bodens vermehrt, sie hat dem Seefahrer neue Sicherungsmittel gegeben, sie hat dem Krieger neue Waffen geliefert, sie hat über große Flüsse und Buchten Brücken von bisher unbekannter Gestalt gespannt, sie hat den Wetterstrahl unschädlich gemacht, sie hat die Nacht zum Glanze des Tages aufgehellt, sie hat die Tragweite der menschlichen Sehkraft ausgedehnt, sie hat die Kräfte der menschlichen Muskeln vervielfacht, sie hat die Bewegung beschleunigt, sie hat die Entfernung aufgehoben, sie hat den Verkehr, den Briefwechsel, alle freundschaftlichen Dienste, alle Erledigung von Geschäften erleichtert, sie hat die Menschen in den Stand gesetzt, in die Tiefen des Meeres hinabzusteigen, sich in die Luft zu schwingen, sicher in die gefährlichsten Schluchten der Erde zu dringen, über das Land in Wagen zu fahren, die ohne Pferde dahinrollen, und über den Ozean in Schiffen, die in der Stunde zehn Knoten gegen den Wind machen. Das ist nur ein Teil ihrer Früchte und ihrer ersten Früchte. Denn es ist eine Philosophie, die niemals ruht, die nie ans Ziel kommt, die niemals vollkommen wird. Ihr Gesetz ist Fortschritt. Ein Punkt, der gestern noch unsichtbar war, ist heute ihr Ruheplatz und wird morgen ihr Ausgangsplatz sein.

Wie groß und vielseitig auch die Kräfte Bacons waren, er verdankte seinen weiten und dauernden Ruf hauptsächlich dem Umstande, daß alle diese Kräfte ihre Richtung vom schlichten Verstande erhielten. Seine Liebe für den allgemeinen Nutzen, seine starke Sympathie mit den Volksbegriffen von gut und böse und die Offenheit, mit der er diese Sympathie erklärte, sind das Geheimnis seines Einflusses. In seinem Systeme gab es keine Schulphrasen, keine Illusionen. Er hatte keine Salbe für gebrochene Knochen, keine schönen Theorien „de finibus", keine Gründe, die jenseits der Sinne der Menschen lagen. Er wußte, daß die Menschen, und die Philosophen so gut wie andere Menschen, das Leben, die Gesundheit, die Ehre, die Sicherheit, die Gesellschaft von Freunden lieben und den Tod, die Krankheit, den Schmerz, die Armut, die Schande, die Gefahr, die Trennung von denen, an die sie geknüpft sind, scheuen. Er wußte, daß die Religion diese Gefühle zwar oftmals regelt und mäßigt, aber selten ausrottet. Auch hielt er es nicht für wünschenswert, daß sie ausgerottet würden. Der Plan, sie durch Einfälle wie die des Seneca oder durch Syllogismen wie die des Chrysippus auszurotten, war zu verkehrt, um von einem Geist wie dem seinen einen Augenblick lang gehegt zu werden. Er sah nicht ein, welche Weisheit darin liegen könne, Namen zu ändern, wenn es unmöglich war, die Dinge zu ändern; zu leugnen, daß Blindheit, Hunger, die

Gicht, die Folter Übel seien, nicht anerkennen zu wollen, daß Gesundheit, Sicherheit, Überfluß gute Dinge seien und sie mit dem Namen „Adiaphora" zu belegen. In seinen Ansichten über alle diese Gegenstände war er weder ein Stoiker noch ein Epikuräer noch ein Platoniker, sondern was Stoiker, Epikuräer und Platoniker einen „Idiotes", einen bloßen gewöhnlichen Menschen genannt haben würden. Und gerade weil er so war, bezeichnet sein Name eine so große Epoche in der Geschichte der Welt. Weil er so tief grub, vermochte er so hoch zu bauen. Weil er, um seinen Grund zu legen, in diejenigen Teile der menschlichen Natur hinabstieg, die zuunterst liegen, aber dem Wechsel nicht ausgesetzt sind, hat das Werk, das er errichtet hat, sich zu so stattlicher Höhe und zu so unerschütterlicher Stärke erhoben.

Wir haben zuweilen den Gedanken gehabt, es ließe sich eine ergötzliche Dichtung schreiben, worin ein Schüler des Epiktet und ein Schüler des Bacon als Reisegefährten vorgeführt würden. Sie kommen in ein Dorf, wo die Kinderpocken eben zu wüten begonnen haben, und finden die Häuser geschlossen, den Verkehr unterbrochen, die Kranken verlassen, erschrockene Mütter über ihren Kindern weinend. Der Stoiker versichert der bangen Bevölkerung, es liege nichts Böses in den Kinderpocken und für einen weisen Menschen seien Krankheit, Entstellung, Tod, der Verlust von Freunden kein Übel. Der Baconianer nimmt

eine Lanzette heraus und beginnt zu impfen. Sie finden einen Haufen Bergleute in großer Angst. Eine Explosion schädlicher Dünste hat soeben viele von denen, die an der Arbeit waren, getötet und die Überlebenden fürchten sich, in die Grube zu gehen. Der Stoiker versichert ihnen, daß ein solcher Zufall nichts als ein bloßes Adiaphoron sei. Der Baconianer, dem kein solches schönes Wort zu Gebote steht, begnügt sich damit, eine Sicherheitslampe zu erfinden. Sie finden einen schiffbrüchigen Kaufmann am Strande, die Hände ringend. Sein Fahrzeug mit einer unermeßlichen Ladung ist eben gescheitert und er ist in einem einzigen Augenblick vom Reichtum zur Armut heruntergebracht worden. Der Stoiker ermahnt ihn, das Glück nicht in Dingen zu suchen, die außer ihm liegen, und zitiert ganze Kapitel aus Epiktet. Der Baconianer baut eine Taucherglocke, geht in dieser hinunter und kehrt mit den kostbarsten Gütern aus dem Wrack zurück. Es wäre natürlich leicht, derlei Versinnlichungen des Unterschiedes zwischen der Philosophie der Dornen und der Philosophie der Frucht, der Philosophie der Worte und der Philosophie der Werke zu vervielfachen.

Bacon ist beschuldigt worden, die Bedeutung jener Wissenschaften, die dem physischen Wohlsein des Menschen dienen, überschätzt und die Bedeutung der Moralphilosophie zu gering angeschlagen zu haben, und es kann nicht geleugnet

werden, daß jemand, der das „Novum Organum“ und die Schrift „De Augmentis“ liest, ohne auf die Umstände zu achten, unter denen diese Werke geschrieben sind, vieles finden wird, was geeignet scheinen kann, diese Beschuldigung zu unterstützen. Es ist jedoch gewiß, daß Bacon, wiewohl er in der Praxis oft sehr in die Irre ging und wiewohl er, wie sein Geschichtswerk und seine Essays beweisen, selbst in der Theorie keine sehr strengen Ansichten über Fragen der politischen Moral hegte, doch ein viel zu weiser Mann war, um nicht zu wissen, wie sehr unser Wohlsein von dem geregelten Zustande unseres Gemütes abhängt. Die Welt, nach der er verlangte, war nicht, wie manche zu glauben scheinen, eine Welt voll Wasserrädern, Webmaschinen, Dampfwagen, Wollüstlingen und Schurken. Er war ebenso überzeugt wie Zeno, daß keinerlei leibliche Bequemlichkeit, keine Kunst und Mühe von hundert Generationen imstande sei, einen Menschen glücklich zu machen, dessen Geist unter der Tyrannei der Ausschweifung, des Neides, des Hasses oder der Furcht steht. Wenn es zuweilen schien, als schriebe er den Künsten, die die äußeren Genüsse unserer Gattung vermehren, eine zu ausschließliche Wichtigkeit zu, so ist die Ursache klar. Diese Künste waren weit unter ihren gebührenden Wert herabgesetzt worden. Man hatte sie als der Aufmerksamkeit eines Mannes von freier Bildung unwürdig erachtet. Diese Meinung schien ihm

„omnia in familia humana turbasse". Sie war unstreitig die Ursache gewesen, daß viele Künste, die von der größten Nützlichkeit und der größten Verbesserungen fähig waren, von den Denkern vernachlässigt und den Tischlern, Maurern, Schmieden, Webern, Apothekern preisgegeben wurden. Es war nötig, die Würde dieser Künste zu erweisen, sie augenfällig vorwärts zu bringen, zu erklären, daß sie, da sie einen höchst erheblichen Einfluß auf das menschliche Glück ausüben, auch der Aufmerksamkeit der höchsten menschlichen Geister nicht unwürdig seien. Ferner konnte Bacon auch durch Beispiele, die aus diesen Künsten entlehnt waren, seine Grundsätze am leichtesten versinnbildlichen. Durch Verbesserungen auf dem Gebiet dieser Künste konnte die Richtigkeit seiner Grundsätze am schnellsten und entschiedensten geprüft und dem gemeinen Verstande offenbar gemacht werden. Er handelte wie ein weiser Befehlshaber, der jeden anderen Teil seiner Linie schwächt, um den Punkt zu stärken, an dem der Feind mit besonderer Wut angreift und von dessen Schicksal der Ausgang der Schlacht aller Wahrscheinlichkeit nach abhängt. Im „Novum organum" erklärt er jedoch bestimmt und ganz unzweideutig, daß seine Philosophie ebenso sehr eine moralische als eine naturwissenschaftliche sei und daß zwar seine Erläuterungen aus der physikalischen Wissenschaft geschöpft, die Grundsätze, deren

Erklärung diese Erläuterungen bezweckten, jedoch auf ethische und politische Untersuchungen ganz ebenso anwendbar seien wie auf Untersuchungen über die Natur der Hitze und der Vegetation.

Er handelte häufig von moralischen Gegenständen und er brachte zu diesen Gegenständen jenen Geist mit, der das Wesen seines ganzen Systems war. Er hat uns viele bewunderungswürdige praktische Bemerkungen über das hinterlassen, was er etwas gezwungen die Georgiken des Geistes nannte, über die Pflege des Geistes, die auf Erzeugung guter Neigungen abzielt. Manche Personen, sagte er, könnten ihn beschuldigen, daß er auf eine Materie Mühe verwende, die so einfach sei, daß seine Vorgänger sie mit Verachtung übergangen haben. Er bitte solche Personen, sich zu erinnern, daß er von Anfang an erklärt habe, der Gegenstand seiner Forschungen werde nicht das Glänzende und das Überraschende, sondern das Nützliche und das Wahre sein, nicht die täuschenden Träume, die durch das strahlende Tor von Elfenbein ausgehen, sondern die bescheideneren Wirklichkeiten des hörnernen Tores.

Diesem Grundsatz treu, verschmähte er alles Geschwätz über die Angemessenheit der Dinge, die Allgenügsamkeit der Tugend und die Würde der menschlichen Natur. Er befaßte sich nicht mit jenen schallenden Nichtigkeiten, denen sich

Bolingbroke im Exil zu seiner angeblichen Beruhigung hingab und in denen Cicero nach dem Verluste der Tullia vergebens Trost suchte. Die kasuistischen Spitzfindigkeiten, die die Aufmerksamkeit der schärfsten Geister seines Zeitalters erregten, hatten offenbar keinen Reiz für ihn. Auch ließ er sich niemals auf jene Rätsel ein, die hunderte von Generationen verwirrt haben und noch hunderte verwirren werden. Er sagte nichts über die Gründe der sittlichen Pflichten oder über die Freiheit des menschlichen Willens. Er hatte keine Lust, sich mit Arbeiten zu beschäftigen, die, denen der Verdammten im griechischen Tartarus vergleichbar, ewig auf demselben Rade um denselben Zapfen spinnen, ewig nach denselben trügerischen Trauben haschen, ewig in dieselben bodenlosen Eimer Wasser schöpfen, ewig denselben beschwerlichen Weg hinter demselben entweichenden Stein auf und ab schreiten. Er ermahnte seine Schüler, Forschungen ganz anderer Art zu verfolgen, die moralische Wissenschaft als eine praktische Wissenschaft zu betrachten, als eine Wissenschaft, deren Aufgabe es ist, die Krankheiten und Störungen des Geistes zu heilen, und die nur durch eine Methode verbessert werden kann, die der Methode der Heilkunst analog ist. Die Moralphilosophen, sagte er, sollten sich mit allen Kräften daran machen, auf die Entdeckung der tatsächlichen Wirkungen hinzuarbeiten, die durch die besonderen Erziehungs-

weisen, durch die Hingabe an spezielle Gewohnheiten, durch das Studium spezieller Bücher, durch Gesellschaft, durch Wetteifer, durch Nachahmung auf den menschlichen Charakter ausgeübt werden. Dann dürften wir hoffen, ausfindig zu machen, welche Art der Erziehung die meiste Aussicht biete, moralische Gesundheit zu bewahren oder wiederherzustellen.

Was er als Naturforscher und Moralphilosoph war, das war er auch als Theolog. Wir sind überzeugt, daß er aufrichtig an die göttliche Autorität der christlichen Offenbarung glaubte. Es läßt sich in seinen Schriften oder in irgend welchen anderen Schriften nichts Beredteres und Rührenderes finden als jene Stellen, die offenbar unter dem Einflusse eines Gefühles starker Frömmigkeit geschrieben sind. Er liebte es, sich über die Kraft der christlichen Religion zu verbreiten, die vieles erreicht habe, was die alten Philosophen bloß versprechen konnten. Er liebte es, diese Religion als das Band der Liebe, den Zügel böser Leidenschaften, den Trost der Unglücklichen, die Stütze der Bangen, die Hoffnung der Sterbenden zu betrachten. Aber Kontroversen über spekulative Punkte der Theologie scheinen kaum seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben. In dem, was er über Kirchenverfassung schrieb, zeigte er, so weit er es wagen durfte, einen duldsamen und liebevollen Sinn. Er kümmerte sich ganz und gar nicht um Homoousier und Homoiousier, Mono-

theliten und Nestorianer. Er lebte in einem Zeitalter, in dem Streitigkeiten über die feinsten Punkte der Theologie ein tiefes Interesse in ganz Europa erregten, und nirgends mehr als in England. Er sah sich in das wildeste Gedränge des Kampfes versetzt. Er war zur Zeit der Synode von Dortrecht am Ruder und mußte sich monatelang mit Reden über Gnadenwahl, Verwerfung und Jüngstes Gericht betäuben lassen. Gleichwohl erinnern wir uns keiner Zeile in seinen Werken, aus denen geschlossen werden könnte, daß er ein Calvinist oder ein Arminianer gewesen sei. Während die Welt von dem Lärm einer streitsüchtigen Theologie widerhallte, bewahrte die baconianische Schule eine ruhige Neutralität, halb spöttisch, halb wohlwollend, und überließ, zufrieden, die Summe des praktischen Guten zu vermehren, den Wortkrieg denen, die Gefallen daran fanden.

Wir haben uns lange bei dem Zwecke der baconianischen Philosophie aufgehalten, weil aus dieser Eigentümlichkeit alle die anderen Eigentümlichkeiten dieser Philosophie mit Notwendigkeit erwachsen. Und in der Tat wird wohl jeder, der sich dieses Ziel setzt, auch diesen Weg einschlagen müssen.

Die gewöhnliche Vorstellung über Bacon ist die, daß er eine neue Methode gefunden habe, zur Wahrheit zu gelangen, welche Methode Induktion heiße, und daß er einige Trugschlüsse in der

syllogistischen Folgerungsweise entdeckt habe, die vor seiner Zeit in Gebrauch war. Diese Vorstellung ist ungefähr ebenso begründet wie die der Leute, die sich im Mittelalter einbildeten, Virgil sei ein großer Zauberer gewesen. Viele, die sich schämen würden, solchen ausschweifenden Unsinn zu reden, hegen gleichwohl über das, was Bacon leistete, Ansichten, die wir für fehlerhaft halten.

Die induktive Methode ist seit dem Anfang der Welt immer von allen menschlichen Wesen angewendet worden. Sie wird fortwährend von dem unwissendsten Bauerntölpel, von dem gedankenlosesten Schuljungen, ja von dem Kinde an der Mutterbrust angewendet. Diese Methode führt den Bauer zu dem Schlusse, daß er keinen Weizen ernten wird, wenn er Gerste sät. Nach dieser Methode lernt der Schulknabe, daß ein trüber Tag zum Forellenfangen der beste ist. Der Säugling sogar, meinen wir, wird durch Induktion dazu bestimmt, von seiner Mutter oder Amme und nicht von seinem Vater Milch zu erwarten.

Es ist nicht bloß unwahr, daß Bacon die induktive Methode erfunden hat, sondern es ist auch unwahr, daß er der erste gewesen ist, der diese Methode richtig analysiert und ihren Gebrauch erklärt hat. Aristoteles hatte lange vorher nachgewiesen, daß die syllogistische Folgerung die Menschen niemals zur Entdeckung irgend eines neuen Grundsatzes führen könne, hatte gezeigt,

daß solche Entdeckungen durch Induktion und nur durch Induktion gemacht werden müssen, und hatte die Geschichte des induktiven Prozesses zwar gedrängt, aber mit größter Deutlichkeit und Präzision gegeben.

Ferner sind wir auch nicht geneigt, der Analyse der induktiven Methode, die Bacon im zweiten Buche seines „Novum Organum" gegeben hat, viel praktischen Wert zuzuschreiben. Sie ist allerdings eine sorgfältige und genaue Analyse. Aber sie ist eine Analyse von etwas, das wir alle vom Morgen bis zur Nacht tun und selbst in unseren Träumen fortsetzen. Ein schlichter Mann findet, daß sein Magen nicht in Ordnung ist. Er hat niemals den Namen des Lord Bacon gehört. Aber er verfährt in genauester Übereinstimmung mit den im zweiten Buche des „Novum Organum" aufgestellten Regeln und überzeugt sich, daß gefüllte Pasteten das Unheil angerichtet haben. „Ich aß am Montag und Mittwoch gefüllte Pasteten und habe die ganze Nacht vor Indigestion nicht schlafen können." Das ist die comparentia ad intellectum instantiarum convenientium. „Ich aß am Dienstag und Freitag keine und befand mich ganz wohl." Das ist die comparentia instantiarum in proximo quae natura data privantur. „Ich aß am Sonntag sehr wenig davon und war am Abend nur sehr schwach affiziert. Aber am Weihnachtstag aß ich zu Mittag fast nur davon und befand mich so schlecht, daß ich in großer Ge-

fahr war.“ Das ist die comparentia instantiarum secundum magis et minus. „Der Branntwein, den ich dazu trank, kann es nicht gewesen sein. Denn ich habe seit Jahren täglich Branntwein getrunken und mich deshalb nicht schlechter befunden.“ Das ist die rejectio naturarum. Unser Kranker geht nun zu dem über, was Bacon die Vindemiato nennt und erklärt, daß gefüllte Pasteten ihm nicht bekommen.

Wir wiederholen, daß wir weder die Scharfsinnigkeit noch die Genauigkeit der im zweiten Buche des „Novum Organum“ enthaltenen Theorie bestreiten; aber wir meinen, daß Bacon ihre Nützlichkeit sehr überschätzt hat. Wir halten dafür, daß der induktive Prozeß, wie viele andere Prozesse, keine Aussicht hat, bloß deshalb besser durchgeführt zu werden, weil die Menschen wissen, wie sie ihn vorzunehmen haben. Wilhelm Tell hätte keineswegs mehr Aussicht gehabt, den Apfel zu treffen, wenn er gewußt hätte, daß sein Pfeil unter dem Einfluß der Anziehungskraft der Erde eine Kurve beschreiben werde. Kapitän Barclay hätte keineswegs mehr Aussicht gehabt, in tausend Stunden tausend Meilen zu gehen, wenn er Stelle und Namen jedes Muskels in seinen Beinen gekannt hätte. Monsieur Jourdain sprach wahrscheinlich das D und das F nicht richtiger aus, nachdem er erfahren hatte, daß das D entsteht, wenn man mit der Zungenspitze die Zähne berührt, und das F, wenn man die untere

Lippe an die obere bringt. Wir können nicht wahrnehmen, daß das Studium der Grammatik in der Sprache von Leuten, die immer in guter Gesellschaft gelebt haben, den geringsten Unterschied hervorbringt. Nicht ein Londoner unter zehntausend kann die Regeln über den richtigen Gebrauch von „will" und „shall" angeben. Gleichwohl wird nicht ein Londoner unter einer Million sein „will" und „shall" falsch setzen. Doktor Robertson hätte unstreitig eine lichtvolle Abhandlung über den Gebrauch dieser Worte schreiben können. Gleichwohl verwechselte er sie, selbst in seinem letzten Werke, zuweilen in lächerlicher Weise. Niemand wendet Redefiguren passender an, weil er weiß, daß die eine Figur eine Metonymie und die andere eine Synekdoche heißt. Ein erzürnter Kärrner ruft aus: „Ihr seid ja ein netter Bursche," ohne zu vermuten, daß er Ironie anwendet und daß Ironie eine der vier primären Tropen ist. Von den alten Systemen der Rhetorik haben die erfahrensten und einsichtsvollsten Richter niemals geglaubt, daß sie von irgend einem Nutzen für die Ausbildung des Redners seien. Ein verständiger Mann macht Syllogismen nach Celarent und Cesare den ganzen Tag lang, ohne es zu merken, und wenn er auch nicht weiß, was eine ignoratio elenchi ist, so macht es ihm doch keine Schwierigkeit, sie bloßzustellen, so oft sie ihm unterkommt, was wahrscheinlich so oft vorkommen wird, als er auf einen ehrwürdigen

Magister artium stößt, der in den Kreuzgängen von Oxford von Schlußmodis und Schlußfiguren genährt worden ist. Lediglich als eine geistige Leistung betrachtet, kann das „Organum“ des Aristoteles kaum zu hoch bewundert werden. Aber je mehr wir Individuum mit Individuum, Schule mit Schule, Nation mit Nation, Generation mit Generation vergleichen, desto mehr neigen wir uns zu der Meinung, daß die Kenntnis der Theorie der Logik in keiner Weise dazu führt, die Menschen gut schließen zu lehren.

Was Aristoteles für den syllogistischen Prozeß getan hat, hat Bacon im zweiten Buche des „Novum Organum“ für den induktiven Prozeß getan, das heißt: er hat ihn gut analysiert. Seine Regeln sind höchst angemessen, aber wir brauchen sie nicht, weil sie aus unserer ununterbrochenen Praxis gezogen sind.

Aber obschon jedermann fortwährend den im zweiten Buche des „Novum Organum“ beschriebenen Prozeß vornimmt, so führen ihn doch manche gut aus und manche schlecht. Manche führt er zur Wahrheit und manche führt er zum Irrtum. Er führt Franklin darauf, die Natur des Blitzes zu entdecken. Er führte Tausende, die weniger Hirn hatten als Franklin, dahin, an den tierischen Magnetismus zu glauben. Das geschah aber nicht, weil Franklin den von Bacon beschriebenen Prozeß befolgt hatte und die von Mesmer Getäuschten einen anderen. Die com-

parentiae und rejectiones, von denen wir Beispiele gegeben haben, finden sich in den unrichtigsten Induktionen. Wir haben gehört, daß ein ausgezeichneter Richter der vorigen Generation die Gewohnheit hatte, im Scherz nach Tisch eine Theorie vorzutragen, wonach die Ursache des Jakobinismus die Gewohnheit sei, drei Namen zu führen. Er nannte auf der einen Seite Karl Jakob Fox, Richard Brinsley Sheridan, Johann Horne Tooke, Johann Philpot Curran, Samuel Taylor Coleridge, Theobald Wolfe Tone. Das waren instantiae convenientes. Dann führte er absentiae in proximo an: William Pitt, Johann Scott, Wilhelm Windham, Samuel Horsley, Heinrich Dundas, Edmund Burke. Er hätte weiter zu Fällen von secundum magis et minus übergehen können. Die Gewohnheit, den Kindern drei Namen zu geben, war einige Zeit lang eine im Zunehmen begriffene Gewohnheit gewesen, und der Jakobinismus war auch im Zunehmen begriffen gewesen. Die Gewohnheit, Kindern drei Namen zu geben, ist in Amerika gebräuchlicher als in England. In England haben wir noch einen König und ein Haus der Lords, aber die Amerikaner sind Republikaner. Die rejectiones liegen auf der Hand. Burke und Theodor Wolfe Tone sind beide Irländer, folglich ist Irländertum nicht die Ursache des Jakobinismus. Horsley und Horne Tooke sind beide Geistliche, folglich ist der geistliche Beruf nicht die Ursache des Jako-

binismus. Pitt und Horne Tooke waren beide zu Cambridge gebildet, folglich ist es nicht die Ursache des Jakobinismus, zu Cambridge gebildet zu sein. Auf diese Weise kommt unser induktiver Philosoph zu dem, was Bacon die „Weinlese" nennt, und erklärt, das Führen dreier Namen sei die Ursache des Jakobinismus.

Hier haben wir eine Induktion, die Bacons Analyse entspricht und auf eine ungeheure Ungereimtheit hinausläuft. Worin entscheidet sich nun diese Induktion von derjenigen, die uns zu dem Schlusse führt, daß die Gegenwart der Sonne die Ursache davon ist, daß wir bei Tage mehr Licht haben als bei Nacht? Der Unterschied liegt offenbar nicht in der Art, sondern in der Zahl der Fälle, das heißt: der Unterschied liegt nicht in dem Teile des Prozesses, für den Bacon genaue Regeln gegeben hat, sondern in einem Umstande, für den es nicht möglich ist, eine Regel zu geben. Wenn der gelehrte Urheber der Theorie über den Jakobinismus die eine oder die andere seiner Tabellen ein wenig erweitert hätte, so wäre sein ganzes System gestört worden. Die Namen Thomas Paine und Wilhelm Wyndham Grenville hätten hingereicht, um die Sache abzutun.

Es scheint uns daher, daß der Unterschied zwischen einer richtigen und einer unrichtigen Induktion nicht darin liegt, daß der Urheber der richtigen Induktion den im zweiten Buche des „Novum Organum" analysierten Prozeß und der

Urheber der unrichtigen Induktion einen anderen Prozeß verfolgt. Sie folgen beide demselben Prozeß. Aber der eine besorgt ihn in törichter und nachlässiger Weise, der andere besorgt ihn mit Geduld, Aufmerksamkeit, Scharfsinn und Urteil. Nun können Regeln wenig dazu tun, Menschen geduldig und aufmerksam zu machen, und noch weniger dazu tun, ihnen Scharfsinn und Urteil zu verleihen. Es ist recht gut, den Menschen zu sagen, daß sie gegen Vorurteile auf der Hut sein, keine Fakta auf schwachen Beweis hin glauben, sich nicht mit einer dürftigen Zusammenstellung von Fakten begnügen, die idola, die Bacon so schön beschrieben hat, aus ihrem Geiste verbannen sollen. Aber diese Regeln sind zu allgemein, um von viel praktischem Nutzen zu sein. Die Frage ist: was ist ein Vorurteil? Wie lange bleibt die Ungläubigkeit, mit der ich eine neue Theorie vortragen höre, eine weise und heilsame Ungläubigkeit? Wann wird sie ein idolum specus, die unverständige Hartnäckigkeit eines zu skeptischen Geistes? Was ist ein schwacher Beweis? Welche Zusammenstellung von Fakten ist dürftig? Werden es zehn Fälle tun oder fünfzig oder hundert? In wie vielen Monaten wären die ersten menschlichen Wesen, die sich an den Küsten des Ozeans ansiedelten, zu dem Glauben berechtigt gewesen, daß der Mond einen Einfluß auf Ebbe und Flut habe? Nach wie vielen Experimenten wäre Jenner zu dem Glauben berechtigt

gewesen, daß er eine Sicherung gegen Kinderpocken entdeckt habe? Das sind Fragen, deren genaue Beantwortung höchst wünschenswert wäre, aber leider sind es Fragen, auf die keine genaue Antwort gegeben werden kann.

Wir meinen daher, daß es zwar möglich ist, wie Bacon genaue Regeln über die Ausführung jenes Teiles des induktiven Prozesses aufzustellen, den alle Menschen in gleicher Weise ausführen, daß aber diese Regeln, wenn sie auch noch so genau sind, doch kein Bedürfnis bilden, da sie uns tatsächlich nur anweisen, das zu tun, was wir alle schon von selbst tun. Wir halten es aber für unmöglich, irgend eine genaue Regel für die Durchführung desjenigen Teiles des induktiven Prozesses aufzustellen, den ein großer Experimentalphilosoph auf diese Weise ausführt und eine abergläubische alte Frau auf jene Weise.

In diesem Punkte, meinen wir, war Bacon im Irrtum. Er schrieb seinen Regeln sicher einen Wert zu, der ihnen nicht gebührte. Er ging so weit, zu sagen, daß, wenn seine Methode, Entdeckungen zu machen, angenommen würde, wenig mehr an dem Grad der Kraft oder Schärfe eines Geistes liegen werde, daß alle Geister auf eine Linie gebracht sein würden, daß seine Philosophie einem Zirkel oder Richtmaß gleiche, das alle Hände gleichmacht und die ungeübteste Person in den Stand setzte, einen Kreis oder eine

Linie richtiger zu ziehen, als es die besten Handwerker ohne solche Hilfe vermöchten. Das scheint uns in der Tat so ausschweifend, wie wenn Lindley Murray erklärt hätte, jedermann, der seine Grammatik studiere, werde ein so gutes Englisch schreiben wie Dryden oder der Erzbischof von Dublin versprochen hätte, daß alle Leser seiner Logik im Folgern und Schließen die Stärke eines Chillingworth erreichen und alle Leser seiner Rhetorik sprechen würden wie Burke. Daß Bacon sich in diesem Punkt gänzlich irrte, wird heutzutage schwerlich mehr bestritten werden. Seine Philosophie hat durch zweihundert Jahre geblüht und hat nichts von dieser Gleichstellung hervorgebracht. Der Unterschied zwischen einem talentvollen Manne und einem Strohkopf ist noch genau so groß wie je und ist niemals klarer zu erkennen als bei Forschungen, die die fortwährende Anwendung der Induktion erfordern.

Wie man sieht, halten wir Bacons scharfsinnige Analyse der induktiven Methode für keine sehr nützliche Leistung. Bacon war, wie wir bereits gesagt haben, nicht der Erfinder der induktiven Methode. Er war nicht einmal derjenige, der die induktive Methode zuerst richtig analysierte, obwohl er sie unstreitig spezieller analysierte als irgend einer seiner Vorgänger. Er war nicht derjenige, der zuerst zeigte, daß nur durch die induktive Methode neue Wahrheiten entdeckt werden

können. Aber er war der, der zuerst den Geist denkender Männer, die sich lange mit Wortstreitigkeiten beschäftigt hatten, auf Entdeckung neuer und nützlicher Wahrheiten richtete, und indem er das tat, gab er der induktiven Methode auf einmal eine Wichtigkeit und Würde, die ihr nie vorher eigen gewesen war. Er war nicht der Erbauer dieses Weges, er war nicht der Entdecker dieses Weges, er war nicht der, der diesen Weg zuerst ausmaß und abzeichnete. Aber er war der, der zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine unerschöpfliche Fundgrube des Reichtums hinwies, die gänzlich vernachlässigt worden und nur auf diesem Wege zugänglich war. Indem er dies tat, bewirkte er, daß der Weg, der vorher nur von Landleuten und Hökern betreten worden war, von einer höheren Klasse von Reisenden besucht wurde.

Was in seinem System ihm selbst angehörte, das war das Ziel, das er sich steckte. War das Ziel gegeben, so konnten, scheint uns, die Mittel nicht wohl verfehlt werden. Wenn andere nach demselben Ziele gestrebt hätten wie Bacon, so hätten sie, dessen sind wir gewiß, auch dieselbe Methode angewendet wie er. Es wäre schwer gewesen, Seneca davon zu überzeugen, daß die Erfindung einer Sicherheitslampe eine eines Philosophen würdige Aufgabe sei. Es wäre schwer gewesen, Thomas Aquinas dazu zu bringen, sich vom Ersinnen seiner Syllogismen zur Bereitung

von Schießpulver herabzulassen. Aber Seneca hätte nicht einen Augenblick daran gezweifelt, daß eine Sicherheitslampe nur vermittelst einer Reihe von Experimenten erfunden werden könne, Thomas Aquinas hätte niemals geglaubt, daß seine Barbara und Baralipton ihn über das Verhältnis belehren könnten, das in einem Pfund Schießpulver zwischen Holzkohle und Salpeter besteht. Weder der gemeine Verstand noch Aristoteles hätten ihn auf eine solche Absurdität verfallen lassen. Indem Bacon die Menschen zur Entdeckung neuer Wahrheiten anregte, reizte er sie zur Anwendung der induktiven Methode, der einzigen Methode, durch die, auch nach dem Urteile der alten Philosophen und Scholastiker, neue Wahrheiten entdeckt werden konnten. Indem er die Menschen zur Entdeckung nützlicher Wahrheiten anregte, gab er ihnen ein Motiv, den induktiven Prozeß gut und sorgfältig zu vollziehen. Seine Vorgänger waren, wie er sich ausdrückte, nicht Ausleger, sondern Voraussetzer der Natur gewesen. Sie hatten sich mit den ersten Prinzipien begnügt, auf die sie durch die dürftigste und liederlichste Induktion gekommen waren. Und warum war das so? Wir denken, weil ihre Philosophie ihnen kein praktisches Ziel steckte, weil sie lediglich eine Übung des Geistes war. Ein Mann, der eine neue Maschine oder ein Heilmittel zu erfinden begehrt, hat ein starkes Motiv, genau und geduldig zu beobachten und

Experiment auf Experiment anzustellen. Wer aber bloß ein Thema zum Disputieren oder Deklamieren braucht, hat kein solches Motiv. Er gibt sich daher mit Vordersätzen zufrieden, die auf bloße Voraussetzung oder auf die dürftigste und flüchtigste Induktion gegründet sind. So verfuhren, meinen wir, die Scholastiker. Von ihren törichten Vordersätzen aus folgerten sie oft mit großer Geschicklichkeit und da ihr Ziel war: „assensum subjugare, non res", in der Polemik siegen, nicht die Natur besiegen, so verfuhren sie folgerichtig. Denn im Räsonieren auf Grund falscher Vordersätze konnte ebenso viel logische Kunst gezeigt werden wie auf Grund wahrer. Da aber die Anhänger der neuen Philosophie sich die Entdeckung nützlicher Wahrheiten zum Ziele nahmen, so hätten sie die Erreichung dieses Zieles gänzlich verfehlen müssen, wenn sie sich begnügt hätten, auf oberflächliche Induktion Theorien zu bauen.

Bacon hat bemerkt, daß in Zeitaltern, wo die Philosophie stationär war, die mechanischen Künste fortschritten. Warum geschah das? Augenscheinlich weil der Handwerker sich nicht mit einer so sorglosen Induktionsweise zufrieden gab, wie sie dem Zwecke des Philosophen genügte. Und warum war der Philosoph leichter zufriedengestellt als der Handwerker? Augenscheinlich weil das Ziel des Handwerkers war: Sachen zu bilden, während das Ziel des Philosophen nur im

Wortebilden bestand. Man braucht ganz und gar keine sorgfältige Induktion, um einen guten Syllogismus zu machen. Aber sie ist unerläßlich, um einen guten Schuh anzufertigen. Die Arbeiter in mechanischen Fächern sind daher immer, so weit der Bereich ihrer niederen, aber nützlichen Gewerbe sich erstreckte, nicht Voraussetzer, sondern Ausleger der Natur gewesen. Und als eine Philosophie entstand, deren Aufgabe es war, in großem Maßstabe dasselbe zu tun, was der Handwerker in kleinem Maßstabe tut, die Macht des Menschen zu erweitern und seine Bedürfnisse zu befriedigen, da wurde die Wahrheit der Vordersätze, die in der Logik eine gänzlich unbegründete Sache ist, eine Sache von der höchsten Wichtigkeit, und die sorglose Induktion, mit der sich die Gelehrten vorher begnügt hatten, machte notwendigerweise einer weit genaueren und befriedigenderen Analyse Platz.

Was Bacon für die induktive Philosophie bedeutete, kann, denken wir, billigerweise folgendermaßen bezeichnet werden. Die Zielpunkte der früheren Denker waren solche, die ohne sorgfältige Induktion erreicht werden konnten. Die Denker vollzogen daher den induktiven Prozeß nicht sorgfältig. Bacon regte die Menschen dazu an, ein Ziel zu verfolgen, das nur durch Induktion und durch sorgfältige Induktion erreicht werden konnte, und demgemäß wurde die Induktion sorgfältiger ausgeführt. Wir meinen nicht, daß die

Wichtigkeit dessen, was Bacon für die induktive Philosophie getan hat, jemals überschätzt worden ist. Aber wir meinen, daß die Natur seiner Verdienste oft verkannt und von ihm selbst nicht vollkommen verstanden worden ist. Nicht dadurch, daß er Philosophen mit Regeln zur guten Durchführung des induktiven Prozesses, sondern dadurch, daß er sie mit einem guten Motiv zu dessen Durchführung versah, hat er der Gesellschaft eine große Wohltat erwiesen.

Dem menschlichen Geiste eine Richtung zu geben, die er Jahrhunderte lang bewahrt, ist das seltene Vorrecht weniger gebietender Geister. Es kann daher nicht ohne Interesse sein, zu untersuchen, wie die moralische und geistige Begabung beschaffen war, die Bacon befähigte, einen so großen Einfluß auf die Welt zu üben.

In Bacons Wesen — wir sprechen von Bacon dem Philosophen, nicht von Bacon dem Juristen und Staatsmann — fand sich eine eigentümliche Vereinigung von Kühnheit und Nüchternheit. Die Versprechungen, die er der Menschheit machte, könnten einem oberflächlichen Leser als ähnliche Schwärmereien erscheinen, wie sie ein großer Dramatiker in den Mund eines orientalischen Eroberers gelegt hat, der durch Glück und heftige Leidenschaften halb wahnsinnig geworden ist.

„Ihm geb' ich Wagen, leichter als die Luft,
Die ich erfinden lassen will, und du,

Der Bote, sollst dann reiten vor ihm her
Auf einem Roß, aus Diamant
Geschnitten, das auf goldnen Rädern geht,
Wie, weiß ich noch nicht."

Aber Bacon leistete, was er versprach. In der Tat, Fletcher würde es nicht gewagt haben, den Arbaces in seinen wildesten Anfällen der Erregung den zehnten Teil von dem versprechen zu lassen, was die baconianische Philosophie bewerkstelligt hat.

Das wahre philosophische Temperament läßt sich, denken wir, in vier Worten ausdrücken: viel Hoffnung, wenig Glauben; Geneigtheit zu glauben, daß alles, auch das noch so Außerordentliche, ausgeführt werden kann, und Ungeneigtheit, zu glauben, daß irgend etwas Außerordentliches schon getan sei. In diesen Punkten scheint uns die Verfassung von Bacons Geist unbedingt vollkommen gewesen zu sein. Er war zugleich der Mammon und der Surly seines Freundes Ben Jonson. Sir Epikur gab sich nicht prachtvolleren und riesenhafteren Träumen hin. Surly prüfte den Beweis nicht mit strengerer und scharfsinnigerer Ungläubigkeit.

In engem Zusammenhang mit dieser Eigentümlichkeit in Bacons Wesen stand eine auffällige Eigentümlichkeit seines Geistes. Mit großer Genauigkeit der Beobachtung verband er eine so ausgedehnte Fassungskraft, wie sie niemals

irgend einem anderen menschlichen Wesen gewährt worden. Der Geist Labruyères besaß nicht mehr Feingefühl als die umfassende Geisteskraft Bacons. Die Essays enthalten überreichliche Beweise, daß kein kleiner Charakterzug, keine Eigentümlichkeit in der Anordnung eines Hauses, eines Gartens oder einer Hofmaskerade der Beachtung dieses Mannes entgehen konnte, dessen Geist befähigt war, eine ganze Welt von Wissen zu erfassen. Sein Geist glich dem Zelte, das die Fee Paribanu dem Prinzen Achmed gab. Schlage es zusammen und es scheint ein Spielzeug für die Hand einer Dame. Breite es aus und die Armeen mächtiger Sultane können unter seinem Schatten ruhen.

In Schärfe der Beobachtung ist er erreicht, wenn auch vielleicht niemals übertroffen worden. Aber das Umfassende seines Geistes war nur ihm eigen. Der Blick, mit dem er das geistige All überschaute, glich dem, den der Erzengel von der goldenen Schwelle des Himmels auf die neue Schöpfung warf.

„Rings blickt er um sich — und er konnt' es, wo
er stand,
Hoch oben über jenem runden Bett
Des Schattens, den die Nacht warf — von dem Ost
Der Wage zu dem wolk'gen Sterne, der
Andromeda weit über Atlas' Meer
Jenseits des Horizontes trägt."

Sein Wissen unterschied sich von dem anderer Menschen, wie ein Erdglobus sich von einem Atlas unterscheidet, der auf jedem Blatte ein anderes Land enthält. Die Städte und Straßen Englands, Frankreichs und Deutschlands finden sich auf dem Atlas besser dargestellt als auf dem Globus. Aber während wir auf England blicken, sehen wir nichts von Frankreich, und während wir auf Frankreich blicken, sehen wir nichts von Deutschland. Wir können zu dem Atlas greifen, um die gegenseitige Lage von York und Bristol oder von Dresden und Prag kennen zu lernen. Aber er ist nutzlos, wenn wir die gegenseitige Lage von Frankreich und Martinique oder von England und Canada kennen zu lernen wünschen. Auf dem Globus werden wir nicht alle Marktstädte unserer eigenen Nachbarschaft finden; aber wir werden aus ihm den relativen Umfang und die gegenseitige Lage aller Königreiche der Erde kennen lernen. „Ich bin zu der Ansicht gekommen", sagt Bacon in einem Briefe, den er im Alter von einunddreißig Jahren an seinen Oheim Lord Burleigh schrieb, „ich bin zu der Ansicht gekommen, daß alles Wissen mein Fach ist." Bei jedem anderen jungen Menschen, ja bei jedem anderen Menschen wäre dies eine lächerliche Anmaßung gewesen. Es hat zehntausend bessere Mathematiker, Astronomen, Chemiker, Physiker, Botaniker, Mineralogen gegeben als Bacon. Niemand wird sich zu Bacons Werken wenden,

um irgend eine besondere Wissenschaft oder Kunst zu lernen, so wenig wie er einen Zwölf-Zoll-Globus hernehmen wird, um seinen Weg von Kennington nach Chlapham zu finden. Die Kunst, die Bacon lehrte, war die Kunst, Künste zu erfinden. Die Kenntnis, in der Bacon alle Menschen übertraf, war die Kenntnis der gegenseitigen Beziehungen aller Zweige der Kenntnisse.

Die Art und Weise, in der er seine Gedanken mitteilte, war nur ihm eigentümlich. Er hatte nichts von jenem streitsüchtigen Wesen, das er oft an seinen Vorgängern tadelte. Er bewirkte eine große geistige Revolution, indem er sich einer großen Masse von Vorurteilen entgegenstellte; gleichwohl ließ er sich nie in irgend eine Polemik ein; ja, wir können uns in seinem ganzen philosophischen Werke nicht an eine einzige Stelle von polemischem Charakter erinnern. Alle diese Schriften hätten sehr passend in die Form gebracht werden können, die er seiner Schrift „Cogitata et visa" gab: „Franciscus Baconus sic cogitavit." Das sind Gedanken, die mir gekommen sind. Prüft sie wohl und nehmt sie an oder laßt sie liegen.

Borgia sagte von der berühmten Expedition Karls VIII., die Franzosen hätten Italien nicht mit Stahl, sondern mit Kreide erobert, denn die einzige Handlung, die sie zur militärischen Besitznahme eines Platzes für nötig befanden, habe darin bestanden, daß sie die Türen der Häuser

bezeichneten, in denen sie sich einquartieren wollten. Bacon zitierte oft diesen Ausspruch und wendete ihn gern auf die Siege seines eigenen Geistes an. Seine Philosophie, sagte er, kam als ein Gast, nicht als ein Feind. Sie fand ohne Schwierigkeit und ohne Streit in jeden Geist Eingang, der nach seiner Anlage und Fassungskraft geeignet war, sie aufzunehmen. In dem allen, meinen wir, handelte er sehr einsichtsvoll; erstens, weil, wie er selbst bemerkt hat, der Unterschied zwischen seiner Schule und anderen Schulen ein so fundamentaler war, daß es kaum einen gemeinsamen Boden gab, auf dem eine Diskussionsschlacht hätte geschlagen werden können. Und zweitens, weil sein mit ungeheurer Beobachtungsgabe, mit hervorragender Gründlichkeit und Fassungskraft ausgestatteter Geist doch, wie wir glauben, zum dialektischen Gefecht weder von Natur angelegt noch durch Übung geschult war.

Bacon rüstete seine Philosophie zwar nicht mit Waffen der Logik, schmückte sie aber verschwenderisch mit den reichsten Verzierungen der Rhetorik. Seine Beredsamkeit, wenn auch nicht unbefleckt vom fehlerhaften Geschmacke seines Zeitalters, würde ihn allein schon zu einem hohen Range in der Literatur berechtigt haben. Er besaß ein wunderbares Talent, einen Gedanken dicht zusammenzudrängen und tragbar zu machen. Im Witz, wenn unter Witz die Fähigkeit zu verstehen ist, Analogien zwischen Dingen

zu bemerken, die nichts miteinander gemein zu haben scheinen, kann man niemand mit ihm vergleichen, nicht einmal Cowley, nicht einmal den Verfasser des „Hudibras“. In der Tat, er besaß diese Fähigkeit oder vielmehr diese Fähigkeit besaß ihn bis zu einem krankhaften Grade. Wenn er sich ihr schrankenlos überließ, wie er das in der „Sapienta Veterum“ und am Ende des zweiten Buches der Schrift „De Augmentis“ tat, so waren die Leistungen, die er vollbrachte, nicht bloß bewundernswert, sondern ungeheuerlich und beinahe verletzend. Bei solchen Gelegenheiten staunen wir ihn an, wie Bauern an einem Markttage einen Gaukler anstaunen und können uns kaum des Gedankens erwehren, daß der Teufel in ihm stecken müsse.

Doch das waren Launen, an denen sein Scharfsinn dann und wann sich ergötzte, ohne eine andere Absicht als in Erstaunen zu setzen und zu unterhalten. Gelegentlich aber ereignete es sich, daß, während er mit ernsten und tiefen Untersuchungen beschäftigt war, sein Witz die Oberhand über alle seine Fähigkeiten erlangte und ihn zu Ungereimtheiten führte, auf die selbst ein dummer Mensch nicht verfallen wäre. Wir wollen das schlagendste Beispiel mitteilen, das uns gegenwärtig einfällt. Im dritten Buche der Schrift „De Augmentis“ sagt er uns, es gebe einige Grundsätze, die nicht bloß einer einzelnen Wissenschaft eigentümlich, sondern mehreren gemein-

sam seien. Der Teil der Philosophie, der sich mit diesen Grundsätzen beschäftigt, wird in seiner Nomenklatur als philosophia prima verzeichnet. Er schreitet sodann dazu, einige von den Grundsätzen zu erwähnen, mit denen es diese philosophia prima zu tun habe. Einer davon ist folgender. Die Wahrscheinlichkeit der Ausbreitung einer ansteckenden Krankheit ist größer, wenn die Krankheit im Anwachsen ist als wenn sie ihren Höhepunkt erreicht hat. Das, sagt er, ist wahr in der Medizin. Es ist auch wahr in der Moral; denn wir sehen, daß das Beispiel höchst ruchloser Menschen das öffentliche Sittlichkeitsgefühl weniger verletzt als das Beispiel von Menschen, in denen das Laster noch nicht alle guten Eigenschaften ausgetilgt hat. Weiter sagt er uns, daß in der Musik eine Dissonanz, die in eine Harmonie ausläuft, angenehm ist und daß dasselbe bei den Neigungen beobachtet werden kann. Ferner erzählt er uns noch, daß in der Physik die Energie, mit der eine Kraft wirkt, oft durch den Gegenstoß einer entgegengesetzten Kraft verstärkt werde und daß es in dem Kampfe der Parteien ebenso sei. Die von uns angeführten Vergleiche sind sehr glücklich. Aber daß ein Mann wie Bacon sie für mehr genommen, daß er die Entdeckung solcher Ähnlichkeiten für einen wichtigen Teil der Philosophie gehalten hat, ist uns immer als eine der absonderlichsten Tatsachen in der Geschichte der Wissenschaften erschienen.

Die Wahrheit ist, daß sein Geist wunderbar rasch im Erkennen von Analogien aller Art war. Aber wie so manchen ausgezeichneten Männern, die wir nennen könnten, lebenden und toten, scheint es auch ihm in befremdender Weise an der Fähigkeit gefehlt zu haben, vernunftgemäße Analogien von phantastischen, Analogien, die Gründe sind, von Analogien, die bloße Versinnlichungen sind, zu unterscheiden. Dieser Mangel an Unterscheidungskraft hat zu vielen seltsamen politischen Spekulationen geführt. Sir Wilhelm Temple deduzierte seine Verfassungstheorie aus den Eigenschaften der Pyramide. Mr. Southeys ganzes Finanzsystem ist auf die Phänomene der Ausdünstung und des Regens gegründet. In der Theologie hat dieser verkehrte Scharfsinn noch wilder gewirtschaftet. Von der Zeit des Irenäus und Origenes bis auf den heutigen Tag herab hat es nicht eine einzige Generation gegeben, in der nicht große Theologen, durch die bloße Unfähigkeit, eigentliche Analogien von metaphorischen Analogien zu unterscheiden, zu den ungereimtesten Auslegungen der Schrift verleitet worden wären. Es ist merkwürdig, daß Bacon selber diese Art von Täuschung unter den idola specus erwähnt hat und in einer Sprache erwähnt hat, die, wie wir fast glauben möchten, den Beweis liefert, daß er wußte, er unterliege ihr selbst. Es ist, sagt er uns, der Fehler spitzfindiger Geister, zuviel Wert auf schwache Unterschiede zu legen. Es ist auf der

anderen Seite der Fehler hoher und umfassender Geister, zuviel Wert auf schwache Ähnlichkeiten zu legen. Und er fügt hinzu, daß diese letztere Neigung, wenn man ihr zum Übermaß nachhängt, die Menschen dahin bringe, nach Schatten zu greifen statt nach dem Wesen.

Gleichwohl dürfen wir nicht wünschen, daß Bacons Witz weniger üppig gewesen wäre. Denn, ganz abgesehen von dem Genusse, den er bereitet, wurde er in der großen Mehrzahl der Fälle zu dem Zwecke angewendet, dunkle Wahrheiten klar, abstoßende Wahrheiten anziehend zu machen, Wahrheiten, die sonst nur einen vorübergehenden Eindruck hinterlassen hätten, dem Geiste für immer einzuprägen.

Das Dichtervermögen war mächtig in Bacons Geiste, jedoch nicht, wie sein Witz, so mächtig, daß es gelegentlich die Stelle seiner Vernunft eingenommen und den ganzen Menschen tyrannisiert hätte. Keine Einbildungskraft war je so stark und zugleich so gänzlich beherrscht. Sie regte sich nur, wenn der gesunde Verstand das Zeichen gab. Sie hielt bei dem ersten Zügelgriff des gesunden Verstandes inne. Wiewohl zu solchem Gehorsam geschult, gab sie dennoch edle Proben ihrer Kraft. Bacons Leben wurde zu einem großen Teil tatsächlich in einer Traumwelt verbracht, unter so seltsamen Dingen, als sie jemals in den arabischen Märchen oder Romanen beschrieben wurden, mit denen der Pfarrer in Don Quixotes Dorf ein so

grausames Autodafé anstellte: unter Gebäuden, prächtiger als der Palast des Aladdin, unter Springquellen, wunderbarer als das goldene Wasser der Parizade, Transportmitteln, rascher als das Flügelroß des Ruggiero, Waffen, furchtbarer als die Lanze Astolfos, Heilmitteln, wirksamer als der Balsam des Fierabras. Gleichwohl war in seinen prächtigen Tagträumen nichts Ausschweifendes, nichts, was nicht die nüchterne Vernunft genehmigt hatte. Er wußte, daß alle Geheimnisse, die nach den Erdichtungen der Poeten in den Büchern der Zauberer aufgeschrieben sein sollen, nichts wiegen im Vergleich mit den mächtigen Geheimnissen, die im Buch der Natur wirklich verzeichnet sind und mit der Zeit und mit Geduld darin werden gelesen werden. Er wußte, daß alle Wunder, die von allen Talismanen in der Fabel verrichtet werden, im Vergleich mit den Wundern, die vernünftigerweise von der Philosophie der Frucht zu erwarten waren, Possen sind, und daß seine Worte, wenn sie tief genug in die Geister der Menschen eindrängen, Wirkungen hervorbringen würden, wie sie der Aberglaube niemals den Beschwörungen Merlins und Michael Scotts zugeschrieben hat. Hier war das Feld, auf dem er seiner Phantasie freien Lauf zu lassen liebte. Er liebte es, sich die Welt zu malen, wie sie sein würde, wenn seine Philosophie, nach seinem eigenen würdigen Ausdrucke, „die Grenzen der menschlichen Herr-

schaft erweitert haben würde." Wir könnten viele Beispiele anführen, wollen uns aber mit dem stärksten begnügen, der Beschreibung von Salomos Haus in der „Neuen Atlantis". Von den meisten Zeitgenossen Bacons und von manchen der unserigen wird diese merkwürdige Stelle, wir bezweifeln es nicht, als eine geistreiche Rodomontade, ein Seitenstück zu den Abenteuern des Sindbad oder des Baron Münchhausen betrachtet worden sein. Die Wahrheit ist, daß sich in keinem menschlichen Schriftwerk eine Stelle finden läßt, die in so hervorragender Weise durch tiefe und heitere Wahrheit ausgezeichnet wäre. Die Kühnheit und Originalität der Fiktion ist weit weniger wunderbar als das feine Urteil, das von dieser langen Reihe von Wunderwerken sorgfältig alles ausschloß, was für unmöglich erklärt, alles, wovon bewiesen werden könnte, daß es jenseits der gewaltigen Zaubermacht der Induktion und der Zeit liegt. Bereits sind einige Teile und nicht die am mindesten auffälligen Teile dieser glorreichen Weissagung dem Buchstaben nach in Erfüllung gegangen und das Ganze, seinem Geiste nach aufgefaßt, erfüllt sich täglich überall um uns.

Einer der merkwürdigsten Umstände in der Geistesgeschichte Bacons ist die Ordnung, in der sich seine Kräfte entfalteten. Bei ihm kam die Frucht zuerst, und sie dauerte bis zuletzt, die Blüten erschienen erst spät. In der Regel verhält sich die Entwicklung der Phantasie zu der Ent-

wicklung des Urteils wie das Wachstum eines Mädchens zu dem Wachstum eines Knaben. Die Phantasie gelangt in einer früheren Periode zur Vollendung ihrer Schönheit, ihrer Macht und ihrer Fruchtbarkeit, und wie sie zuerst reift, so welkt sie auch zuerst. Sie hat in der Regel schon, bevor die ernsteren Fähigkeiten ihre Reife erlangt haben, etwas von ihrer Blüte und Frische verloren und ist gewöhnlich verdorrt und unfruchtbar, wenn diese Fähigkeiten ihre Energie noch bewahren. Es kommt selten vor, daß die Phantasie und das Urteil gleichzeitig wachsen. Es kommt noch seltener vor, daß das Urteil schneller wächst als die Phantasie. Dies scheint jedoch bei Bacon der Fall gewesen zu sein. In seinen Knaben- und Jünglingsjahren scheint er eigentümlich gesetzt gewesen zu sein. Einige Schriftsteller sagen, er habe seinen riesigen Plan der Reform der Philosophie entworfen, bevor er fünfzehn war und unzweifelhaft hat er ihn in der Jugend entworfen. Als er sein erstes Werk in die Welt schickte, beobachtete er so aufmerksam, dachte er so tief und urteilte er so maßvoll wie am Schlusse seiner langen Laufbahn. An Beredsamkeit aber, an Anmut und Abwechslung des Ausdruckes und an Reichtum der Bilder übertreffen seine späteren Schriften die seiner Jugend weit. In dieser Beziehung hat die Geschichte seines Geistes einige Ähnlichkeit mit der Entwicklung Burkes. Die Abhandlung über das Erhabene

und das Schöne ist, wiewohl von einem Gegenstand handelnd, den kaum der kälteste Metaphysiker behandeln könnte, ohne gelegentlich zu einer blühenden Schreibart verlockt zu werden, das schmuckloseste von allen Werken Burkes. Sie erschien, als er fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig war. Als er mit vierzig Jahren die „Gedanken über die Ursachen der jetzigen Unzufriedenheit" schrieb, hatten seine Vernunft und sein Urteil ihre volle Reife erreicht; aber seine Beredsamkeit war noch in ihrem Aufgehen. Mit fünfzig Jahren war seine Rednerkunst so reich, als es sich mit dem guten Geschmack vertragen konnte, und als er, fast siebzig alt, starb, war sie unangenehm prunkend geworden. In seiner Jugend schrieb er über die Gebirge und Wasserfälle, über die Meisterwerke der Malerei und Skulptur, über die Antlitze und Nacken schöner Frauen im Stile eines Parlamentsberichtes. In seinen alten Tagen erörterte er Verträge und Tarife in der feurigen und glänzenden Sprache des Romans. Es ist befremdend, daß der „Aufsatz über das Erhabene und das Schöne" und das „Sendschreiben an einen edlen Lord" Erzeugnisse desselben Mannes sind. Aber es ist noch weit befremdender, daß der Aufsatz ein Erzeugnis seiner Jugend ist und das Sendschreiben aus seinem Greisenalter stammt.

Wir wollen eine kurze Probe der zwei Schreibweisen Bacons mitteilen. Im Jahre 1597 schrieb

er so: „Listige Menschen verachten die Studien, einfache Menschen bewundern sie und weise Menschen gebrauchen sie. Lies nicht, um zu widersprechen, lies nicht, um zu glauben, sondern lies, um zu prüfen und zu bedenken. Einige Bücher müssen gekostet, andere verschlungen und einige wenige gekaut und verdaut werden. Lesen verleiht Inhalt, Verhandeln verleiht Schlagfertigkeit, Schreiben verleiht Genauigkeit. Und deshalb braucht ein Mensch, der wenig schreibt, ein großes Gedächtnis, einer, der wenig verhandelt, einen schlagkräftigen Witz und einer, der wenig liest, viel Geschicklichkeit, damit er zu wissen scheine, was er nicht weiß. Die Menschen werden durch Geschichtswerke weise, durch Dichter geistreich, durch Mathematik scharfsinnig, durch Naturwissenschaft tief, durch Moral ernst, durch Logik und Rhetorik streitfertig." Man wird schwerlich bestreiten können, daß das eine Stelle ist, die man „kauen und verdauen" muß. Wir glauben nicht, daß selbst Thucydides irgendwo so viel Gedanken in einen so kleinen Raum zusammengedrängt hat.

In den Zusätzen, die Bacon späterhin zu den Essays machte, findet sich nichts, das an Wahrheit oder Gewicht das von uns Angeführte überträfe. Aber sein Stil war fortwährend reicher und milder geworden. Die folgende, zuerst 1625 herausgegebene Stelle wird den Umfang der Veränderung zeigen: „Glück ist der Segen des Alten

Testamentes; Trübsal der Segen des neuen, der die größere Beseligung und den klareren Beweis von Gottes Gnade in sich faßt. Gleichwohl werdet ihr, selbst im Alten Testamente, wenn ihr Davids Harfe lauscht, ebenso viele Leichengesänge als Jubellieder hören, und der Griffel des heiligen Geistes hat mehr Mühe auf die Schilderung der Leiden Hiobs verwendet als auf die der Genüsse Salomons. Glück ist nie ohne große Besorgnisse und Verdrießlichkeiten, und Unglück ist nie ohne Tröstungen und Hoffnungen. Wir sehen bei Nadelarbeiten und Stickereien, daß eine lebhafte Arbeit auf einem düsteren und ernsten Grunde besser gefällt als eine dunkle und traurige Arbeit auf einem hellen Grunde. Also messe man die Lust des Herzens nach der Lust des Auges. Sicherlich ist Tugend den kostbaren Räucherwerken ähnlich, die am meisten duften, wenn sie verzehrt oder zerdrückt werden; denn das Glück enthüllt das Laster am besten, aber die Not enthüllt die Tugend am besten."

Durch die Essays ist Bacon dem großen Publikum am besten bekannt. Das „Novum Organum" und die Schrift „De Augmentis" werden viel besprochen, aber wenig gelesen. Sie haben zwar eine große Wirkung auf die Meinungen der Menschheit ausgeübt; aber sie haben sie durch die Vermittlung von Zwischenagenten erzeugt. Sie haben die Geister bewegt, die die Welt bewegten. Nur in den Essays ist Bacons Geist in

unmittelbare Berührung mit den Geistern gewöhnlicher Leser gekommen. Hier eröffnet er eine exoterische Schule und spricht zu schlichten Menschen in einer Sprache, die jedermann versteht, über Dinge, an denen jedermann beteiligt ist. Er hat damit alle, die sonst seine Verdienste hätten auf Treu und Glauben hinnehmen müssen, in den Stand gesetzt, selbst zu urteilen, und die große Masse der Leser hat durch viele Generationen anerkannt, daß dem Manne, der mit so vollendeter Geschicklichkeit alltägliche Fragen behandelt hat, wohl zuzutrauen sei, daß er all das Lob verdiene, das ihm die Kenner gespendet haben.

Ohne der bewunderungswürdigen Abhandlung „De Augmentis" irgendwie Eintrag tun zu wollen, müssen wir doch sagen, daß nach unserer Ansicht Bacons größtes Werk das erste Buch des „Novum Organum" ist. Alle Eigentümlichkeiten seines außerordentlichen Geistes sind hier in der höchsten Vollendung zu finden. Viele von den Aphorismen, besonders die, in denen er Beispiele von dem Einflusse der idola gibt, beweisen eine Feinheit der Beobachtung, die niemals übertroffen worden ist. Jeder Teil des Buches strahlt von Witz, aber von einem Witz, der nur verwendet wird, um die Wahrheit zu beleuchten und zu schmücken. Kein Buch hat jemals eine so große Revolution in der Denkweise hervorgebracht, so viele Vorurteile über den Haufen ge-

worfen, so viele neue Meinungen eingeführt. Gleichwohl war niemals ein Buch in einem weniger streitbaren Geiste geschrieben. Es erobert wahrhaftig mit Kreide und nicht mit Stahl. Satz auf Satz geht in den Geist ein, wird nicht als Eindringling, sondern als willkommener Freund empfangen und wird, wiewohl vorher unbekannt, auf einmal zum Hausgenossen. Was wir aber am meisten bewundern, ist die weite Fassungskraft dieses Geistes, der ohne Anstrengung alle Gebiete des Wissens, alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, alle Irrtümer von zwei Jahrtausenden, alle ermutigenden Zeichen der verstrichenen Zeiten, alle lichten Hoffnungen der kommenden Zeiten in sich aufnimmt. Cowley, der zu den feurigsten und nichts weniger als urteilslosen Anhängern der neuen Philosophie gehörte, hat in einem seiner schönsten Gedichte Bacon mit Moses verglichen, wie er auf dem Berge Pisgah stand. Für den Bacon, wie er im ersten Buche des „Novum Organum" erscheint, ist diese Vergleichung ganz besonders zutreffend. Hier sehen wir den großen Gesetzgeber, wie er von seiner einsamen Höhe auf eine unendliche Strecke herabblickt. Hinter ihm eine Wildnis trauriger Wüsten und bitterer Wässer, in der mehrere Generationen sich aufgehalten haben, keine Ernte einbringend und keine bleibende Stadt bauend; vor ihm ein treffliches Land, ein Land der Verheißung, ein Land, wo Milch und Honig fließt. Während das Volk

unter ihm nur die platte, öde Wüste sah, die es so lange durchwandert hatte, den Blick auf allen Seiten durch einen nahen Horizont begrenzt oder nur durch irgend eine trügerische Luftspiegelung getäuscht, schaute er von einem weit höheren Standpunkte auf ein weit lieblicheres Land, mit seinem Auge dem langen Laufe befruchtender Flüsse durch ausgedehnte Weiden und brückenreiche große Hauptstädte folgend, die Entfernungen von Märkten und Häfen ausmessend und alle diese blühenden Gegenden von Dan bis Beersaba verteilend.

Es ist schmerzlich, von der Philosophie Bacons einen Blick auf sein Leben zu werfen. Gleichwohl ist es ohne diesen Blick unmöglich, seine Kräfte gebührend zu schätzen. Er verließ die Universität in einem Alter, in dem die meisten Menschen sie noch nicht besuchen. Noch als Knabe wurde er mitten in diplomatische Geschäfte geführt. Von da ging er zu einem großen kunstmäßigen Rechtssystem über und arbeitete sich durch eine Reihe mühevoller Ämter zu den höchsten Posten in seinem Beruf empor. Während dessen nahm er einen tätigen Teil an jedem Parlament, war er ein Ratgeber der Krone, machte er allen, deren Gunst ihm von Nutzen sein konnte, mit der größten Beflissenheit und Gewandtheit den Hof, lebte er viel in Gesellschaft, beachtete er die kleinsten Charaktereigentümlichkeiten und die unmerklichsten Schwankungen der Mode. Kaum

irgend ein Mensch hat ein bewegteres Leben geführt, als es Bacon vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahre führte. Kaum irgend ein Mensch hat einen begründeteren Anspruch darauf gehabt, ein vollkommener Weltmann zu heißen. Eine neue Philosophie zu gründen, den Geistern der Denker eine neue Richtung zu geben, das war das Ergötzen seiner Mußе, das Werk von Stunden, die er dem Wollsack und dem Ratstische gelegentlich abstahl. Während diese Regsamkeit die Bewunderung vermehrt, mit der wir seinen Geist betrachten, vermehrt sie auch unser Bedauern, daß ein solcher Geist so oft unwürdig angewendet worden ist. Er kannte den besseren Weg wohl und hatte eine Zeit lang beschlossen, ihn zu verfolgen. „Ich gestehe", sagte er in einem noch in seiner Jugend geschriebenen Briefe, „daß ich ebenso weite contemplative Ziele habe, als ich mäßige bürgerliche Ziele habe." Wären seine bürgerlichen Ziele mäßige gewesen, so wäre er nicht bloß der Moses, sondern auch der Josua der Philosophie geworden. Er hätte einen großen Teil seiner eigenen prächtigen Prophezeiungen erfüllt. Er hätte seine Anhänger nicht bloß an den Rand, sondern in das Herz des verheißenen Landes geführt. Er hätte die Beute nicht bloß gezeigt, sondern auch verteilt. Und vor allem: er hätte nicht bloß einen großen, sondern auch einen fleckenlosen Namen hinterlassen. Die Menschheit hätte dann ihren berühmten Wohltäter zu achten

vermocht. Wir wären dann nicht genötigt, seinen Charakter mit einer Mischung von Mißbilligung und Bewunderung, von Abneigung und Dankbarkeit zu betrachten. Wir hätten dann nicht zu beklagen, daß ein Herz, dessen Wohlwollen groß genug war, um alle Stämme und alle Zeitalter zu umfassen, so viele Beweise der Enge und Selbstsucht gegeben hat. Wir müßten dann nicht über die Falschheit des ergebensten Verehrers der Wahrheit, über den Knechtsinn des kühnsten Vorkämpfers geistiger Freiheit erröten. Wir würden dann nicht den Mann das eine Mal an der Spitze der Vorhut und das andere Mal bei den letzten Nachzüglern seiner Generation sehen. Wir wären dann nicht zu dem Geständnis genötigt, daß derselbe Mann, der als erster die Gesetzgebung als Wissenschaft behandelte, zu den letzten Engländern gehörte, die die Folter anwendeten; daß derselbe, der als erster die Philosophen zu dem großen Werke der Auslegung der Natur aufrief, zu den letzten Engländern gehörte, die die Gerechtigkeit verkauften. Und wir würden unseren Überblick über ein ruhiges, ehrenvolles, wohltätiges, in fleißigen Beobachtungen, begründeten Schlüssen und nützlichen Erfindungen und Entdeckungen verbrachtes Leben mit Empfindungen schließen, die sehr wesentlich von denen verschieden wären, die uns jetzt beim Abschied von dem bunten Schauspiele so vielen Ruhmes und so vieler Schande erfüllen.

FRIEDRICH DER GROSSE

Die preußische Monarchie, der jüngste der europäischen Großstaaten, an Bevölkerung und Einkommen aber der fünfte unter ihnen und in Kunst, Wissenschaft und Bildung zum dritten, wo nicht zum zweiten Platze berechtigt, ist aus geringem Ursprunge erwachsen. Um den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wurde die Markgrafschaft Brandenburg von Kaiser Sigismund dem edlen Geschlechte der Hohenzollern verliehen. Im sechzehnten Jahrhundert nahm dieses Geschlecht die lutherische Lehre an. Es wurde zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts vom König von Polen mit dem Herzogtum Preußen belehnt. Auch nach dieser Gebietsvermehrung standen die Häupter des Hauses Hohenzollern noch kaum auf einer Linie mit den Kurfürsten von Sachsen und Bayern. Der Boden Brandenburgs war größtenteils unfruchtbar. Selbst rings um Berlin, die Hauptstadt der Provinz, und rings um Potsdam, die Lieblingsresidenz der Markgrafen, war das Land eine Einöde. An einigen Stellen konnte der tiefe Sand nur mit Mühe durch emsige Bestellung dazu gebracht werden, spärliche Ernten von Roggen und Hafer zu liefern. An anderen Stellen blieben

die alten Wälder, aus denen die Eroberer des römischen Reichs zur Donau herabgestiegen waren, unberührt von der Hand des Menschen. Wo der Boden reich war, da war er in der Regel morastig und seine Ungesundheit scheuchte die Bebauer zurück, auch wenn seine Fruchtbarkeit sie anlockte. Friedrich Wilhelm, genannt der große Kurfürst, erwarb durch den Westfälischen Frieden mehrere wertvolle Besitzungen, darunter die reiche Stadt und Gegend von Magdeburg, und hinterließ seinem Sohne Friedrich das bedeutendste Fürstentum unter allen, die nicht Königreiche hießen.

Friedrich verlangte nach dem Titel des Königs. Prunkliebend und verschwenderisch, seine wahren Interessen und seine hohen Pflichten vernachlässigend, unersättlich begierig nach eitlen Auszeichnungen, fügte er dem reellen Gewichte seines Staates nichts hinzu, vielleicht überlieferte er seine Erbschaft seinen Kindern eher verringert an Wert; es gelang ihm aber, das große Ziel seines Lebens zu erreichen, den Königstitel. Im Jahre 1700 nahm er diese neue Würde an. Er hatte bei dieser Gelegenheit alle die Kränkungen zu erleiden, die ehrgeizigen Emporkömmlingen zuteil werden. Im Vergleiche mit den anderen gekrönten Häuptern Europas spielte er eine ähnliche Figur, wie sie ein Nabob oder ein Kommissär, der einen Titel gekauft hat, in der Gesellschaft von Peers spielen würde,

deren Vorfahren wegen Verrats gegen die Plantagenets belangt worden sind. Der Neid der Klasse, die Friedrich verließ, und die höfliche Geringschätzung der Klasse, in die er sich eindrängte, zeigte sich in sehr bezeichnender Weise. Der Kurfürst von Sachsen weigerte sich anfangs, die neue Majestät anzuerkennen. Ludwig XIV. blickte auf seinen königlichen Bruder mit so ziemlich derselben Miene herab, mit der der Graf in Molières Stück Monsieur Jourdain ansieht. Österreich heischte große Opfer als Entschädigung für seine Anerkennung und gewährte sie zuletzt in ungnädiger Weise.

Friedrichs Nachfolger war sein Sohn Friedrich Wilhelm, ein Fürst, dem man zugestehen muß, daß er einige Verwaltungstalente besessen hat, dessen Charakter aber durch häßliche Fehler entstellt war und dessen Wunderlichkeiten von einer Art waren, wie man sie niemals außerhalb eines Tollhauses gesehen hat. Er war pünktlich und fleißig in der Geschäftsführung, und er war der erste, der den Plan entwarf, vermittelst eines kräftigen Heerwesens für Preußen eine Stelle unter den europäischen Mächten zu erlangen, die gänzlich außer Verhältnis zu seinem Umfange und seiner Bevölkerung stand. Strenge Wirtschaftlichkeit setzte ihn in den Stand, im Frieden ein Heer von 60.000 Mann zu halten. Diese Truppen waren dergestalt eingeschult, daß neben ihnen die Haustruppen von Versailles

und Saint-James als eine ungeschickte Rotte erschienen wären. Der Herr einer solchen Macht mußte von allen seinen Nachbarn als ein furchtbarer Feind und als ein wertvoller Bundesgenosse betrachtet werden.

Doch der Geist Friedrich Wilhelms war in so übler Verfassung, daß alle seine Neigungen Leidenschaften wurden und alle seine Leidenschaften den Charakter sittlicher und geistiger Krankheit annahmen. Seine Sparsamkeit artete in schmutzigen Geiz aus. Sein Sinn für Prunk und Ordnung im Heerwesen wurde zu einer ähnlichen Manie wie die eines holländischen Bürgermeisters für Tulpen oder die eines Mitglieds des Roxburghclubs für Cartons. Während die Gesandten des Berliner Hofes sich in einem Zustande so schmutziger Armut befanden, daß sie das Gelächter fremder Hauptstädte erregten, während die den preußischen Prinzen und Prinzessinnen vorgesetzte Kost so kärglich war, daß sie kaum den Hunger stillte und so schlecht, daß selbst der Hunger sie verschmähte, galt für lange Riesen kein Preis für zu übermäßig. Es war der Ehrgeiz des Königs, eine Brigade von Riesen zu bilden, und seine Agenten durchspähten alle Länder nach Menschen von mehr als gewöhnlichem Maß des Wuchses. Diese Nachforschungen beschränkten sich nicht auf Europa. Kein Kopf, der auf den Basars von Aleppo, von Kairo oder von Surate über die

Menge hinausragte, konnte den Werbern Friedrich Wilhelms entgehen. Ein über sieben Fuß hoher Ire, den der englische Gesandte in London auflas, bekam ein Handgeld von beinahe 1300 Pfund, sehr viel mehr, als der Gehalt des Gesandten betrug. Diese Extravaganz war umso ungereimter, als ein stämmiger Bursche von 5 Fuß 8 Zoll, den man für wenige Taler hätte bekommen können, aller Wahrscheinlichkeit nach ein viel brauchbarerer Soldat gewesen wäre. Doch für Friedrich Wilhelm war der riesige Ire dasselbe, was ein kupferner Otho oder eine Vinegar-Bibel für einen anderen Sammler ist.

Es ist bemerkenswert, daß Friedrich Wilhelm, obgleich es das Hauptziel seiner Verwaltung war, eine große Militärmacht zu besitzen, obgleich seine Regierung eine wichtige Epoche in der Geschichte des Heerwesens bildet und obgleich die Liebe zu militärischem Prunk seine vorherrschende Leidenschaft war, doch einer der friedfertigsten Fürsten war. Wir fürchten aber, daß seine Abneigung gegen den Krieg nicht eine Wirkung der Menschlichkeit, sondern lediglich eine seiner tausend Grillen war. Er scheint von seinen Truppen ungefähr so gedacht zu haben wie ein Geiziger von seinem Gelde. Er liebte es, sie zusammenzubringen, sie zu zählen, sie anwachsen zu sehen; aber er konnte es nicht über sich bringen, den kostbaren Schatz anzu-

greifen. Er nahm irgend eine zukünftige Zeit in Aussicht, wo seine patagonischen Bataillone feindliches Fußvolk wie Schafe vor sich hertreiben sollten, aber diese zukünftige Zeit wich immer zurück, und auch wenn sein Leben dreißig Jahre länger gewährt hätte, so hätte seine prächtige Armee wahrscheinlich doch niemals einen schwereren Dienst gesehen, als ein Scheingefecht auf den Feldern bei Berlin. Indes die großen militärischen Mittel, die er zusammengebracht hatte, waren bestimmt, von einem weit kühneren und erfinderischeren Geiste verwendet zu werden.

Friedrich, genannt der Große, Friedrich Wilhelms Sohn, wurde im Januar 1712 geboren. Es läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß er von der Natur einen starken und scharfen Verstand und eine seltene Festigkeit des Wesens und Kraft des Willens empfangen hatte. Was die anderen Seiten seines Charakters anlangt, so ist es schwer zu sagen, ob sie der Natur beizumessen sind oder der seltsamen Zucht, die er zu bestehen hatte. Die Geschichte seiner Knabenjahre hat ein schmerzliches Interesse. Friedrich Wilhelm war von Natur hart und böse, und die Gewohnheit, willkürliche Gewalt zu üben, hatte ihn furchtbar roh gemacht. Seine Wut machte sich fortwährend in Flüchen und Schlägen nach allen Seiten Luft. Wenn Seine Majestät einen Spaziergang machte, so floh

jedes menschliche Wesen vor ihm, als wenn ein Tiger aus einer Menagerie ausgebrochen wäre. Wenn er einer Dame auf der Straße begegnete, so gab er ihr einen Stoß und hieß sie nach Hause gehen und sich um ihre Kinder kümmern. Wenn er einen Geistlichen nach den Soldaten gaffen sah, so ermahnte er den ehrwürdigen Herrn, sich auf Studium und Gebet zu verlegen und schärfte diesen frommen Rat durch eine auf der Stelle verabreichte tüchtige Portion Prügel ein. Doch in seinem eigenen Hause war er am unvernünftigsten und wildesten. Sein Palast war die Hölle. Sein Sohn Friedrich und seine Tochter Wilhelmine, die nachmalige Markgräfin von Bayreuth, waren die besonderen Gegenstände seines Widerwillens. Sein eigener Geist war ungebildet. Er verachtete die Literatur. Er haßte Ungläubige, Papisten und Metaphysiker und war sich nicht sehr klar darüber, worin sie sich voneinander unterschieden. Nach seiner Ansicht war es die Aufgabe des Lebens, einzuexerzieren und einexerziert zu werden. Die einem Fürsten angemessene Erholung war: in einer Wolke von Tabaksrauch zu sitzen, zwischen den Zügen aus der Pfeife schwedisches Bier zu schlürfen, um drei Halbpence eine Partie Puff zu spielen, wilde Schweine zu töten und tausende von Rebhühnern zu schießen. Der Prinz zeigte sowohl für die ernsten Beschäftigungen als für die Vergnügungen seines Vaters wenig Neigung.

Er scheute den Paradedienst; er verabscheute den Tabaksrauch; er hatte weder für Puff noch für Weidwerk Sinn. Er besaß ein feines Gehör und spielte kunstvoll auf der Flöte. Seine frühesten Lehrer waren französische Refugiés gewesen, und diese hatten in ihm eine starke Neigung für französische Literatur und französische Gesellschaft erweckt. Friedrich Wilhelm betrachtete diese Neigungen als weibisch und verächtlich und machte sie durch Schmähung und Verfolgung nur noch stärker. Die Dinge wurden schlimmer, als der Kronprinz jene Lebenszeit erreichte, wo die große Umwälzung im menschlichen Geiste und Körper eintritt. Er machte sich einiger jugendlicher Unbesonnenheiten schuldig, die kein guter und weiser Vater mit Strenge angesehen hätte. In einer späteren Periode wurden ihm, mit Recht oder Unrecht, Laster nachgesagt, von denen die Geschichte die Augen abwendet und die selbst die Satire zu nennen sich schämt. Seine Jugendvergehen jedoch waren durch keine besondere Schimpflichkeit bezeichnet. Bei dem König aber, der alle Fehler haßte, mit Ausnahme derer, zu denen er selbst geneigt war, und der der Meinung war, er leiste dadurch, daß er die sanfteren Passionen verabscheute, dem Himmel reichliche Sühne für seine Roheit, erregten sie Stürme der Wut. Der Kronprinz gehörte überdies nicht zu denen, die sich damit bescheiden, ihre Religion

auf Treu und Glauben anzunehmen. Er stellte Fragen, die in Verlegenheit setzten und brachte Gründe vor, die nach etwas anderem schmeckten als reinem Luthertum. Der König argwöhnte, daß sein Sohn geneigt sei, ein Ketzer der einen oder andern Art zu werden; ob Calvinist oder Atheist, wußte Seine Majestät nicht genau. Die gewöhnliche Bosheit Friedrich Wilhelms war schon schlimm genug. Jetzt hielt er Bosheit für einen Teil seiner Christenpflicht, und alles, was an Gewissen in ihm lebte, stachelte seinen Haß an. Die Flöte wurde zerbrochen; die französischen Bücher wurden aus dem Palast geschickt; der Prinz wurde gestoßen und geprügelt und bei den Haaren gezogen. Bei Tische wurden ihm die Schüsseln an den Kopf geworfen; zuweilen wurde er auf Wasser und Brot gesetzt; zuweilen wurde er genötigt, Speisen hinunterzuschlucken, die so widerlich waren, daß er sie nicht im Magen behalten konnte. Einmal schlug ihn sein Vater zu Boden, schleifte ihn den Flur entlang zu einem Fenster und wurde mit Mühe davon abgehalten, ihn mit der Vorhangschnur zu erdrosseln. Die Königin wurde wegen des Verbrechens, daß sie ihren Sohn nicht ermordet wissen wollte, den gröblichsten Unwürdigkeiten unterworfen. Die Prinzessin Wilhelmine, die ihres Bruders Partei nahm, wurde fast so schlecht behandelt wie Mrs. Brownrigg's Eleven. Zur Verzweiflung getrieben, ver-

suchte der unglückliche Jüngling zu entfliehen. Jetzt stieg die Wut des alten Tyrannen zum Wahnsinn. Der Prinz war Offizier in der Armee; seine Flucht war daher Desertion, und in dem Moralkodex Friedrich Wilhelms war Desertion das schwerste aller Verbrechen. „Desertion", sagt dieser königliche Theolog in einem seiner halb wahnwitzigen Briefe, „kommt aus der Hölle. Sie ist das Werk der Kinder des Teufels. Kein Kind Gottes kann imstande sein, sich ihrer schuldig zu machen." Ein Mitschuldiger des Prinzen wurde, trotz der Verwendung eines Kriegsgerichts, erbarmungslos hingerichtet. Es schien wahrscheinlich, daß der Prinz selbst dasselbe Schicksal erleiden werde. Nur mit Mühe rettete die Fürsprache der Generalstaaten von Holland, der Könige von Schweden und von Polen und des deutschen Kaisers das Haus Brandenburg vor dem Flecken eines unnatürlichen Mordes. Nach Monaten grausamer Ungewißheit erfuhr Friedrich, daß sein Leben verschont bleiben werde. Er blieb jedoch noch lange ein Gefangener, war aber deshalb nicht zu beklagen. Er fand bei seinen Kerkermeistern eine Zärtlichkeit, wie er sie niemals bei seinem Vater gefunden hatte; seine Tafel war nicht kostbar, aber er hatte gesunde Kost in hinreichender Menge, um den Hunger zu stillen; er konnte die Henriade lesen, ohne Fauststöße zu bekommen, und er konnte auf seiner Flöte

spielen, ohne daß sie ihm auf dem Kopfe zerbrochen wurde.

Als seine Haft zu Ende ging, war er ein Mann. Er hatte ungefähr sein einundzwanzigstes Jahr vollendet und konnte nicht gut länger den Beschränkungen unterworfen bleiben, die seine Jugendzeit unglücklich gemacht hatten. Leiden hatte seinen Verstand gereift, während es sein Herz verhärtet und seine Stimmung verbittert hatte. Er hatte Selbstbeherrschung und Verstellung gelernt; er tat so, als ob er sich einigen der Ansichten seines Vaters anschließe, und nahm unterwürfig aus dessen Hand eine Gemahlin, die es nur dem Namen nach war. Er diente auch mit Ehren, wenn auch ohne Gelegenheit, glänzende Auszeichnungen zu erwerben, unter dem Befehle des Prinzen Eugen während eines durch keine außerordentlichen Ereignisse bezeichneten Feldzuges. Es war ihm jetzt erlaubt, einen besonderen Hofstaat zu führen, und er war daher imstande, sich seinen eigenen Neigungen mit Vorsicht hinzugeben. Teils um den König zu gewinnen, teils ohne Zweifel aus Neigung, widmete er einen Teil seiner Zeit militärischen und staatlichen Aufgaben und erwarb so allmählich eine Befähigung für die Geschäfte, von der seine vertrautesten Gefährten nichts wußten.

Sein Lieblingsaufenthalt war Rheinsberg, nahe an der Grenze, die die preußischen Besitzungen

von dem Herzogtume Mecklenburg scheidet. Rheinsberg ist ein fruchtbarer und lachender Punkt inmitten der sandigen Wüste des Markgrafentums. Das von Eichen- und Buchenwäldern umgebene Schloß hat die Aussicht auf einen umfangreichen See. Hier ergötzte sich Friedrich mit Anlegen von Gärten, regelmäßigen Alleen und verwickelten Irrgängen, mit Bauen von Obelisken, Tempeln und Gewächshäusern und mit Sammeln seltener Früchte und Blumen. Seine Zurückgezogenheit wurde durch einige Gesellschafter belebt, unter denen er jene vorgezogen zu haben scheint, die nach Geburt oder Abkunft Franzosen waren. Mit diesen Hausgenossen speiste er gut zu Mittag und Abend, trank er nach Herzenslust und unterhielt er sich bald mit Konzerten, bald mit Sitzungen einer Bruderschaft, die er den Orden Bayards nannte; seine hauptsächlichste Zuflucht aber war die Literatur.

Seine Erziehung war ganz französisch gewesen. Durch das lange Übergewicht, das Ludwig XIV. genossen und das hervorragende Verdienst der tragischen und komischen Bühnendichter, der Satiriker und der Prediger, die unter diesem prachtliebenden Fürsten geblüht hatten, war die französische Sprache zur herrschenden in Europa geworden. Selbst in Ländern, die eine volkstümliche Literatur besaßen und die sich größerer Namen rühmen konnten als Racine, Molière und Massillon, im Vater-

lande Dantes, im Vaterlande Calderons, im Vaterlande Shakespeares und Miltons, hatten die geistigen Moden von Paris in großem Maße Eingang gefunden. Deutschland hatte noch nicht ein einziges Meisterwerk der Poesie oder Beredsamkeit hervorgebracht. In Deutschland herrschte daher der französische Geschmack ohne Nebenbuhler und ohne Schranke. Jeder junge Mensch von Stande lernte französisch sprechen und schreiben. Daß er seine eigene Sprache mit Feinheit oder auch nur mit Richtigkeit und Leichtigkeit spreche oder schreibe, galt vergleichungsweise für unwesentlich. Selbst Friedrich Wilhelm, mit all seinen rohen sächsischen Vorurteilen, hielt es für nötig, daß seine Kinder Französisch verständen, und für gänzlich überflüssig, daß sie im Deutschen wohl bewandert seien. Das Latein war ausdrücklich verboten. „Mein Sohn", schrieb Seine Majestät, „soll kein Latein lernen; und noch mehr, ich will nicht dulden, daß jemand von so etwas auch nur mit mir spricht." Einer der Lehrer wagte es, die Goldene Bulle mit dem Kronprinzen im Original zu lesen. Friedrich Wilhelm kam ins Zimmer und brach in seinem gewöhnlichen königlichen Tone los:

„Schurke, was treibst du da?"

„Ew. Majestät geruhen," antwortete der Lehrer, „ich war im Begriff, Sr. Königlichen Hoheit die Goldene Bulle zu erklären."

„Ich will dir eine goldene Bulle geben, du Schurke", brüllte die Majestät von Preußen. Der Stock des Königs hob sich, der erschrockene Präzeptor lief davon und Friedrichs klassische Studien waren für immer zu Ende. Er suchte dann und wann etwas darin, lateinische Phrasen zu zitieren und brachte so ausgesucht ciceronianische Redensarten vor wie: „Stante pede morire", „De gustibus non est disputandus", „Tot verbas tot spondera". Italienisch verstand er nicht genug, um eine Seite des Metastasio mit Leichtigkeit zu lesen, und vom Spanischen und Englischen verstand er, soviel wir wissen, nicht ein einziges Wort.

Da die höchsten menschlichen Geisteserzeugnisse, die ihm zugänglich waren, die der französischen Schriftsteller waren, so ist es nicht befremdend, daß seine Bewunderung dieser Schriftsteller ohne Grenzen war. Sein ehrgeiziges und eifriges Wesen trieb ihn frühzeitig, nachzuahmen, was er bewunderte. Es war vielleicht der teuerste Wunsch seines Herzens, zu den Meistern der französischen Rednerkunst und Poesie zu gehören. Er schrieb so unermüdlich Prosa und Verse, als wenn er ein verhungernder Lohnskribent des Cave oder Osborn gewesen wäre; aber die Natur, die ihm in großem Maße die Talente eines Feldherrn und eines Staatslenkers verliehen hatte, hatte ihm jene höheren und selteneren Gaben vorenthalten, ohne die

der Fleiß sich umsonst bemüht, unsterbliche Beredsamkeit und Dichtung hervorzubringen. Und in der Tat, wäre er auch mit mehr Phantasie, Witz und Fruchtbarkeit des Gedankens gesegnet gewesen, als er besessen zu haben scheint, so wäre er doch immer einem großen Übelstand erlegen, der ihn aller Wahrscheinlichkeit nach für immer verhindert hätte, eine hohe Stelle unter den Männern der Literatur einzunehmen. Er hatte keine einzige Sprache völlig in seiner Gewalt. Es gab kein Werkzeug des Gedankens, das er mit vollkommener Leichtigkeit, Zuversicht und Freiheit handhaben konnte. Er verstand hinlänglich Deutsch, um seine Diener auszuschelten oder seinen Grenadieren Kommandoworte zuzurufen, aber seine Grammatik und Aussprache waren äußerst schlecht. Er fand es schwierig, den Sinn auch nur der einfachsten deutschen Dichtung herauszubekommen. Einmal wurde ihm eine Übersetzung von Racines Iphigenie vorgelesen. Er hielt das französische Original in der Hand, mußte aber gestehen, daß er selbst mit dieser Hilfe die Übersetzung nicht verstehen könne. Wiewohl er aber seine Muttersprache vernachlässigt hatte, um seine ganze Aufmerksamkeit dem Französischen zuzuwenden, so war sein Französisch zuletzt doch nur das Französisch eines Ausländers. Er mußte fortwährend einige Literaten aus Paris hinter sich haben, die ihn auf die

Solözismen und falschen Reime aufmerksam machten, deren er sich bis zuletzt häufig schuldig machte. Selbst wenn er das Dichtervermögen besessen hätte, dessen er, soweit wir urteilen können, gänzlich ermangelte, würde ihn der Mangel einer Sprache verhindert haben, ein großer Dichter zu werden. Kein edles Werk der Phantasie wurde, soweit wir uns erinnern können, von einem Menschen anders verfaßt als in einer Mundart, die er erlernt hatte, ohne sich zu erinnern, wie oder wann, und die er mit vollkommener Leichtigkeit gesprochen hatte, bevor er jemals ihren Bau zerlegte. Römer von großen Befähigungen schrieben griechische Verse; aber wie viele dieser Verse haben verdient, fortzuleben? Viele Männer von hervorragendem Genie haben in neueren Zeiten lateinische Gedichte verfaßt; aber, soviel wir wissen, kann keines dieser Gedichte, auch nicht die des Milton, in die erste Ordnung der Kunst oder auch nur sehr hoch in die zweite gestellt werden. Es ist daher nicht befremdend, daß wir in Friedrichs französischen Versen nichts finden können, was nicht jeder, der gute Anlagen und Fleiß besitzt, zu leisten vermöchte. In der Geschichtsschreibung hatte er besseren Erfolg. Wir finden zwar in keinem Teile seiner umfangreichen Memoiren tiefe Betrachtung oder lebensvolle Schilderung. Aber die Erzählung zeichnet sich durch Klarheit, Bündigkeit und gesunden

Verstand aus, und durch einen gewissen Anstrich von Wahrheit und Einfachheit, wie er sich bei einem Manne, der große Dinge erzählt, die er selbst verrichtet hat, besonders gut ausnimmt. Im ganzen jedoch spricht uns keine seiner Schriften so an wie seine Briefe, namentlich jene, die in ernster Stimmung geschrieben und nicht mit Versen ausgeschmückt sind.

Es kann nicht befremden, daß ein der Literatur ergebener und nur mit der französischen Literatur bekannter junger Mann mit tiefer Verehrung auf den Genius Voltaires blickte. „Ein Mensch, der niemals die Sonne gesehen hat," sagt Calderon in einem seiner reizenden Lustspiele, „kann nicht getadelt werden, wenn er meint, daß keine Glorie die des Mondes übertreffen könne. Ein Mensch, der weder Mond noch Sonne gesehen hat, kann nicht getadelt werden, wenn er von dem unvergleichlichen Glanze des Morgensternes spricht." Wäre Friedrich imstande gewesen, Homer und Milton oder auch nur Virgil und Tasso zu lesen, so würde seine Bewunderung der Henriade beweisen, daß es ihm gänzlich an der Fähigkeit mangelte, das Vortreffliche in der Kunst zu erkennen. Wäre er mit Sophokles oder Shakespeare vertraut gewesen, so dürften wir erwarten, daß er „Zaïre" richtiger taxiert hätte. Hätte er Thukydides und Tacitus in der griechischen und lateinischen Ursprache zu studieren ver-

mocht, so hätte er gewußt, daß es Höhen in der Geschichte gab, die weit außer dem Bereich des Verfassers der „Lebensgeschichte Karls XII." lagen. Aber das schönste Heldengedicht, die wirksamsten Tragödien und das glänzendste und malerischeste Geschichtswerk, das Friedrich jemals gelesen hatte, waren von Voltaire. Solch hohe und vielseitige Vortrefflichkeit ergriff den jungen Prinzen fast bis zur Anbetung. Die Ansichten Voltaires über religiöse und philosophische Fragen waren dem Publikum noch nicht vollständig vorgelegt worden. In einer späteren Periode, als er aus seinem Vaterlande verbannt und in offenem Krieg mit der Kirche war, ging er mit der Sprache heraus. Aber als Friedrich in Rheinsberg lebte, war Voltaire noch ein Hofmann, und obwohl er nicht immer seinen ausgelassenen Witz zu zügeln vermochte, hatte er doch noch nichts veröffentlicht, was ihn von Versailles ausschließen konnte und wenig, was ein Theolog von der milden und hochherzigen Schule der Grotius und Tillotson nicht mit Vergnügen lesen mochte. In der Henriade, in „Zaïre" und in „Alzire" wird christliche Frömmigkeit in der liebenswürdigsten Form vorgeführt, und einige Jahre nach der Periode, von der wir reden, geruhte ein Papst, die Widmung des „Mahomet" anzunehmen. Indes konnten die wirklichen Gesinnungen des Dichters von einem scharfen Auge durch alle

Verhüllungen hindurch klar erkannt werden, und sie konnten dem Scharfblicke Friedrichs nicht entgehen, der ähnlichen Ansichten zugetan und daran gewöhnt war, ähnliche Verstellung zu üben.

Der Prinz schrieb an sein Idol in dem Tone eines Anbeters, und Voltaire antwortete mit ungemeiner Anmut und Gewandtheit. Es folgte ein Briefwechsel, der mit Nutzen von denen studiert werden mag, die sich in der niedrigen Kunst der Schmeichelei zu vervollkommnen wünschen. Niemand sagte jemals Artigkeiten besser als Voltaire. Sein süßestes Konfekt hat stets einen zarten und doch anreizenden Wohlgeschmack, der den Gaumen, die der groben Zubereitungen geringerer Künstler müde waren, köstlich mundete. Nur aus seiner Hand konnte so viel Zucker genossen werden, ohne den Genießenden krank zu machen. Abschriften von Versen, Schreibkästchen, Nippessachen aus Bernstein wurden unter den Freunden ausgetauscht. Friedrich machte Voltaire mit seinen Schriften bekannt, und Voltaire zollte Beifall, als wenn Friedrich Racine und Bossuet zugleich gewesen wäre. Eine der Arbeiten Sr. Königlichen Hoheit war eine Widerlegung Machiavellis. Voltaire übernahm es, sie unter die Presse zu bringen. Sie war „Anti-Machiavell" betitelt und war eine erbauliche Predigt gegen Raubgier, Treulosigkeit, Willkürherrschaft, ungerechten Krieg, kurz

gegen fast alles, weshalb ihres Verfassers jetzt unter den Menschen gedacht wird.

Der alte König ließ dann und wann ein wildes Murren gegen die Unterhaltungen in Rheinsberg hören. Doch seine Gesundheit war gebrochen; sein Ende war im Anzug und seine Kraft war geschwächt. Es war ihm nur noch ein einziges Vergnügen geblieben: lange Soldaten zu sehen. Durch das Geschenk eines Grenadiers von 6 Fuß 4 Zoll oder 6 Fuß 5 Zoll war er stets zu begütigen, und sein Sohn machte ihm klugerweise von Zeit zu Zeit solche Geschenke.

Im Anfang des Jahres 1740 bestand Friedrich Wilhelm den Tod mit einer Festigkeit und Würde, die eines besseren und weiseren Mannes wert gewesen wären, und Friedrich, der eben sein achtundzwanzigstes Jahr vollendet hatte, wurde König von Preußen. Sein Charakter wurde wenig verstanden. Zwar, daß er gute Fähigkeiten besaß, konnte niemand bezweifeln, der mit ihm gesprochen oder in Briefwechsel gestanden hatte. Aber das ruhige epikuräische Leben, das er geführt hatte, seine Vorliebe für feine Speisen und guten Wein, für Musik, für Konversation, für leichte Literatur verleitete viele, ihn für einen körperlichen und geistigen Wollüstling zu halten. Seine Gewohnheit, sich über Mäßigung, Frieden, Freiheit und das Glück, das ein gutes Gemüt aus dem Glücke anderer schöpfe, in schönen Redensarten zu ergehen,

hatte einige getäuscht, die es besser hätten wissen sollen. Die am besten von ihm dachten, erwarteten einen Telemachus nach Fénélons Muster. Andere sagten das Herannahen eines mediceischen Zeitalters voraus, eines für Wissen und Kunst günstigen und für das Vergnügen nicht ungünstigen Zeitalters. Niemand hatte den geringsten Verdacht, daß ein Tyrann von außerordentlichen militärischen und politischen Talenten und von noch außerordentlicherer Strebsamkeit, ohne Furcht, ohne Treue und ohne Schonung, den Thron bestiegen hatte.

Die Enttäuschung Falstaffs bei der Krönung seines alten Kumpans kann nicht bitterer gewesen sein als die der Genossen von Rheinsberg. Sie hatten lange auf den Regierungsantritt ihres Gönners als auf das Ereignis geblickt, von dem ihre eigene Wohlfahrt und Größe datieren sollte. Sie hatten endlich das verheißene Land erreicht, das Land, von dem sie sich vorgestellt hatten, daß Milch und Honig darin flösse, und sie fanden es als eine Wüste. „Nichts mehr von diesen Torheiten", war die kurze scharfe Mahnung, die Friedrich einem von ihnen gab. Es wurde bald klar, daß der neue Souverän in den wichtigsten Punkten eine starke Familienähnlichkeit mit seinem Vorgänger hatte. Zwar bestand ein weiter Unterschied zwischen dem Vater und dem Sohne, was Umfang und Kraft des Geistes, theoretische Überzeugungen, Ver-

gnügungen, Studien, äußeres Benehmen anlangte. Aber das Grundwerk des Charakters war bei beiden dasselbe. Beiden gemeinsam war die Liebe zur Ordnung, die Liebe zum Staatsgeschäft, der Sinn für das Militärwesen, die Sparsamkeit, der herrische Sinn, das bis zur Wildheit reizbare Wesen, das Ergötzen an dem Schmerze und der Demütigung anderer. Doch diese Neigungen hatten bei Friedrich Wilhelm an der allgemeinen Krankhaftigkeit seines Geistes partizipiert und nahmen sich ganz anders aus, wenn sie in Gemeinschaft mit dem starken und gebildeten Verstande seines Nachfolgers einhergingen. So war zum Beispiel Friedrich so besorgt um die Schlagkraft seines Heeres, als es nur irgend ein Fürst sein konnte. Aber diese Sorge artete niemals in eine Monomanie aus, wie sie seinen Vater verleitete, ausschweifende Preise für Riesen zu zahlen. Friedrich war so haushälterisch in Geldsachen, wie irgend ein Fürst oder irgend ein Privatmann es nur sein darf. Aber er meinte nicht wie sein Vater, daß es der Mühe wert sei, ungesunden Kohl zu essen, um vier oder fünf Reichstaler im Jahre zu ersparen. Friedrich war, wie wir fürchten, so bösartig wie sein Vater; aber sein Geist befähigte ihn, seine Bosheit auf anständigeren Wegen zu zeigen als sein Vater und Kummer und Entwürdigung durch Hohnreden zuzufügen statt durch Schläge. Es ist wahr, Friedrich gab

das erbliche Vorrecht, zu stoßen und zu prügeln, keineswegs auf. Seine Praxis in dieser Sache unterschied sich jedoch in einigen wichtigen Beziehungen von der seines Vaters. Für Friedrich Wilhelm erschien der bloße Umstand, daß irgend welche Personen, Männer, Weiber oder Kinder, Preußen oder Ausländer, in dem Bereich seiner Zehen und seines Stockes waren, als ein hinreichender Grund, zu deren Bearbeitung zu schreiten. Friedrich verlangte nicht bloß Nähe, sondern auch Herausforderung; auch ist es von ihm nie bekannt geworden, daß er diese väterliche Züchtigungsweise an andern als seinen geborenen Untertanen angewendet hätte.

Der Charakter Friedrichs war sowohl von seinen Untertanen als von seinen Nachbarn noch sehr unvollkommen erkannt worden, als Ereignisse eintraten, die ihn in einem starken Lichte zeigten. Wenige Monate nach seinem Regierungsantritt starb Karl VI., Kaiser von Deutschland, der letzte Abkömmling im Mannesstamme des Hauses Österreich.

Karl hinterließ keinen Sohn und hatte schon lange vor seinem Tode alle Hoffnung auf männliche Nachkommenschaft aufgegeben. Während des letzten Teiles seines Lebens war es sein Hauptziel gewesen, seinen Nachkommen in der weiblichen Linie die vielen Kronen des Hauses Habsburg zu sichern. In dieser Absicht hatte

er ein neues Erbfolgegesetz erlassen, das weithin in ganz Europa unter dem Namen der Pragmatischen Sanktion berühmt war. Kraft dieses Gesetzes folgte seine Tochter, die Erzherzogin Maria Theresia, die Gemahlin des Franz von Lothringen, in den Gebieten ihrer Ahnen.

Kein Souverän hat jemals einen Thron nach einem klareren Rechtstitel in Besitz genommen. Die ganze Politik des österreichischen Kabinetts war, zwanzig Jahre hindurch, nach einem einzigen Zwecke gerichtet worden, nach der Feststellung der Thronfolge. Von jeder Person, deren Rechte für benachteiligt angesehen werden konnten, waren Verzichtsleistungen in der feierlichsten Form erlangt worden. Das neue Gesetz war von den Ständen aller Königreiche und Fürstentümer bestätigt worden, aus denen die große österreichische Monarchie bestand. England, Frankreich, Spanien, Rußland, Polen, Preußen, Schweden, Dänemark, der deutsche Reichskörper hatten sich vertragsmäßig verpflichtet, die Pragmatische Sanktion aufrechtzuerhalten. Diese Urkunde war unter den Schutz der öffentlichen Treue der ganzen gesitteten Welt gestellt. Selbst wenn keine positiven Verpflichtungen über diese Angelegenheit bestanden hätten, war die Anordnung eine solche, daß kein guter Mensch geneigt gewesen wäre, sie zu stören. Es war eine friedliche Anordnung.

Es war eine Anordnung, die der großen Bevölkerung genehm war, deren Glück sie hauptsächlich betraf. Es war eine Anordnung, die in der Verteilung der Macht unter den Staaten der Christenheit keine Änderung bewirkte. Es war eine Anordnung, die nur vermittelst eines allgemeinen Krieges beseitigt werden konnte, und wenn sie beseitigt wurde, so mußte die Folge sein, daß das Gleichgewicht Europas gestört, daß die loyalen und patriotischen Gesinnungen von Millionen grausam verletzt und daß große Provinzen, die seit Jahrhunderten vereinigt waren, mit offener Gewalt voneinander gerissen wurden.

Die europäischen Souveräne waren daher durch jede Verpflichtung verbunden, die Rechte der Erzherzogin zu achten und zu verteidigen, deren Lage und persönliche Eigenschaften derart waren, daß man erwarten konnte, sie würden das Gemüt jedes hochherzigen Mannes zu Mitleid, Bewunderung und ritterlicher Zärtlichkeit bewegen. Sie stand in ihrem vierundzwanzigsten Jahre. Ihre Gestalt war majestätisch, ihre Züge schön, ihr Antlitz sanft und belebt, ihre Stimme wohltönend, ihre Haltung anmutig und würdevoll. In allen häuslichen Beziehungen war sie ohne Tadel. Sie war einem Gatten vermählt, den sie liebte, und stand im Begriff, einem Kinde das Leben zu schenken, als der Tod sie ihres Vaters beraubte. Der Ver-

lust des Vaters und die neuen Sorgen der Regierung waren bei der zarten Beschaffenheit ihrer Gesundheit zu viel für sie. Ihr Geist wurde bedrückt und ihre Wange verlor die Blüte. Gleichwohl schien es, daß sie wenig Ursache zur Besorgnis hatte. Es schien, daß Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Vertragstreue ihr gebührendes Gewicht haben und daß die so feierlich verbürgten Festsetzungen ruhig in Vollzug gebracht werden würden. England, Rußland, Polen und Holland erklärten ihre Absicht, an ihren Verbindlichkeiten festzuhalten, in aller Form. Die französischen Minister gaben eine mündliche Erklärung in demselben Sinne. Doch von keiner Seite empfing die junge Fürstin von Ungarn stärkere Versicherungen der Freundschaft und des Beistandes als von dem König von Preußen.

Gleichwohl hatte sich der König von Preußen, der Anti-Machiavell, bereits völlig entschlossen, das große Verbrechen zu begehen, sein verpfändetes Wort zu brechen, die Bundesgenossin, die er zu verteidigen verpflichtet war, zu berauben und ganz Europa in einen langen, blutigen und verheerenden Krieg zu stürzen, und dies alles nur zu dem Zweck, seine Besitzungen zu erweitern und seinen Namen in den Zeitungen zu sehen. Er entschloß sich, in Eile und Heimlichkeit ein großes Heer zusammenzuziehen, in Schlesien einzufallen, bevor Maria Theresia von seiner Absicht erfahren habe,

und diese reiche Provinz seinem Königreiche anzugliedern.

Von allen den Mächten, die an dem europäischen Kriege, der hieraus folgte, teilnahmen, gewann niemand als Friedrich. Nicht bloß hatte er zu seinem Erbgute die schöne Provinz Schlesien gefügt, es war ihm auch durch seine perfide Gewandtheit so gut gelungen, abwechselnd die Wagschale Österreichs und die Frankreichs niederzudrücken, daß man ihn allgemein als denjenigen betrachtete, der das Gleichgewicht Europas aufrechterhalte, eine hohe Würde für einen, der den untersten Rang unter den Königen einnahm und dessen Urgroßvater nicht mehr als ein Markgraf gewesen war. Vom Publikum wurde der König von Preußen als ein der Sittlichkeit und des Anstandsgefühls gleichmäßig ermangelnder, unersättlich raubgieriger und schamlos falscher Politiker betrachtet; und das Publikum hatte nicht sehr unrecht. Gleichzeitig gab man ihm zu, daß er ein begabter Mann, ein aufstrebender Feldherr, ein schlauer Diplomat und Administrator sei. Diejenigen Eigenschaften, worin er alle Menschen übertraf, waren zur Zeit noch den anderen und ihm selbst unbekannt; denn es waren Eigenschaften, die nur auf einem dunklen Grunde strahlen. Seine Laufbahn war bisher, mit geringer Unterbrechung, glücklich gewesen, und nur im Unglück, in einem Unglück, das ohne Hoffnung und Hilfe schien, in

einem Unglück, das selbst Männer, die ihrer Charakterstärke halber gefeiert werden, überwältigt hätte, konnte sich seine wahre Größe zeigen.

Er hatte sich vom Anfang seiner Regierung an den öffentlichen Geschäften in einer unter Königen unbekannten Weise gewidmet. Ludwig XIV. war zwar sein eigener Premierminister gewesen und hatte eine allgemeine Oberaufsicht über die gesamten Zweige der Regierung geführt; doch dies genügte Friedrich nicht. Er war nicht damit zufrieden, sein eigener Premierminister zu sein; er wollte ganz allein Minister sein. Unter ihm gab es nicht bloß für einen Richelieu oder einen Mazarin, sondern auch für einen Colbert, einen Louvois oder einen Torcy keinen Platz. Eine Liebe zur Arbeit um ihrer selbst willen, ein ruheloses und unersättliches Verlangen, zu diktieren, sich einzumischen, seine Macht fühlen zu lassen, und eine tiefe Verachtung gegen seine Mitmenschen machten ihn abgeneigt, um Rat zu fragen, wichtige Geheimnisse zu vertrauen, umfassende Befugnisse zu übertragen. Die höchsten Beamten unter seiner Regierung waren bloße Schreiber und erfuhren von ihm nicht soviel Vertrauen, als brauchbare Schreiber öfters von Departementschefs erfahren. Er war sein eigener Schatzmeister, sein eigener Oberbefehlshaber, sein eigener Intendant der öffentlichen Arbeiten, sein eigener Minister

für Handel und Justiz, für innere Angelegenheiten und auswärtige Angelegenheiten, sein eigener Stallmeister, Haushofmeister und Kämmerer. Angelegenheiten, von denen kein Bureauchef unter einer anderen Regierung jemals hören würde, wurden in dieser eigentümlichen Monarchie vom König persönlich entschieden. Wenn ein Reisender einen guten Platz wünschte, um eine Revue anzusehen, so hatte er an Friedrich zu schreiben und empfing am nächsten Tage durch einen königlichen Boten Friedrichs Antwort, von Friedrichs eigener Hand unterzeichnet. Das war eine ausschweifende, eine krankhafte Tätigkeit. Das öffentliche Geschäft wäre sicher besser verrichtet worden, wenn jedes Departement einem talentvollen und rechtschaffenen Manne übergeben worden wäre, und der König sich mit einer allgemeinen Kontrolle begnügt hätte. Auf diese Weise wären die Vorteile, die der Einheit des Planes innewohnen, und die Vorteile, die der Teilung der Arbeit innewohnen, in großem Maße vereinigt worden. Doch ein solches System würde dem besonderen Wesen Friedrichs nicht entsprochen haben. Er wollte keinen Willen, kein Urteil in seinem Staate dulden als den seinen. Er wünschte keinen fähigeren Beistand als den von Federmenschen, die gerade Verstand genug hatten, zu übersetzen und abzuschreiben, sein Gekritzel auszudeuten und sein bündiges Ja und Nein in eine amtliche

Form zu bringen. Von den höheren geistigen Fähigkeiten findet sich in einer Kopiermaschine oder in einer Steindruckpresse ebensoviel, als er von einem Kabinettssekretär verlangte.

Seine eigenen Anstrengungen überstiegen die Kräfte eines einzelnen menschlichen Körpers und Geistes. In Potsdam, seinem gewöhnlichen Aufenthalte, stand er im Sommer um drei Uhr und im Winter um vier Uhr auf. Alsbald erschien ein Page mit einem großen Korbe voll Briefen, die mit dem letzten Kurier für den König angekommen waren, Depeschen von Gesandten, Berichten von Finanzbeamten, Plänen von Baumeistern, Vorschlägen zur Austrocknung von Sümpfen, Beschwerden von Personen, die sich für verletzt hielten, Gesuchen von Personen, die Titel, militärische Anstellungen und Zivilposten suchten. Er untersuchte die Siegel mit scharfem Auge; denn er war nie einen Augenblick frei von dem Argwohn, daß irgend ein Betrug gegen ihn verübt werde. Dann las er die Schreiben, verteilte sie in mehrere Pakete und gab seinen Willen, in der Regel durch ein Zeichen, öfters durch zwei oder drei Worte, dann und wann durch irgend ein schneidendes Epigramm zu erkennen. Um acht Uhr hatte er in der Regel diesen Teil seiner Aufgabe beendigt. Nun erschien der Generaladjutant und empfing Instruktionen für den Tag in betreff sämtlicher militärischer Einrichtungen des Königreichs.

Hierauf schritt der König zur Revue seiner Garden, nicht auf die Art, wie Könige gewöhnlich ihre Garden Revue passieren lassen, sondern mit der kleinlichen Aufmerksamkeit und Strenge eines alten Exerziersergeanten. Mittlerweile waren die vier Kabinettssekretäre damit beschäftigt gewesen, die Schreiben zu beantworten, die der König am Morgen bezeichnet hatte. Diese unglücklichen Menschen waren genötigt, das ganze Jahr über zu arbeiten wie Neger in der Zeit der Zuckerernte. Sie hatten niemals einen Feiertag. Sie wußten niemals, was es heißt, zu Mittag zu essen. Sie mußten ihre ganze Arbeit beendigt haben, bevor sie vom Platze gingen. Der König, stets auf seiner Hut gegen Verräterei, nahm aufs Geratewohl eine Handvoll Briefe aus dem Haufen und sah sie an, um zu sehen, ob seine Instruktionen genau befolgt worden seien. Das war keine schlechte Sicherheitsmaßregel gegen falsches Spiel der Sekretäre; denn wenn einer von ihnen bei einem Streiche entdeckt worden wäre, so hätte er sich glücklich schätzen können, wenn er mit fünf Jahren Kerkerhaft davongekommen wäre. Friedrich unterzeichnete darauf die Antworten, und noch denselben Abend wurden sie alle abgeschickt.

Die allgemeinen Grundsätze, von denen diese seltsame Regierung geleitet war, verdienen Beachtung. Die Politik Friedrichs war im wesent-

lichen dieselbe wie die seines Vaters; aber während Friedrich diese Politik in einem Umfang ausdehnte, an den sein Vater niemals gedacht hätte, reinigte er sie zu gleicher Zeit von den Ungereimtheiten, mit denen sein Vater sie belastet hatte. Das erste Ziel des Königs war, eine große, tüchtige und wohleingeübte Armee zu besitzen. Er hatte ein Königreich, das nach Umfang und Bevölkerung kaum dem zweiten Range der europäischen Mächte angehörte, und doch strebte er nach einer Stellung, die der der Souveräne Englands, Frankreichs und Österreichs nicht nachstehen sollte. Zu diesem Zwecke war es nötig, daß ganz Preußen eine einzige Schwertspitze war. Ludwig XV. besaß mit fünfmal soviel Untertanen und mehr als fünfmal soviel Einkommen keine furchtbarere Armee. Von den in der Kraft des Lebens stehenden männlichen Volksgliedern war wahrscheinlich der siebente Teil unter den Waffen, und diese große Heerschar war durch Exerzieren, Revuen und den schonungslosen Gebrauch des Stockes und der Fuchtel gelehrt worden, alle Bewegungen mit einer Raschheit und Pünktlichkeit zu machen, die Villars oder Eugen in Erstaunen gesetzt hätte. Der Enthusiasmus, der für ein Idealheer notwendig ist, fehlte damals dem preußischen Dienste. In diesen Reihen war die religiöse und politische Begeisterung, die die Lanzenträger Cromwells erfüllte, das patriotische Feuer, der

Durst nach Ruhm, die Hingebung an einen großen Führer, die die alte Garde Napoleons entflammte, nicht zu finden. Aber in allen mechanischen Teilen des militärischen Berufes standen die Preußen so weit über den englischen und französischen Truppen jener Tage wie die englischen und französischen Truppen über einer Bauernmiliz.

Obwohl die Löhnung des preußischen Soldaten gering war, obwohl jeder Reichstaler außerordentlichen Aufwandes von Friedrich mit Sorgfalt und Mißtrauen untersucht wurde, waren die Kosten eines solchen Heeres für die Mittel des Landes dennoch enorm. Damit sie nicht zum gänzlichen Ruine führten, war es notwendig, daß jeder andere Aufwand bis auf das Allernotwendigste beschnitten wurde. Infolgedessen hatte Friedrich, obschon seine Besitzungen ans Meer stießen, keine Flotte. Er hatte weder Kolonien noch wünschte er sie zu haben. Seine Richter, seine Finanzbeamten wurden niedrig bezahlt. Seine Gesandten an auswärtigen Höfen gingen zu Fuß oder fuhren in schäbigen alten Kutschen, bis die Achsen brachen. Selbst seinen höchsten diplomatischen Agenten, die zu London und Paris fungierten, bewilligte er keine tausend Pfund im Jahr. Der königliche Hofhalt wurde mit einer Frugalität geleitet, wie sie im Haushalte eines vermögenden Untertans ungewöhnlich, in jedem anderen Palaste ohne Beispiel

war. Der König liebte gutes Essen und Trinken und fand während eines großen Teiles seiner Regierung Vergnügen daran, seine Tafel von Gästen umringt zu sehen; gleichwohl ward der ganze Aufwand seiner Küche mit einer Summe von zweitausend Pfund jährlich bestritten. Er prüfte jede Extraausgabe mit einer Sorgfalt, die für die Wirtin eines Kochhauses besser gepaßt hätte als für einen großen Fürsten. Wenn ihm mehr als vier Reichstaler für hundert Stück Austern abverlangt wurden, so tobte er, als wenn er gehört hätte, daß einer seiner Generäle eine Festung an die Kaiserin-Königin verkauft habe. Nicht eine Flasche Champagner wurde ohne seinen ausdrücklichen Befehl entkorkt. Das Wild der königlichen Parke und Forsten, in den meisten Königreichen ein erhebliches Ausgabekapital, war für ihn eine Quelle des Gewinnes. Das Ganze war verpachtet, und auch wenn die Pächter durch ihren Kontrakt beinahe ruiniert wurden, gewährte ihnen der König keinen Nachlaß. Seine Garderobe bestand aus einem schönen Galaanzug, der ihm sein ganzes Leben lang aushielt, und zwei bis drei alten Röcken, aus gelben, mit Schnupftabak befleckten Westen und aus großen, vom Alter gebräunten Stiefeln. Nur eine Liebhaberei verlockte ihn über die Grenzen der Sparsamkeit, ja selbst über die Grenzen der Klugheit, die Liebhaberei zum Bauen. In allen anderen Dingen war seine Spar-

samkeit so groß, daß wir sie mit einem härteren Namen belegen würden, wenn wir nicht bedenken müßten, daß seine Fonds von einem schwerbesteuerten Volke erhoben wurden und daß es ihm ohne übertriebene Tyrannei unmöglich war, gleichzeitig ein furchtbares Heer und einen glänzenden Hof zu erhalten.

Als Administrator hatte Friedrich unzweifelhaft einige Ansprüche auf Lob. Die Ordnung wurde überall in seinen Gebieten streng gehandhabt. Das Eigentum war sicher. Es wurde eine große Schreib- und Redefreiheit eingeräumt. Auf die unwiderstehliche Macht vertrauend, die in einem großen Heer beruht, sah der König auf Unzufriedene und Pasquillanten mit einer weisen Geringschätzung und gab Spionen und Denunzianten wenig Aufmunterung. Wenn ihm von der Mißstimmung eines seiner Untertanen erzählt wurde, fragte er bloß: „Wie viel tausend Mann kann er ins Feld stellen?" Einmal sah er einen Haufen Leute auf eine Mauer gaffen. Er ritt hinzu und fand, daß der Gegenstand der Neugierde ein satirisches Plakat gegen ihn selbst war. Der Anschlag war so hoch angebracht, daß er sich nicht bequem lesen ließ. Friedrich befahl seinen Begleitern, ihn herunterzunehmen und niedriger zu hängen. „Mein Volk und ich", sagte er, „sind zu einem Abkommen gediehen, das uns beide befriedigt. Es darf reden, wozu es Lust hat, und ich darf tun, wozu ich Lust

habe.“ Niemand hätte gewagt, in London Satiren auf Georg II. zu veröffentlichen, die sich der Frechheit jener Satiren auch nur genähert hätten, die die Buchhändler ungestraft verkauften. Ein Buchhändler schickte ein Exemplar der beißendsten Schmähschrift, die vielleicht jemals geschrieben worden, der von Beaumarchais herausgegebenen „Memoiren Voltaires“, in den Palast, und bat um Sr. Majestät Befehle. „Zeigt es in nicht verletzender Weise an,“ sagte der König „aber verkauft es, wie immer Ihr könnt. Ich hoffe, daß es Euch etwas einbringen wird.“ Selbst bei Staatsmännern, die an die Zügellosigkeit einer freien Presse gewöhnt sind, ist eine derartige Unerschütterlichkeit des Geistes nicht sehr häufig.

Dem Andenken Friedrichs ist man es auch schuldig, zu erwähnen, daß er ernstlich bemüht war, seinem Volke den großen Segen wohlfeiler und schneller Rechtspflege zu sichern. Er war einer der ersten Regenten, die den grausamen und unsinnigen Gebrauch der Folter abschafften. Kein von den ordentlichen Gerichtshöfen gesprochenes Todesurteil wurde ohne seine Genehmigung vollzogen, und seine Genehmigung wurde, außer bei Mord, selten erteilt. Gegen seine Truppen verfuhr er in ganz anderer Weise. Militärische Vergehen wurden mit so barbarischem Auspeitschen bestraft, daß der preußische Soldat das Erschossenwerden als eine mildere

Strafe ansah. In der Tat, das Prinzip, das Friedrichs ganze Politik durchdrang, war: je strenger die Armee geleitet werde, mit desto größerer Sicherheit könne man den übrigen Teil der Gesellschaft gelinde behandeln.

Religiöse Verfolgung war unbekannt unter seiner Regierung, außer einigen den Juden auferlegten törichten und ungerechten Beschränkungen. Seine Politik gegen die schlesischen Katholiken bildet einen ehrenwerten Gegensatz zu der Politik, die unter sehr ähnlichen Umständen von England lange Zeit gegen die irischen Katholiken geübt worden ist. Jede Form der Religion und Irreligion fand eine Zuflucht in seinen Staaten. Der Spötter, den das französische Parlament zu einem grausamen Tode verurteilt hatte, wurde durch eine Anstellung im preußischen Dienste getröstet. Der Jesuit, der nirgends sonst sein Gesicht zeigen konnte, der in Britannien noch immer Strafgesetzen unterlag, der von Frankreich, Spanien, Portugal und Neapel geächtet, der selbst vom Vatikan aufgegeben war, fand Sicherheit und Unterhaltsmittel in den preußischen Gebieten.

Die meisten Fehler der friderizianischen Verwaltung gehen auf einen einzigen Fehler zurück: den Geist des Sicheinmischens. Die unermüdliche Tätigkeit seines Verstandes, sein herrisches Wesen, seine militärischen Gewohnheiten, alles lenkte ihn zu diesem großen Fehler hin. Er

richtete sein Volk ab, wie er seine Grenadiere abrichtete. Kapital und Gewerbefleiß wurden durch eine Masse verkehrter Anordnungen von ihrer natürlichen Richtung abgeleitet. Es gab ein Kaffeemonopol, ein Tabakmonopol, ein Monopol für raffinierten Zucker. Das öffentliche Geld, mit dem der König in der Regel so sparsam war, wurde auf Bepflügen von Mooren, auf Anpflanzen von Maulbeerbäumen inmitten des Sandes, auf Einführen von Schafen aus Spanien zur Verbesserung der sächsischen Wolle, auf Aussetzen von Preisen für feines Garn, auf Erbauen von Porzellanfabriken, Teppichfabriken, Eisenmanufakturen, Spitzenmanufakturen mit vollen Händen vergeudet. Weder die Erfahrung anderer Regenten noch seine eigene konnten ihn jemals überzeugen, daß doch etwas mehr erforderlich sei als ein Edikt und eine Bewilligung öffentlichen Geldes, um ein Lyon, ein Brüssel oder ein Birmingham zu schaffen.

Für seine Handelspolitik gab es jedoch einige Entschuldigung: es standen ihm berühmte Beispiele und das Vorurteil des Volkes zur Seite. Wie schwer er irrte, so irrte er doch in Gemeinschaft mit seinem Zeitalter. In anderen Verwaltungszweigen war seine Einmischung gänzlich ohne Entschuldigung. Er mengte sich in den Gang der Rechtspflege ebensogut wie in den Gang des Handels und setzte seine eigenen

rohen Begriffe von Billigkeit dem Gesetze entgegen, das durch die einmütige Stimme des gewiegtesten Magistrates erklärt worden war. Es fiel ihm niemals bei, daß von Männern, die ihr Leben mit richterlichen Urteilen über Fragen des bürgerlichen Rechtes verbracht hatten, eher richtige Ansichten über solche Dinge zu erwarten seien als von einem Fürsten, dessen Aufmerksamkeit zwischen tausend Dingen geteilt war und der niemals ein juristisches Buch zu Ende gelesen hatte. Der ihm von den Gerichtshöfen entgegengesetzte Widerstand entflammte ihn zur Wut. Er schalt seinen Kanzler aus. Er stieß seine Richter in die Schienbeine. Es ist wahr, er hatte nicht die Absicht, ungerecht zu handeln; er glaubte fest, daß er recht tue und die Sache des Armen gegen den Reichen verteidige. Gleichwohl tat diese wohlgemeinte Einmischung wahrscheinlich mehr Schaden als sämtliche Ausbrüche seiner üblen Leidenschaften während seiner ganzen langen Regierung. Wir können uns darein finden, unter einem Lüstling oder einem Tyrannen zu leben; aber von einem Vielgeschäftigen regiert zu werden, ist mehr als die menschliche Natur ertragen kann.

Dieselbe Leidenschaft, zu dirigieren und zu regulieren, zeigte sich in jedem Teile der Politik des Königs. Jeder junge Mensch von einer gewissen Lebensstellung war genötigt, die Schulen innerhalb der preußischen Gebiete zu

besuchen. Wenn ein junger Preuße sich der Studien halber, sei es auch nur auf wenige Wochen, nach Leyden oder Göttingen begab, so wurde das Vergehen mit Ausschließung von den Zivilstellen und zuweilen mit Vermögenskonfiskation bestraft. Niemand sollte ohne königliche Erlaubnis reisen. Wenn die Erlaubnis erteilt war, so wurde das Taschengeld des Touristen durch königliche Verordnung festgestellt. Ein Kaufmann durfte 250 Reichstaler in Gold mitnehmen, einem Edelmann war gestattet, 400 mitzunehmen; denn es mag im Vorbeigehen bemerkt werden, daß Friedrich geflissentlich den alten Unterschied zwischen den Adeligen und dem Bürgerstande aufrechterhielt. In der Theorie war er ein französischer Philosoph, in der Praxis aber ein deutscher Fürst. Er sprach und schrieb über die Vorrechte des Blutes im Tone des Abbé Sieyès; aber in der Praxis sah keiner im Reiche mit schärferem Auge auf Genealogien und Wappenschilder.

So war Friedrich, der Regent. Doch gab es noch einen anderen Friedrich, den Friedrich von Rheinsberg, den Geiger und Flötenspieler, den Dichterling und Metaphysiker. Mitten unter den Sorgen des Staates hatte der König seine Passion für Musik, für Lesen, für Schreiben, für literarische Gesellschaft beibehalten. Diesen Ergötzungen widmete er die ganze Zeit, die er dem Geschäfte des Krieges und der Regierung

abgewinnen konnte, und vielleicht wird durch das, was er während seiner Erholungsstunden trieb, mehr Licht auf seinen Charakter geworfen als durch seine Schlachten und Gesetze.

Schiller rühmte mit Recht, daß in seinem Vaterlande kein Augustus, kein Lorenzo das Kindesalter der Poesie bewacht habe. Die reiche und kraftvolle Sprache Luthers, durch das Lateinische aus den Schulen der Pedanten, durch das Französische aus den Palästen der Könige vertrieben, hatte unter dem Volke Zuflucht gesucht. Von den Kräften dieser Sprache hatte Friedrich keinen Begriff. Er sprach in der Regel von ihr und von denen, die sie gebrauchten, mit der Geringschätzung der Unwissenheit. Seine Bibliothek bestand aus französischen Büchern. An seiner Tafel hörte man nichts als französische Konversation. Die Gefährten seiner Erholungsstunden waren zum größten Teile Ausländer. Britannien stellte zum königlichen Zirkel zwei ausgezeichnete Männer von höchster Geburt, durch Bürgerzwiste aus dem Lande vertrieben, für das unter glücklicheren Umständen ihre Talente und Tugenden eine Quelle der Kraft und des Ruhmes hätten sein können. Georg Keith, Lord-Marschall von Schottland, hatte 1715 die Waffen für das Haus Stuart ergriffen und sein jüngerer Bruder Jakob, damals erst siebzehn Jahre alt, hatte ritterlich an seiner Seite gefochten. Als alles verloren war,

zogen sie sich zusammen auf das Festland zurück, streiften von Land zu Land, dienten unter verschiedenen Fahnen und verhielten sich so, daß sie die Achtung und Geneigtheit vieler gewannen, die der Sache Jakobs keineswegs zugetan waren. Ihre langen Wanderungen endigten in Potsdam; Friedrich hatte keine anderen Gefährten, die seine Achtung in so hohem Maße verdient und erlangt hätten. Sie waren nicht bloß durchgebildete Männer, sondern auch Edelleute und Soldaten, ebenso befähigt, ihm in Krieg und Diplomatie zu dienen als ihn bei der Abendtafel zu unterhalten. Sie allein unter allen seinen Gesellschaftern scheinen niemals Ursache gehabt zu haben, über sein Benehmen zu klagen. Einige von denen, die den Palast am besten kannten, erklärten, daß der Lord-Marschall das einzige menschliche Wesen sei, das Friedrich jemals wirklich geliebt habe.

Italien sandte zu den Gesellschaften Potsdams den genialen und liebenswürdigen Algarotti und Bastiani, den listigsten, vorsichtigsten und knechtischesten aller Abbés. Der größere Teil der Gesellschaft jedoch, die Friedrich um sich versammelt hatte, war aus Frankreich geholt. Maupertuis hatte durch die Reise, die er nach Lappland gemacht hatte, um durch wirkliche Messung die Gestalt unseres Planeten zu bestimmen, einige Berühmtheit erlangt. Er erhielt den Vorsitz in der Berliner Akademie. Baculard

d'Arnaud, ein junger Dichter, von dem man glaubte, daß er große Leistungen verspreche, war veranlaßt worden, sein Vaterland zu verlassen und seinen Aufenthalt am preußischen Hof zu nehmen. Der Marquis d'Argens gehörte zu den Lieblingsgesellschaftern des Königs; wie es scheint, auf Grund des starken Gegensatzes der beiden Charaktere. D'Argens war wohlbegabt und seine Manieren waren die eines vollendeten französischen Edelmannes; aber seine ganze Seele zerfloß in Faulheit, Zaghaftigkeit und Sichgehenlassen. Er gehörte zu jener verworfenen Klasse von Gemütern, die abergläubisch sind, ohne religiös zu sein. Das Christentum mit einer Giftigkeit hassend, die ihn zu vernünftiger Untersuchung unfähig machte, außerstande, in der Harmonie und Schönheit des Weltalls die Spuren göttlicher Macht und Weisheit zu erblicken, war er der Sklave von Träumen und Vorzeichen, wollte sich nicht zur Tafel setzen, wenn dreizehn in der Gesellschaft waren, wurde blaß, wenn das Salz nach seiner Seite fiel, bat seine Gäste, ihre Messer und Gabeln nicht kreuzweise auf ihre Teller zu legen, und hätte nicht um die Welt eine Reise am Freitag angetreten. Seine Gesundheit war ein Gegenstand beständiger Ängstlichkeit für ihn. So oft ihm der Kopf weh tat oder sein Puls rasch schlug, waren seine feigen Besorgnisse und weibischen Vorsichts-

maßregeln der Spott von Berlin. Alles dies entsprach wunderbar den Absichten des Königs. Er brauchte jemanden, der ihn unterhalten und den er verachten konnte. Wenn er eine halbe Stunde in leichtem gebildetem Gespräche verbringen wollte, war d'Argens ein trefflicher Gesellschafter; wenn er das Bedürfnis hatte, seiner üblen Laune und Verachtung Luft zu machen, war d'Argens ein treffliches Stichblatt.

Mit diesen Gefährten und anderen derselben Sorte pflegte Friedrich die Zeit zu verbringen, die er den öffentlichen Angelegenheiten abgewinnen konnte. Er wünschte, daß seine Abendtafeln munter und ungeniert seien. Er lud seine Gäste ein, jeden Zwang beiseite zu lassen und zu vergessen, daß er an der Spitze von 160.000 Soldaten stehe und der unumschränkte Herr des Lebens und der Freiheit aller seiner Tischgenossen sei. Indes waren diese Gastereien nur dem äußeren Schein nach behaglich. Die Gesellschaft trug ihren Witz und ihr Wissen prahlerisch zur Schau. Die Diskussionen über Geschichte und Literatur waren oft höchst interessant. Aber die Ungereimtheit aller unter Menschen bekannten Religionen war das Hauptthema der Gespräche, und die Kühnheit, mit der Lehren und Namen behandelt wurden, die in der ganzen Christenheit verehrt sind, machte selbst Personen betroffen, die an die Gesellschaft französischer und englischer Freidenker gewöhnt waren.

Wirkliche Freiheit jedoch oder wirkliche Zuneigung waren in dieser glänzenden Gesellschaft nicht zu finden. Unumschränkte Könige haben selten Freunde, und Friedrichs Fehler waren so beschaffen, daß sie selbst, wo vollkommene Gleichheit besteht, Freundschaft höchst unsicher machen. Er besaß zwar manche Eigenschaften, die bei der ersten Bekanntschaft einnahmen. Seine Unterhaltung war lebendig; seine Manieren waren gegen solche, denen er zu gefallen wünschte, geradezu liebkosend. Niemandem gelang es vollständiger, seiner Umgebung unbestimmte Hoffnungen auf irgend einen großen von seiner Güte zu erwartenden Vorteil einzuflößen. Aber unter dieser schönen Außenseite lauerte ein Tyrann, argwöhnisch, geringschätzig und böswillig. Er besaß eine Liebhaberei, die man bei einem Knaben verzeihen kann, die aber, wenn ein Mann von reifem Alter und kräftigem Verstande sich ihr gewohnheitsmäßig und mit Vorbedacht hingibt, fast untrüglich das Zeichen eines schlechten Herzens ist, eine Liebhaberei für verletzende tätliche Späße. Wenn ein Hofmann sich gern schmückte, so wurde ihm Öl über seinen reichsten Anzug geschüttet. Wenn er das Geld liebte, so wurde irgend ein Streich ausgeheckt, um ihn zu größeren Ausgaben zu veranlassen, als er tragen konnte. Wenn er ein Hypochonder war, so brachte man ihm den Glauben bei, daß er die

Wassersucht habe. Wenn sein Herz ganz besonders danach verlangte, einen bestimmten Ort zu besuchen, so wurde ein Brief fingiert, der ihn davon abschrecken sollte, hinzugehen. Man könnte sagen, daß diese Dinge Kindereien sind. Sie sind es; aber sie sind auch nicht zu verkennende Anzeichen einer Natur, der der Anblick menschlichen Leidens und menschlicher Herabwürdigung eine angenehme Aufregung bereitet.

Friedrich hatte ein scharfes Auge für die Schwächen anderer und liebte es, seine Entdeckungen mitzuteilen. Er besaß einiges Talent zur Satire und eine beträchtliche Geschicklichkeit, die wunden Stellen zu entdecken, wo die Satire am schärfsten empfunden wird. Sowohl seine Eitelkeit wie seine Bosheit fanden Befriedigung in dem Ärger und der Verwirrung derer, die unter seinen kaustischen Späßen litten. Gleichwohl hatte an seinen Erfolgen auf diesem Gebiete der König ebensoviel Anteil wie der Witzbold. Es wird berichtet, daß Commodus mit dem Schwerte in der Hand gegen einen unglücklichen nur mit einem bleiernen Rapier bewehrten Gladiator in der Arena focht und, nachdem er das Blut des hilflosen Opfers vergossen hatte, Denkmünzen prägen ließ, die den unrühmlichen Sieg feierten. Die Triumphe Friedrichs im Witzgefecht waren von ganz derselben Art. Wie man mit ihm umgehen solle, war

eine sehr verwirrende Frage. In seiner Gegenwart gezwungen zu erscheinen, hieß seinen Befehlen ungehorsam sein und sein Vergnügen verderben. Wenn jedoch seine Gefährten sich durch sein gnädiges Wesen dazu verlocken ließen, sich der Ungeniertheit herzlicher Vertraulichkeit hinzugeben, so ließ er sie sicherlich durch irgend eine grausame Demütigung ihre Anmaßung bereuen. Seine Beleidigungen mit Empfindlichkeit aufzunehmen, war gefährlich; aber sie nicht mit Empfindlichkeit aufzunehmen, hieß sie verdienen und herausfordern. Nach seiner Ansicht waren die, die sich auflehnten, unverschämt und undankbar, und die, die sich fügten, Hunde, geschaffen, mit derselben schwanzwedelnden Geduld Knochen und Fußstöße hinzunehmen. Es ist wirklich schwer zu begreifen, wie irgend etwas Geringeres als die Wut des Hungers Menschen dazu bringen konnte, die Erniedrigungen eines Gesellschafters des großen Königs zu ertragen. Es war kein einträglicher Posten. Se. Majestät war so streng und haushälterisch bei seinen Freundschaften wie bei anderen Posten seines Haushaltes und sehr abgeneigt, einen Reichstaler zu viel für seine Diners auszugeben. Die Summe, die er einem Dichter oder einem Philosophen bewilligte, war die allerkleinste, für die ein solcher Dichter oder Philosoph dazu vermocht werden konnte, sich in die Knechtschaft zu verkaufen, und der

Leibeigene konnte sich glücklich schätzen, wenn das, was so verdrossen gegeben wurde, ihm nicht nach Jahren des Leidens rauh und willkürlich wieder entzogen wurde.

Potsdam war in Wahrheit, wie einer seiner berühmtesten Insassen gesagt hat, der Palast der Alcina. Auf den ersten Anblick schien es ein reizender Ort zu sein, wo den glücklichen Abenteurer jeder geistige und physische Genuß erwartete. Jeder neue Ankömmling wurde mit eifriger Gastlichkeit empfangen, mit Schmeicheleien berauscht und zur Erwartung von Glück und Größe ermutigt. Es war umsonst, daß eine lange Reihe von Günstlingen, die diesen Ort mit Entzücken und Hoffnung betreten hatten und nach einer kurzen Frist trügerischen Glücks ihre Torheit durch Jahre des Elends und der Entwürdigung gebüßt hatten, ihre Stimmen erhoben, um den Bewerber zu warnen, der sich der verzauberten Schwelle nahte. Einige besaßen Klugheit genug, die Wahrheit rechtzeitig zu entdecken, und Mut genug, zu fliehen, ohne rückwärts zu blicken; andere verweilten bis zu einem freudenlosen und ungeehrten Alter. Wir stehen nicht an, zu behaupten, daß der ärmste damalige Schriftsteller in London, der auf einem Budentisch schlief, in einem Keller speiste und eine Krawatte aus Papier trug, ein glücklicherer Mensch war als irgend einer der literarischen Genossen an Friedrichs Hof.

Doch von allen, die den verzauberten Garten im Rausche des Entzückens betraten und ihn in Krämpfen der Wut und Scham verließen, war der merkwürdigste Voltaire. Verschiedene Umstände hatten in ihm den Wunsch erweckt, entfernt von seinem Vaterlande eine Heimat zu finden. Sein Ruhm hatte ihm Feinde gemacht. Seine Reizbarkeit gab ihnen einen furchtbaren Vorteil über ihn. Sie waren zwar verächtliche Angreifer. Von allem, was sie gegen ihn schrieben, hat nichts fortgelebt als das, was er selbst aufbewahrt hat. Doch die Verfassung seines Gemüts glich der Konstitution jener Körper, bei denen der geringste Ritz an einem Dornstrauch oder der Stich einer Mücke bereits genügt, um ein Geschwür zu erzeugen. Obgleich sein Ruf durch die Schmähungen solcher Schriftsteller wie Fréron und Desfontaines eher erhöht als verringert wurde, obwohl er an Fréron und Desfontaines eine Rache nahm, mit der verglichen Auspeitschen, Brandmarken und Pranger eine Kleinigkeit gewesen wären, so hat man doch Grund zu der Annahme, daß sie ihm größeren Schmerz verursachten als er ihnen. Obwohl er während seines Lebens den Ruf eines Klassikers genoß, obwohl er von seinen Zeitgenossen über alle Dichter, Philosophen und Geschichtsschreiber erhoben wurde, obwohl seine Werke in Moskau und Westminster, in Florenz und Stockholm mit eben-

soviel Entzücken und Bewunderung gelesen wurden wie in Paris selbst, so wurde er doch durch jene ruhelose Eifersucht gequält, von der man denken sollte, daß sie nur Geistern eigen ist, die von Verlangen nach Ruhm glühen und sich doch ihrer Ohnmacht bewußt sind. Gegen Literaten, für die es keine Möglichkeit gab, seine Nebenbuhler zu werden, war er, wenn sie sich gut gegen ihn verhielten, nicht bloß gerecht, nicht bloß artig, sondern oft ein herzlicher Freund und ein freigebiger Wohltäter. Jedem Schriftsteller aber, der sich zu einer Berühmtheit erhob, die seiner eigenen nahekam, war er entweder ein verhüllter oder ein erklärter Feind. Montesquieu und Buffon setzte er in hinterlistiger Weise herab. Rousseau bekämpfte er offen und mit heftiger Schmähung. Auch verstand er es nicht, seine Empfindungen unter dem Schein guter Laune oder der Geringschätzung zu verbergen. Mit all seinen großen Talenten und all seiner langen Welterfahrung besaß er nicht mehr Selbstbeherrschung als ein verzogenes Kind oder ein hysterisches Weib. Sobald er sich ärgerte, vergoß er die ganze Redekunst seines Zornes und Kummers. Seine Ströme bitterer Worte, sein Fußstampfen und Verwünschen, seine Grimassen und seine Tränen der Wut waren ein reiches Fest für jene verworfenen Naturen, die an den Verzweiflungskrämpfen machtvoller Geister und an der Ent-

würdigung unsterblicher Namen Genuß finden. Diese Geschöpfe hatten jetzt einen Weg gefunden, ihn aufs schärfste zu kränken. In einem Fache wenigstens hatte selbst der Neid zugegeben, daß er ohne einen lebenden Mitbewerber sei. Seit Racine zu den großen Männern gelegt worden war, deren Staub den heiligen Umkreis von Port Royal noch heiliger gemacht hat, war kein tragischer Dichter aufgetreten, der dem Verfasser der Zaïre, der Alzire und der Merope die Palme bestreiten konnte. Endlich ward ein Nebenbuhler angekündigt. Der alte Crébillon, der viele Jahre vorher einigen theatralischen Erfolg gehabt hatte und lange vergessen gewesen war, kam aus seiner ärmlichen Dachstube hervor und wurde von den Zurufen neidischer Literaten und einer launischen Volksmenge begrüßt. Ein „Catilina" betiteltes Ding, das er in seiner Zurückgezogenheit geschrieben hatte, wurde mit grenzenlosem Beifall aufgeführt. Was dieses abscheuliche Stück anlangt, so genügt es, zu bemerken, daß die Fabel sich um eine Liebesgeschichte dreht, die, ganz in der Manier der Scudéry, zwischen Catilina, dessen Vertrauter der Prätor Lentulus ist, und Tullia, der Tochter Ciceros, vor sich geht. Das Theater hallte von Beifallsrufen. Der König gab dem glücklichen Poeten eine Pension und die Kaffeehäuser erklärten, daß Voltaire ein geschickter Mann sei, daß aber die wahre tragische Be-

geisterung, das himmlische Feuer, das in Corneille und Racine geglüht hatte, bei Crébillon allein zu finden sei.

Der Schlag traf Voltaire ins Herz. Hätte seine Weisheit und Gemütsstärke in einem Verhältnis zur Fruchtbarkeit seines Geistes und zum Glanze seines Witzes gestanden, so hätte er eingesehen, daß es außerhalb der Macht aller Lobhudler und Verleumder in Europa lag, „Catilina" über „Zaïre" zu heben; aber er besaß nichts von der hochherzigen Geduld, mit der Milton und Bentley ihre Ansprüche dem unfehlbaren Urteil der Zeit anheimstellten. Er ließ sich eifrig in einen unwürdigen Wettstreit mit Crébillon ein und verfaßte eine Reihe von Stücken über dieselben Sujets, die sein Nebenbuhler behandelt hatte. Diese Stücke wurden kalt aufgenommen. Erzürnt über den Hof, erzürnt über die Hauptstadt, begann Voltaire, an der Aussicht auf ein Exil Behagen zu finden. Seine Anhänglichkeit an Madame du Châtelet hielt ihn lange ab, seinen Vorsatz auszuführen. Ihr Tod setzte ihn in Freiheit, und er beschloß, eine Zuflucht in Berlin zu suchen.

Nach Berlin war er durch eine Reihe von Briefen eingeladen worden, die in Ausdrücken der schwärmerischesten Freundschaft und Bewunderung abgefaßt waren. Für diesmal schien die strenge Sparsamkeit Friedrichs nachgelassen zu haben. Orden, ehrenvolle Ämter, eine frei-

gebige Pension, eine wohlbesetzte Tafel, stattliche Gemächer unter einem königlichen Dache wurden als Lohn für den Genuß und die Ehre geboten, die von der Gesellschaft des ersten Schöngeistes des Zeitalters zu erwarten waren. Tausend Louis wurden für die Reisekosten überwiesen. Kein von Berlin nach einem Hofe ersten Ranges abgegangener Gesandter war jemals reichlicher versehen worden. Voltaire jedoch war nicht zufriedengestellt. In einer späteren Periode, als er ein großes Vermögen besaß, war er einer der freigebigsten Menschen; aber ehe seine Mittel seinen Wünschen entsprechend geworden waren, wurde seine Gier nach Gewinn weder durch Rechtssinn noch durch Scham gezügelt. Er hatte die Unverschämtheit, noch tausend Louis zu verlangen, um in den Stand gesetzt zu sein, seine Nichte, Madame Denis, die häßlichste aller Koketten, mitzubringen. Die unzarte Habgier des Poeten äußerte ihre natürliche Wirkung auf den strengen und sparsamen König. Die Antwort war eine trockene Ablehnung. „Ich habe", sagte Se. Majestät, „nicht um die Ehre der Gesellschaft der Dame nachgesucht." Voltaire verfiel in einen Paroxysmus kindischer Wut. „Hat es jemals solchen Geiz gegeben? Er hat hunderte von Tonnen voll Talern in seinen Gewölben und schachert mit mir über armselige tausend Louis." Es schien, daß die Unterhandlungen ab-

gebrochen werden würden; indes Friedrich stellte sich, mit großer Gewandtheit, gleichgültig und schien geneigt, seine Anbetung auf Baculard d'Arnaud überzutragen. Se. Majestät schrieb sogar einige schlechte Verse, deren Sinn war, daß Voltaire eine untergehende Sonne und daß Arnaud im Aufsteigen sei. Gutmütige Freunde beförderten die Zeilen bald zu Voltaire. Er lag in seinem Bett. Er sprang im Hemde heraus, tanzte wütend im Zimmer umher und ließ seinen Paß und seine Postpferde holen. Es war nicht schwer, das Ende einer Verbindung vorauszusehen, die einen derartigen Anfang hatte.

Es war im Jahre 1750, als Voltaire die große Hauptstadt verließ, die er erst wiedersehen sollte, als er, nach Verlauf von beinahe dreißig Jahren, vom äußersten Alter niedergebeugt, zurückkehrte, um inmitten eines glänzenden und schaurigen Triumphes zu sterben. Seine Aufnahme in Preußen war so, daß sie wohl auch einen weniger eitlen und erregbaren Geist hätte stolz machen können. Er schrieb an seine Freunde in Paris, daß die Güte und die Aufmerksamkeit, mit der er bewillkommt worden sei, über alle Beschreibung gehe, daß der König der liebenswürdigste aller Menschen, daß Potsdam das Paradies der Philosophen sei. Er wurde zum Kammerherrn ernannt und empfing, zugleich mit seinem goldenen Schlüssel, das Kreuz eines Ordens und ein Patent, das ihm eine Pen-

sion von achthundert Pfund jährlich auf Lebenszeit zusicherte. Hundertsechzig Pfund jährlich wurden seiner Nichte versprochen, falls sie ihn überleben sollte. Die königlichen Köche und Kutscher wurden ihm zur Verfügung gestellt. Dieselben Gemächer wurden ihm angewiesen, in denen der Marschall von Sachsen gewohnt hatte, als er, auf der Höhe der Macht und des Ruhmes, Preußen besuchte. Friedrich ließ sich sogar eine Zeitlang herab, selbst die Sprache der Schmeichelei zu gebrauchen. Er drückte die magere Hand des kleinen grinsenden Skeletts, das er als den Spender unsterblichen Ruhmes betrachtete, an seine Lippen. Er wolle, sagte er, den Titeln, die er seinen Ahnen und dem Schwerte verdanke, einen anderen, von seiner letzten und stolzesten Eroberung entlehnten Titel beifügen. Sein Titel solle so lauten: Friedrich, König von Preußen, Markgraf von Brandenburg, souveräner Herzog von Schlesien, Besitzer Voltaires. Doch selbst inmitten der Freuden des Honigmonds begann Voltaires empfindliche Eitelkeit besorgt zu werden. Wenige Tage nach seiner Ankunft konnte er nicht umhin, seiner Nichte zu sagen, daß der liebenswürdige König die üble Angewohnheit habe, mit der einen Hand eine hinterlistige Schramme zu versetzen, während er mit der anderen liebkose und streichele. Bald kamen Winke, die durch ihre Rätselhaftigkeit nicht weniger beunruhigend

waren. „Die Abendtafelpartien sind köstlich. Der König ist die Seele der Gesellschaft. Aber —. Ich habe Opern und Komödien, Revuen und Konzerte, meine Studien und Bücher. Aber —, aber —. Berlin ist schön, die Prinzessinnen reizend, die Hofdamen hübsch. Aber —."

Die schwärmerische Freundschaft kühlte sich rasch ab. Noch niemals waren zwei Personen zusammengekommen, die so ausgesucht dazu geeignet waren, einander zu plagen. Jeder von ihnen besaß genau die Fehler, gegen die der andere am unduldsamsten war, und sie waren, jeder in verschiedener Weise, die beiden unduldsamsten Menschen. Friedrich war sparsam, fast knauserig. Als er sein Spielzeug erlangt hatte, begann er zu finden, daß er es zu teuer gekauft habe. Voltaire auf der anderen Seite war habgierig bis zur Unverschämtheit und Niederträchtigkeit, und dachte, daß der Günstling eines Monarchen, der Fässer voll Gold und Silber in den Kellern verwahrte, ein Vermögen zusammenbringen müsse, das ein Generaleinnehmer beneiden könne. Sie entdeckten bald ihre beiderseitigen Gesinnungen. Beide waren aufgebracht, und es begann ein Krieg, in dem Friedrich sich zu der Rolle des Harpagon und Voltaire zu der des Scapin erniedrigte. Es ist demütigend, zu berichten, daß der große Soldat und Staatsmann den Befehl gab, die Ration von Zucker und Schokolade für seinen Gast her-

unterzusetzen. Es ist womöglich ein noch demütigenderes Faktum, daß Voltaire sich entschädigte, indem er die Wachslichter im königlichen Vorzimmer in die Tasche steckte. Streitigkeiten über Geld waren jedoch nicht die ernstesten Differenzen dieser seltsamen Genossen. Die Sarkasmen des Königs verletzten bald das empfindliche Wesen des Dichters. D'Arnaud und d'Argens, Guichard und La Mettrie mochten um einen Bissen Brot bereit sein, die Anmaßung ihres Herrn zu ertragen, aber Voltaire war von einem anderen Schlage. Er wußte, daß er so gut wie Friedrich ein Machthaber war, daß sein europäischer Ruf und seine unvergleichliche Fähigkeit, alles, was er haßte, mit Spott zu überschütten, ihn zu einem Gegenstande der Furcht selbst für die Führer von Heeren und die Beherrscher von Völkern machte. Denn in Wahrheit: von allen geistigen Waffen, die je von Menschen gehandhabt worden sind, war die schrecklichste der Spott des Voltaire. Frömmler und Tyrannen, die niemals durch die Wehklagen und Verwünschungen von Millionen bewegt worden sind, wurden blaß bei seinem Namen. Grundsätze, unangreifbar durch Vernunftgründe, Grundsätze, die den heftigsten Attacken der Gewalt widerstanden hatten, die wertvollsten Wahrheiten, die hochherzigsten Gesinnungen, die edelsten und anmutsvollsten Bilder, die reinsten Namen, die ehrwürdigsten

Institutionen begannen gemein und widerwärtig zu erscheinen, sobald jenes austrocknende Lächeln auf sie gerichtet wurde. Wir können nicht dabei verweilen, zu erzählen, wie oft jenes seltene Talent gegen achtungswürdige Nebenbuhler angewendet wurde, wie oft es gebraucht wurde, um Feinde zu erdrücken und zu quälen, die nur schweigender Verachtung wert waren, wie oft es zu dem schädlichen Zwecke verkehrt wurde, den letzten Trost irdischen Elends und den letzten Zügel irdischer Macht zu vernichten. Ebenso wenig können wir dabei verweilen, zu berichten, wie oft es gebraucht wurde, um Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Duldsamkeit, die Grundsätze gesunder Philosophie, die Grundsätze freien Staatswesens zu verteidigen. Hier ist nicht der Ort für eine vollständige Charakteristik Voltaires.

Die Ursachen zum Streit vervielfachten sich rasch. Voltaire, der teils aus Liebe zum Geld und teils aus Liebe zur Aufregung immer ein Freund des Börsenspekulierens war, wurde in Geschäfte von mindestens zweifelhaftem Charakter verwickelt. Der König war erfreut über eine solche Gelegenheit, seinen Gast zu demütigen, und bittere Vorwürfe und Beschwerden wurden gewechselt. Voltaire geriet auch bald in Streit mit den anderen Literaten, die den König umgaben, und dies ärgerte Friedrich, der gleichwohl selbst am meisten zu tadeln war,

da er aus jener Lust am Quälen, die bei ihm eine herrschende Leidenschaft war, beständig ausschweifende Lobeserhebungen an kleine Menschen und schlechte Schriften verschwendete, lediglich um sich an dem Ärger und der Wut zu ergötzen, die Voltaire bei solchen Gelegenheiten nicht unterdrücken konnte. Se. Majestät hatte jedoch bald Ursache, den Eifer zu bereuen, mit dem er die Eifersucht unter den Mitgliedern seines Hofhaltes entzündet hatte. Der ganze Palast gärte von literarischen Intriguen und Kabalen. Umsonst erhob sich die Herrscherstimme, die 160.000 Soldaten in Ordnung hielt, um den Streit der erbitterten Schöngeister zu beschwichtigen. Es war viel leichter, einen solchen Sturm aufzuregen als ihn zu stillen. Auch war Friedrich in seiner Eigenschaft als Schöngeist keineswegs ohne eigene Kränkungen davongekommen. Er hatte eine große Masse Verse an Voltaire geschickt, mit dem Ersuchen, sie mit Bemerkungen und Berichtigungen zu versehen. „Sieh," rief Voltaire aus, „welche Menge schmutziger Leinwand der König mir zum Waschen geschickt hat!" Zuträger fehlten nicht, die diese Sottise an das königliche Ohr brachten, und Friedrich war nicht weniger aufgebracht als ein Autor aus der Grub Street, der seinen Namen in der „Dunciade" gefunden hat.

So konnte es nicht lange fortgehen. Ein Um-

stand, der, so lange die gegenseitige Achtung der Freunde in ihrer ersten Wärme war, bloß ein Stoff zum Lachen gewesen wäre, erzeugte einen heftigen Ausbruch. Maupertuis erfreute sich der Gewogenheit Friedrichs in so hohem Maße wie nur irgend einer der Literaten. Er war Präsident der Berliner Akademie, und er stand in der literarischen Gesellschaft, die am preußischen Hofe versammelt war, als zweiter neben Voltaire, wenn auch in einem ungeheuren Abstande. Friedrich, der zu seinem eigenen Vergnügen mit den Gefühlen der beiden eifersüchtigen und prahlerischen Franzosen spielte, brachte es zustande, eine bittere Feindschaft unter ihnen hervorzurufen. Voltaire beschloß, sein Zeichen, ein niemals zu verwischendes Zeichen auf Maupertuis' Stirne zu setzen und schrieb die ausnehmend ergötzliche „Diatribe des Dr. Akakia". Er zeigte das kleine Schriftchen Friedrich, der zu viel Geschmack und zu viel Bosheit besaß, um sich über so köstlichen Witz nicht zu amüsieren. Tatsächlich ist selbst bis zur heutigen Zeit niemand, der den geringsten Sinn für das Lächerliche hat, leicht imstande, die Späße mit der lateinischen Stadt, den Patagoniern und dem Loch bis zum Mittelpunkte der Erde zu lesen, ohne zu lachen, bis ihm die Tränen in die Augen kommen. Doch wenn auch Friedrich durch dieses lustige Pasquill unterhalten wurde, so wollte er doch nicht, daß es herumkomme.

Seine Eigenliebe war beteiligt. Er hatte Maupertuis dazu erwählt, den Vorsitz in seiner Akademie zu führen. Wenn ganz Europa dazu gebracht wurde, über Maupertuis zu lachen, wäre da nicht der Ruf der Akademie, wäre nicht selbst die Würde ihres königlichen Gönners in gewissem Maße kompromittiert worden? Der König bat daher Voltaire, diese Arbeit zu unterdrücken. Voltaire versprach, es zu tun, und brach sein Wort. Die „Diatribe" wurde veröffentlicht und von allen, die französisch lesen konnten, mit Jubelrufen der Lust und des Beifalls aufgenommen. Der König tobte. Voltaire beteuerte mit seiner gewohnten Mißachtung der Wahrheit seine Unschuld und erfand eine Lüge von einem Drucker oder einem Amanuensis. Der König ließ sich nicht täuschen. Er befahl, das Pamphlet durch den gemeinen Henker verbrennen zu lassen und bestand darauf, eine in den devotesten Ausdrücken abgefaßte Entschuldigung von Voltaire zu bekommen. Voltaire schickte dem König sein Kreuz, seinen Schlüssel und das Pensionspatent zurück. Nach diesem Ausbruch der Wut fing das seltsame Paar an, sich seiner Heftigkeit zu schämen und machte die Stadien einer Aussöhnung durch. Doch der Bruch war nicht zu leimen, und Voltaire nahm von Friedrich für immer Abschied. Sie schieden mit kalter Höflichkeit. Aber ihre Herzen waren voll Groll. Voltaire hatte einen Band der Ge-

dichte des Königs in seiner Verwahrung und vergaß, ihn zurückzustellen. Das war, wie wir glauben, lediglich ein Versehen, wie es Leuten, die eine Reise antreten, öfters widerfährt. Daß Voltaire ein Plagiat beabsichtigt haben könne, ist ganz unglaublich. Wir sind überzeugt, daß er sich nicht um das halbe Königreich Friedrichs dazu verstanden hätte, bei Friedrichs Versen Vaterstelle zu vertreten. Der König jedoch, der seine eigenen Schriften weit über ihren Wert schätzte und geneigt war, alle Handlungen Voltaires im schlimmsten Lichte zu sehen, wütete bei dem Gedanken, daß seine Lieblingsprodukte in den Händen eines Feindes seien, der so diebisch wie eine Dohle und so boshaft wie ein Affe war. Im Zorne darüber verlor er Vernunft und Anstand aus den Augen und beschloß, eine ebenso häßliche wie lächerliche Gewalttat zu begehen.

Voltaire hatte Frankfurt erreicht. Seine Nichte, Madame Denis, kam ihm dorthin entgegen. Er hielt sich für sicher vor der Gewalt seines verflossenen Herrn, als er auf Befehl des preußischen Residenten verhaftet wurde. Der kostbare Band wurde ausgeliefert. Doch die preußischen Agenten waren ohne Zweifel angewiesen, Voltaire nicht ohne irgend eine grobe Unwürdigkeit davonkommen zu lassen. Er wurde zwölf Tage lang auf ein elendes Loch beschränkt. Schildwachen mit aufgepflanzten

Bajonetten bewachten ihn. Seine Nichte wurde von Soldaten durch den Kot geschleift. Sechzehnhundert Taler wurden ihm von seinen unverschämten Gefangenwärtern abgepreßt. Es ist ungereimt zu sagen, daß diese Beschimpfung nicht dem Könige beizumessen sei. Wurde irgend jemand dafür bestraft? Wurde irgend jemand darüber zur Untersuchung gezogen? Vertrug sie sich nicht mit Friedrichs Charakter? Stimmt sie nicht zu seinem Verfahren bei anderen ähnlichen Gelegenheiten? Ist es nicht notorisch, daß er wiederholt seinen Beamten vertrauliche Anweisung erteilte, die Häuser von Personen zu plündern und zu zerstören, gegen die er einen Groll hatte, und daß er ihnen zugleich auftrug, ihre Maßregeln in solcher Weise zu treffen, daß sein Name nicht kompromittiert werde? Er verfuhr so gegen den Grafen Brühl im Siebenjährigen Krieg. Warum sollten wir glauben, daß er bei Voltaire sich größere Bedenken gemacht habe?

Als der berühmte Gefangene endlich seine Freiheit zurückerhielt, waren seine Aussichten sehr traurig. Er war sowohl aus seinem Geburtslande wie aus seinem Adoptivvaterlande verbannt. Die französische Regierung hatte an seiner Reise nach Preußen Anstoß genommen und wollte ihm nicht gestatten, nach Paris zurückzukehren, und in der Nachbarschaft Preußens zu bleiben, war für ihn unsicher.

Er nahm seine Zuflucht zu den schönen Gestaden des Genfer Sees. Hier, wo er von jedem Bande befreit war, das ihn bisher gezügelt hatte, und von Höfen und Kirchen wenig zu hoffen und zu fürchten hatte, begann er seinen langen Kampf gegen alles, was zum Guten oder zum Bösen eine Autorität über die Menschen hatte; denn was Burke von der konstituierenden Versammlung gesagt hat, galt auch von diesem ihrem großen Vorläufer in hohem Grade: Voltaire konnte nicht bauen; er konnte bloß niederreißen; er war der wahre Vitruv der Zerstörung. Er hat uns nicht eine einzige Lehre, nicht einen einzigen Zusatz zum Fonds unseres positiven Wissens hinterlassen. Aber kein menschlicher Lehrer hinterließ jemals eine so große und furchtbare Trümmermasse von Wahrheiten und Irrtümern, von edlen Dingen und schlechten Dingen, von nützlichen Dingen und verderblichen Dingen. Seit er in den Alpen lebte, ging der Dramatiker, der Schöngeist, der Geschichtsschreiber in einer bedeutsameren Lebensform auf. Er war jetzt der Patriarch, der Gründer einer Sekte, das Haupt einer Verschwörung, der Fürst eines weiten geistigen Gemeinwesens. Er genoß oft ein Vergnügen, das dem besseren Teile seines Wesens teuer war, das Vergnügen, die Unschuld zu verteidigen, die keinen anderen Helfer hatte, grausames Unrecht wieder gutzumachen, hochgestellte Tyrannei zu züchtigen.

Er hatte auch die seiner wütenden Eitelkeit nicht weniger angenehme Genugtuung, zu hören, daß erschreckte Kapuziner ihn den Antichrist nannten. Doch ob er mit Werken des Wohlwollens oder mit Werken des Unheils beschäftigt war, niemals vergaß er Potsdam und Frankfurt, und er lauschte ängstlich auf jedes Murmeln, das anzeigte, daß ein Ungewitter sich in Europa zusammenziehe und daß seine Rache sich nähere.

Sein Wunsch wurde bald erfüllt. Maria Theresia hatte niemals einen Augenblick das große Unrecht vergessen, das sie von Friedrich erfahren hatte. Jung und zart, eben zur Waise geworden, eben im Begriff, Mutter zu werden, war sie gezwungen worden, aus der alten Hauptstadt ihres Stammes zu flüchten, hatte sie zusehen müssen, wie ihr schönes Erbe von Räubern zerstückelt wurde, und von diesen Räubern war er der erste gewesen. Ohne einen Vorwand, ohne eine Herausforderung, den geheiligtesten Zusagen zum Trotz, hatte er die hilflose Verbündete angegriffen, die er zu verteidigen verpflichtet war. Die Kaiserin-Königin besaß sowohl die Fehler wie die Tugenden, die mit lebhafter Reizbarkeit und hohem Sinne verbunden sind. Es gab keine Gefahr, der sie nicht zu trotzen entschlossen war, kein Unheil, das sie nicht bereit war, über ihre Untertanen oder über das ganze Menschengeschlecht herabzu-

beschwören, wenn sie nur einmal die Süßigkeit einer vollständigen Rache kosten durfte. Zudem stellte sich die Rache für ihren beschränkten und abergläubischen Geist in der Maske der Pflicht dar. Schlesien war nicht bloß dem Hause Österreich, sondern auch der römischen Kirche entrissen worden. Der Eroberer hatte zwar seinen neuen Untertanen erlaubt, Gott nach ihrer eigenen Weise anzubeten; doch das war nicht genug. Der Bigotterie erschien es als ein unerträgliches Mißgeschick, daß die katholische Kirche, nachdem sie so lange das Übergewicht genossen hatte, gezwungen sein solle, sich mit Gleichheit zu begnügen. Auch war dies nicht der einzige Umstand, der Maria Theresia veranlaßte, ihren Feind als den Feind Gottes zu betrachten. Die Gottlosigkeit der Schriften und Gespräche Friedrichs und die schrecklichen Gerüchte, die über die Unsittlichkeit seines Privatlebens verbreitet waren, empörten natürlich eine Frau, die mit dem festesten Glauben alles für wahr hielt, was ihr Beichtvater ihr sagte, und die, obwohl von Versuchungen umringt, obwohl jung und schön, obwohl feurig in allen ihren Leidenschaften, obwohl im Besitze unumschränkter Gewalt, ihren Ruf selbst von dem Hauche der Verleumdung unberührt erhalten hatte.

Schlesien zurückzuerlangen, die Dynastie Hohenzollern in den Staub zu erniedrigen, war

das große Ziel ihres Lebens. Sie mühte sich viele Jahre für diesen Zweck mit so unermüdlichem Eifer, wie ihn der Dichter der hehren Göttin zuschreibt, die ihre unsterblichen Rosse zur Erhebung der Völker gegen Troja abmüdete und die sich erbot, ihr geliebtes Sparta und Mykenä der Verzweiflung preiszugeben, wenn sie nur einmal den Rauch aus dem Palaste des Priamus emporsteigen sehen dürfe. Mit demselben Sinne strebte die stolze österreichische Juno, gegen ihren Feind eine Verbündung zu scharen, wie sie Europa noch nie gesehen hatte. Ihr einziger Wunsch war, die ganze gesittete Welt vom Weißen bis zu dem Adriatischen Meer, vom Golf von Biscaya bis zu den Weiden der wilden Pferde des Tanais in Waffen gegen einen kleinen Staat verbunden zu sehen.

Es gelang ihr bald, durch verschiedene Künste den Beitritt Rußlands zu erlangen. Dem König von Polen wurde ein großer Teil der Beute versprochen, und dieser Fürst, den sein Günstling, der Graf Brühl beherrschte, versprach bereitwillig den Beistand der sächsischen Truppen. Die große Schwierigkeit lag bei Frankreich. Daß die großen Häuser Bourbon und Habsburg jemals bei irgend einem großen Plane europäischer Politik von Herzen zusammenwirken würden, war, um den kräftigen Ausdruck Friedrichs zu gebrauchen, lange für ebenso unmöglich gehalten worden wie eine Verbindung von Feuer

und Wasser. Die ganze Geschichte des Festlandes war zwei und ein halbes Jahrhundert hindurch die Geschichte der gegenseitigen Eifersüchteleien und Feindschaften Frankreichs und Österreichs gewesen. Seit der Verwaltung Richelieus vor allem hatte es für die klare Politik des Allerchristlichsten Königs gegolten, bei allen Gelegenheiten den Wiener Hof zu durchkreuzen und jedes Glied des deutschen Reichskörpers zu beschützen, das sich gegen das Gebot der Kaiser erhob. Gemeinsame Ansichten über Religion waren außerstande gewesen, diese starke Antipathie zu mildern. Die Regenten Frankreichs hatten immer, auch während sie in den römischen Purpur gekleidet waren, auch während sie die Ketzer von La Rochelle und der Auvergne verfolgten, die lutherischen und kalvinistischen Fürsten, die gegen das Haupt des Reiches kämpften, mit Geneigtheit angesehen. Wenn die französischen Minister den durch viele Generationen ihnen überlieferten Regeln irgend eine Achtung zollten, so mußten sie gegen Friedrich verfahren, wie die größten ihrer Vorgänger gegen Gustav Adolf verfahren sind. Daß zwischen Preußen und Österreich tödliche Feindschaft bestand, war bereits ein hinreichender Grund zu enger Freundschaft zwischen Preußen und Frankreich. Mit Frankreich konnte Friedrich niemals irgend einen ernsthaften Streit haben. Seine Gebiete waren so gelegen, daß sein

Ehrgeiz, wie gierig und rücksichtslos er auch war, ihn niemals dazu antreiben konnte, es aus freien Stücken anzugreifen. Er war mehr als ein halber Franzose; er sprach, schrieb, las nur französisch; er freute sich an französischer Gesellschaft; die Bewunderung der Franzosen rechnete er sich zur schönsten Belohnung aller seiner Taten. Es schien unmöglich, daß eine französische Regierung, wenn auch ihr Leichtsinn und ihre Einfalt noch so notorisch gewesen wären, einen solchen Bundesgenossen zurückstoßen könne.

Der Wiener Hof verzweifelte jedoch nicht. Die österreichischen Diplomaten stellten ein neues politisches System auf, das, wie man zugestehen muß, nicht gänzlich ohne Anziehungskraft war. Nach dieser Theorie waren die großen Mächte lange einer Täuschung unterlegen. Sie hatten einander als natürliche Feinde betrachtet, während sie in Wahrheit natürliche Verbündete waren. Eine Folge grausamer Kriege hatte Europa verwüstet, hatte die Bevölkerung gelichtet, hatte die öffentlichen Hilfsquellen erschöpft, hatte die Regierungen mit einer ungeheuren Schuldenlast beschwert, und wenn nach zweihundert Jahren mörderischer Feindseligkeit oder hohlen Waffenstillstandes die erlauchten Häuser, deren Feindschaft die Welt zerrüttet hatte, sich niedersetzten, um ihren Gewinn zu berechnen, worauf belief sich der wirkliche Vor-

teil auf jeder von beiden Seiten? Einfach darauf, daß sie einander daran gehindert hatten, vorwärtszukommen. Nicht der König von Frankreich, nicht der Kaiser hatte die Früchte des Dreißigjährigen Krieges oder des Krieges um die Pragmatische Sanktion geerntet. Diese Früchte waren von Staaten zweiten und dritten Ranges geraubt worden, die, durch ihre Kleinheit gegen Eifersucht gesichert, sich geschickt vergrößert hatten, indem sie vorgaben, der Erbitterung der großen Häupter der Christenheit zu dienen. Während der Löwe und der Tiger einander zausten, war der Schakal mit der Beute in die Dschungel gesprungen. Der wirkliche Gewinner beim Dreißigjährigen Kriege war weder Frankreich noch Österreich, sondern Schweden gewesen. Der wirkliche Gewinner beim Kriege um die Pragmatische Sanktion war weder Frankreich noch Österreich, sondern der brandenburgische Emporkömmling gewesen. Frankreich hatte große Anstrengungen gemacht, hatte reichlich seinen militärischen Ruhm und reichlich seine öffentlichen Lasten vermehrt, und zu welchem Ende? Lediglich damit Friedrich Schlesien regiere. Dafür und dafür allein war eine französische Armee, durch Schwert und Hunger aufgerieben, in Böhmen zugrunde gegangen und hatte eine andere mit Strömen des edelsten Blutes den unfruchtbaren Ruhm von Fontenoy erkauft. Und dieser Fürst, für den Frankreich so viel

gelitten hatte, war er ein dankbarer, war er auch nur ein ehrlicher Bundesgenosse? War er nicht gegen den Hof von Versailles ebenso falsch gewesen wie gegen den Wiener Hof? Hatte er nicht in einem großen Maßstabe dieselbe Rolle gespielt, die im Privatleben der schnöde Ränkeschmied spielt, der seine Nachbarn zum Streite aufhetzt, sie in kostspieligen und unendlichen Gewiß, das weiseste Verfahren war, nicht einander verrät, sicher, daß er, wer auch immer ruiniert werden möge, sich bereichern werde? Hader verwickelt und sie der Reihe nach an einander, sondern diesen gemeinen Händelstifter anzugreifen, der sich über die Stellung, zu der er geboren war, erhoben hatte, indem er die Leidenschaften beider anfachte, beiden zu dienen vorgab und beide verließ. Österreichs großes Ziel war: Schlesien wiederzugewinnen; Frankreichs großes Ziel war, eine Gebietsvermehrung auf der flandrischen Seite zu erlangen. Wenn sie entgegengesetzte Partei ergriffen, so war der Ausgang wahrscheinlich, daß sie nach einem vieljährigen Kriege, nach Tötung vieler tausender tapferer Männer, nach Vergeudung vieler Millionen Kronen ihre Waffen niederlegen würden, ohne daß einer von beiden sein Ziel erreicht hätte; wenn sie aber zu einem Einverständnis kamen, so gab es keine Gefahr und keine Schwierigkeit. Österreich würde willig in Belgien solche Abtretungen machen, wie sie

Frankreich nicht durch zehn Feldschlachten erlangen konnte. Schlesien würde sich leicht mit der Monarchie verbinden lassen, zu der es lange gehört hatte. Die Einigung zweier so mächtiger Regierungen würde sofort den König von Preußen einschüchtern. Wenn er Widerstand leiste, würde ein kurzer Feldzug sein Schicksal besiegeln. Frankreich und Österreich, lange gewohnt, beiderseits als Verlierer vom Spiele aufzustehen, würden zum ersten Male beide Gewinner sein. Eifersucht zwischen ihnen könne nicht platzgreifen. Die Macht beider würde zugleich vergrößert werden, das Gleichgewicht zwischen ihnen würde bewahrt bleiben, und der einzige Leidende wäre ein unheilstiftender und grundsatzloser Freibeuter, der von keinem von beiden zarte Rücksicht verdiene.

Diese Lehren, anziehend durch ihre Neuheit und ihre Folgerichtigkeit, waren bald auf den Soiréen und in den Kaffeehäusern von Paris Mode und wurden von jedem munteren Marquis und jedem witzigen Abbé vertreten, dem es gestattet wurde, Frau von Pompadours Haar kräuseln und pudern zu sehen. Indes war es keinerlei politische Theorie, der die seltsame Koalition zwischen Frankreich und Österreich ihren Ursprung verdankte. Der wahre Beweggrund, der die großen festländischen Mächte dahin brachte, ihre alten Staatsmaximen zu vergessen, war persönlicher Widerwille gegen den

König von Preußen. Dieses Gefühl war am stärksten bei Maria Theresia, aber es war keineswegs auf sie beschränkt. Friedrich, in einigen Beziehungen ein guter Herrscher, war im stärksten Sinne des Wortes ein schlechter Nachbar. Daß er im Verkehre immer scharf und höchst behend im Ausnützen jedes Vorteils war, war nicht sein gehässigster Fehler. Seine spitze und spöttische Zunge hatte bitterere Wunden geschlagen als sein Ehrgeiz. Der Witzbold in ihm verstand sich noch weniger zu zügeln als der Regent. Satirische Verse gegen alle Fürsten und Minister Europas flossen aus seiner Feder. In seinen Briefen und Gesprächen spielte er auf die größten Potentaten der Zeit in Ausdrücken an, die sich besser für ein Witzgefecht Collés mit dem jungen Crébillon geeignet hätten als für einen großen Souverän, der von großen Souveränen spricht. Über Frauen pflegte er sich in einer Weise auszudrücken, die auch die sanftmütigste nicht zu vergeben vermochte, und zum Unglück für ihn wurde damals fast der ganze Kontinent von Frauen beherrscht, die sich keineswegs durch Sanftmut hervortaten. Maria Theresia selber war seinem spöttelnden Witze nicht entgangen. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland wußte, daß ihre Galanterien ihm ein Lieblingsthema für Zotenreißereien und Schmähungen lieferten. Frau von Pompadour, die das wirkliche Haupt der französischen Re-

gierung war, war noch schärfer gekränkt worden. Sie hatte versucht, durch die zarteste Schmeichelei den König von Preußen sich geneigt zu machen, aber ihre Botschafter hatten nur trockene und sarkastische Erwiderungen von ihm erhalten. Die Kaiserin-Königin schlug einen ganz anderen Weg ein. Obschon die stolzeste Fürstin, obschon die strengste Matrone, vergaß sie doch in ihrem Durste nach Rache sowohl die Würde ihres Geschlechts als die Reinheit ihres Charakters und ließ sich dazu herab, der niedriggeborenen und niedrigdenkenden Konkubine zu schmeicheln, die, nachdem sie durch ihre eigene Prostitution Einfluß erlangte, ihn durch die Prostitution anderer bewahrte. Maria Theresia schrieb mit eigener Hand ein Billet voll Äußerungen der Freundschaft und Achtung an ihre teure Cousine, die Tochter des Fleischers Poisson, die Frau des Finanzpächters d'Etioles, die Seelenverkäuferin junger Mädchen für den Harem eines alten Lüstlings, eine seltsame Cousine für die Erbin so vieler Kaiser des Abendlandes! Die Maitresse wurde vollständig gewonnen und setzte ihre Sache bei Ludwig, der auch eigene Beschwerden zu rächen hatte, leicht durch. Seine Empfindungen waren nicht sehr lebhaft; aber Verachtung, sagt das orientalische Sprichwort, dringt selbst durch die Schale einer Schildkröte, und weder Klugheit noch Anstand hatten Friedrich

jemals abgehalten, seiner maßlosen Verachtung für die Trägheit, Geistesschwäche und Gemeinheit Ludwigs Ausdruck zu geben. So wurde Frankreich dazu gebracht, der Koalition beizutreten, und das Beispiel Frankreichs bestimmte das Vorgehen Schwedens, das damals vollständig französischem Einflusse unterlag.

Die Feinde Friedrichs waren gewiß stark genug, ihn offen anzugreifen; aber sie wollten zu allen ihren anderen Vorteilen noch den Vorteil eines Überfalles gesellen. Er war jedoch nicht der Mann, der sich überrumpeln ließ. Er hatte an jedem Hofe Werkzeuge und erhielt jetzt von Wien, von Dresden und von Paris so ausführliche und so übereinstimmende Berichte, daß er an seiner Gefahr nicht zweifeln konnte. Er erfuhr, daß er zugleich von Frankreich, Österreich, Rußland, Sachsen, Schweden und dem Deutschen Reiche angegriffen werden solle; daß der größere Teil seiner Besitzungen unter seine Feinde verteilt werden solle; daß Frankreich, das nach seiner geographischen Lage nicht unmittelbar an seiner Beute teilnehmen konnte, eine Entschädigung in den Niederlanden erhalten, daß Österreich Schlesien und die Zarin Ostpreußen bekommen solle; daß August von Sachsen Magdeburg erwartete und daß Schweden mit einem Teile von Pommern belohnt werden würde. Wenn diese Pläne gelangen, so stand das Haus Brandenburg auf einmal im euro-

päischen Staatensystem an einer geringeren Stelle als der Herzog von Württemberg oder der Markgraf von Baden.

Und wie konnte man hoffen, daß diese Pläne fehlschlagen würden? Seit Menschenaltern hatte man keine solche Vereinigung festländischer Mächte gesehen. Ein weniger furchtbarer Bund hatte in einer Woche sämtliche Provinzen Venedigs erobert, als Venedig auf der Höhe der Macht, des Reichtums und Ruhmes stand. Ein weniger furchtbarer Bund hatte Ludwig XIV. genötigt, sein stolzes Haupt zur Erde zu beugen. Ein weniger furchtbarer Bund hat in unseren eigenen Tagen ein noch mächtigeres Reich unterjocht und einen noch stolzeren Namen gedemütigt. Von einem solchen Mißverhältnis der Kräfte war noch in keinem Kriege gehört worden. Das Volk, das Friedrich beherrschte, zählte nicht fünf Millionen. Die Bevölkerung der Länder, die sich gegen ihn verbündet hatten, belief sich auf hundert Millionen. Das wirtschaftliche Mißverhältnis war mindestens ebenso groß. Kleine Gemeinschaften, von kräftigen Gesinnungen der Vaterlandsliebe oder Loyalität getrieben, haben zuweilen gegen große Monarchien, die durch Parteien und Mißstimmungen geschwächt waren, Stand gehalten. Aber so klein Friedrichs Königreich war, so enthielt es doch wahrscheinlich eine größere Anzahl mißvergnügter Untertanen, als in sämtlichen Staaten

seiner Feinde zu finden waren. Schlesien bildete ein Viertel seiner Gebiete, und von den unter österreichischen Fürsten geborenen Schlesiern war das Äußerste, was er erwarten konnte, Gleichgültigkeit. Von den schlesischen Katholiken konnte er kaum etwas anderes erwarten als Widerstand.

Einige Staaten sind durch ihre geographische Lage in den Stand gesetzt, sich mit Erfolg gegen eine ungeheure Macht zu verteidigen. Das Meer hat England wiederholt gegen die Wut des ganzen Kontinents beschützt. Die venetianische Regierung, aus ihren Besitzungen auf dem Lande vertrieben, konnte inmitten der Lagunen den Verbündeten von Cambray immer noch Trotz bieten. Mehr als ein großes und wohlgerüstetes Heer, das die Hirten der Schweiz als eine leichte Beute betrachtete, ist in den Pässen der Alpen zugrunde gegangen. Friedrich hatte keinen solchen Vorteil. Die Gestalt seiner Staaten, ihre Lage, die Natur des Bodens, alles war gegen ihn. Seine langen, verstreuten, auseinanderliegenden Gebiete schienen mit ausdrücklicher Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Angreifenden geformt worden zu sein und waren durch kein Meer, durch keine Bergkette geschützt. Kaum irgend ein Winkel lag über einen Tagesmarsch vom Gebiete des Feindes entfernt. Die Hauptstadt selbst mußte im Falle des Krieges fortwährend einer Mißhandlung

ausgesetzt sein. Tatsächlich gab es auch kaum einen Politiker oder Militär in Europa, der gezweifelt hätte, daß der Kampf in wenigen Tagen durch die Niederwerfung des Hauses Brandenburg beendigt sein würde.

Auch Friedrichs eigene Ansicht war kaum anders. Er erwartete nicht viel weniger als sein eigenes Verderben und das Verderben seines Hauses. Indes gab es noch eine Möglichkeit, eine schwache Möglichkeit der Rettung. Seine Staaten hatten wenigstens den Vorteil einer zentralen Position; seine Feinde waren weit voneinander getrennt und konnten ihre erdrückenden Kräfte nicht leicht auf einen Punkt vereinigen. Sie bewohnten verschiedene Himmelsstriche, und es war wahrscheinlich, daß die Jahreszeit, die für die militärischen Operationen des einen Teiles der Verbündeten die entsprechendste gewesen wäre, denen eines anderen Teiles ungünstig sein werde. Die preußische Monarchie war zudem frei von einigen Gebrechen, die in weit ausgedehnteren und glänzenderen Reichen vorkamen. Ihre wirkliche Kraft zu einem verzweifelten Kampfe war nicht bloß nach der Zahl der Quadratmeilen oder der Zahl des Volkes zu messen. In diesem dürftigen, aber gutgefügten und gutgeübten Körper gab es nichts als Sehnen und Muskeln und Knochen. Keine Staatsgläubiger lauerten auf Dividenden. Keine entlegenen Kolonien brauchten Verteidi-

gung. Kein mit Schmeichlern und Maitressen gefüllter Hof verzehrte den Sold von fünfzig Bataillonen. Die preußische Armee, wenn auch an Zahl weit geringer als die Truppen, die ihr entgegengestellt werden sollten, war gleichwohl im Verhältnisse zu dem Umfang der preußischen Gebiete außerordentlich stark. Sie war auch bewunderungswürdig ausgebildet und mit bewunderungswürdigen Offizieren versehen, gewohnt, zu gehorchen und gewohnt, zu siegen. Das Einkommen war nicht bloß von Schulden unbeschwert, sondern überstieg auch in Friedenszeit die ordentlichen Ausgaben. Friedrich allein unter allen europäischen Fürsten hatte einen Schatz für den Tag der Bedrängnis zurückgelegt. Und vor allem: er war einer und seiner Feinde waren viele. In ihren Lagern war gewiß die Eifersucht, die Meinungsverschiedenheit, die Langsamkeit zu finden, die von Koalitionen unzertrennlich ist; auf seiner Seite war die Energie, die Einheit, das Geheimnis einer starken Diktatur. Bis zu einem gewissen Maße konnte der Mangel an Kriegsmitteln durch die Hilfsquellen der Kriegskunst ausgeglichen werden. Wie klein das Heer des Königs auch war im Vergleich mit den 600.000 Mann, die die Verbündeten ins Feld stellen konnten, Geschwindigkeit der Bewegung konnte einigermaßen den Mangel der Masse aufwiegen. So war es nicht unmöglich, daß Genie, Urteil, Entschlossenheit

und gutes Glück den Kampf durch einen oder zwei Feldzüge hinziehen konnten, und auch nur einen Monat zu gewinnen, war von Wichtigkeit. Es konnte nicht lange währen, bis die Übel, die sich in allen weitverzweigten Allianzen finden, sich zeigen würden. Jedes Mitglied der Allianz mußte seinen eigenen Anteil am Kriege zu hoch und seinen Anteil an der Beute zu niedrig einschätzen. Es mußte Beschwerden und Gegenbeschwerden im Überfluß geben. Die Türken konnten sich an der Donau regen; die Staatsmänner Frankreichs konnten den Irrtum entdecken, den sie begangen hatten, indem sie die Grundprinzipien ihrer nationalen Politik aufgaben. Vor allem konnte der Tod Preußen von seinen furchtbarsten Feinden befreien. Der Krieg war die Wirkung der persönlichen Abneigung, mit der drei oder vier Souveräne Friedrich betrachteten, und das Ableben irgend eines von diesen Souveränen konnte eine vollständige Umwälzung in der Lage Europas erzeugen.

Doch wir würden den Gemütszustand Friedrichs sehr unvollkommen schildern, wenn wir die lächerlichen Eigentümlichkeiten außer acht ließen, die so absonderlich mit dem Ernste, der Energie und Schärfe seines Charakters kontrastierten. Inmitten all des Mißgeschicks, das der große König erlitt, wurde seine Passion, unbedeutende Verse zu schreiben, stärker und

stärker. Von Feinden umringt, Verzweiflung im Herzen, Pillen ätzenden Sublimats bereit haltend, ergoß er hunderte und hunderte von Zeilen, voll Haß gegen Götter und Menschen, die schale Hefe von Voltaires Hippokrene, das schwache Echo de Lyra Chaulieus. Es ist ergötzlich, das, was er während der letzten Monate des Jahres 1757 tat, mit dem zu vergleichen, was er während derselben Zeit schrieb. Man kann im Zweifel sein, ob irgend ein Lebensabschnitt Hannibals, Cäsars oder Napoleons die Vergleichung mit diesem kurzen Zeitraume, dem glänzendsten in der Geschichte Preußens und Friedrichs, aushalten kann. Und doch wurde zu derselben Zeit die spärliche Muße des berühmten Kriegers dazu verwendet, Oden und Episteln zu produzieren, die ein wenig besser als die Cibbers und ein wenig schlechter als die Hayleys waren. Hier und da steht eine männliche Empfindung, die in Prosa gefaßt zu sein verdient, neben Prometheus und Orpheus, Elysium und Acheron, der klagenden Philomele, den Mohnkörnern des Morpheus und all dem anderen Trödelkram, der vom Genie längst verachtungsvoll den Mediokritäten überlassen worden ist, gleich einer Robe, die eine stolze Schönheit ihrer Kammerfrau zuwirft. Wir kennen kaum ein zweites so schlagendes und so groteskes Beispiel der Stärke und Schwäche der menschlichen Natur wie den Charakter

dieses stolzen, wachsamen, entschlossenen, scharfsinnigen Dichterlings, halb Mithridates und halb Trissotin, einer Welt voll Waffen trotzend, mit einer Unze Gift in der einen Tasche und einem Heft schlechter Verse in der anderen.

Friedrich hatte einige Zeit vorher entgegenkommende Schritte zu einer Aussöhnung mit Voltaire getan, und einige höfliche Briefe waren zwischen ihnen gewechselt worden. Nach der Schlacht bei Kolin wurde ihr brieflicher Verkehr, wenigstens äußerlich, freundschaftlich und vertraulich. Wir kennen keine Briefsammlung, die so viel Licht auf die dunkelsten und verwickeltsten Teile der Menschennatur zu werfen vermag wie der Briefwechsel dieser seltsamen Wesen. Beide fühlten, daß der Streit sie in der öffentlichen Achtung herabgesetzt hatte. Sie bewunderten einander. Sie brauchten einander. Der große König wünschte, durch den großen Schriftsteller der Nachwelt überliefert zu werden. Der große Schriftsteller fühlte sich durch die Huldigung des großen Königs gehoben. Gleichwohl waren die Wunden, die sie einander geschlagen hatten, zu tief, um vergessen oder auch nur vollkommen geheilt zu werden; nicht bloß die Narben blieben; die wunden Stellen begannen oft zu eitern und von frischem zu bluten. Die Briefe bestanden zum größten Teil aus Komplimenten, Danksagungen, Anerbietungen von

Diensten, Versicherungen der Zuneigung. Aber wenn irgend etwas die listigen und boshaften Streiche, durch die Voltaire ihn gereizt hatte, in Friedrichs Erinnerung zurückbrachte, platzte ein Wort der Verachtung und des Mißfallens mitten ins Lob hinein. Noch schlimmer war es, wenn irgend etwas dem Geiste Voltaires die Mißhandlungen zurückrief, die er und seine Verwandte in Frankfurt erduldet hatten. Ganz plötzlich verwandelt sich sein fließender Panegyrikus in eine Strafrede. „Erinnern Sie sich, wie Sie sich gegen mich benommen haben. Um Ihretwillen habe ich die Gunst meines angestammten Königs verloren. Um Ihretwillen bin ich aus meinem Vaterlande verbannt. Ich liebte Sie. Ich vertraute mich Ihnen an. Ich hatte den einzigen Wunsch, mein Leben in Ihrem Dienste zu beschließen. Und was war mein Lohn? Aller Dinge verlustig, die Sie mir verliehen hatten, des Schlüssels, des Ordens, der Pension, war ich genötigt, aus Ihren Gebieten zu fliehen. Ich wurde gejagt, als wenn ich einer Ihrer desertierten Grenadiere gewesen wäre. Ich wurde verhaftet, beschimpft, geplündert. Meine Nichte wurde von Ihren Soldaten durch den Frankfurter Kot geschleift, als wenn sie irgend eine elende Dirne Ihres Lagers gewesen wäre. Sie besitzen große Talente. Sie besitzen gute Eigenschaften. Aber Sie haben einen häßlichen Fehler. Sie finden Freude an

der Herabsetzung Ihrer Mitmenschen. Sie haben Schande über den Namen eines Philosophen gebracht. Sie haben den Verleumdungen der Frömmler, die sagen, daß auf die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit derer, die den christlichen Glauben verwerfen, kein Verlaß sei, einen Anschein von Berechtigung gegeben." Dann antwortet der König; mit weniger Hitze, aber gleicher Schärfe: „Sie wissen, daß Sie sich in Preußen schmachvoll benommen haben. Es war gut für Sie, daß Sie es mit einem gegen die Schwächen des Genies so nachsichtigen Manne zu tun hatten, wie ich es bin. Sie hatten reichlich verdient, das Innere eines Kerkers zu sehen. Ihre Talente sind nicht allgemeiner bekannt als Ihre Treulosigkeit und Ihre Bosheit. Selbst das Grab ist keine Freistätte gegen Ihren Groll. Maupertuis ist tot; aber Sie fahren noch immer fort, ihn zu verleumden und zu verspotten, als wenn Sie ihn nicht schon unglücklich genug gemacht hätten, als er lebte. Lassen Sie mich nichts mehr davon hören. Und vor allem lassen Sie mich nichts mehr von Ihrer Nichte hören. Bei ihrem Namen wird mir sterbensübel. Ich kann Ihre Fehler um Ihrer Verdienste willen ertragen; aber sie hat nicht „Mahomet" oder „Merope" geschrieben."

Man sollte annehmen, daß ein derartiger Ausbruch allem freundschaftlichen Verkehr ein Ende gemacht hätte. Doch dem war nicht so.

Nach jedem Ausbruch übler Laune wurde dieses seltsame Paar liebevoller als vorher und tauschte Komplimente und Versicherungen gegenseitiger Achtung.

Es ist wohl vorauszusetzen, daß Männer, die so an einander schrieben, in dem, was sie von einander sagten, nicht sehr wählerisch waren. Der englische Gesandte Mitchell, der wußte, daß der König von Preußen fortwährend an Voltaire mit der größten Freiheit über die wichtigsten Angelegenheiten schrieb, war erstaunt, Seine Majestät diesen hochbegünstigten Korrespondenten als einen Burschen von schlechtem Herzen, den größten Schurken auf der Erdoberfläche bezeichnen zu hören. Und die Sprache, die der Poet über den König führte, war nicht viel achtungsvoller.

Es hätte wahrscheinlich Voltaire selbst in Verlegenheit gesetzt, wenn er hätte sagen sollen, was seine wirkliche Gesinnung gegen Friedrich sei. Sie war aus allen möglichen Empfindungen, von der Feindschaft bis zur Freundschaft und vom Hohn bis zur Bewunderung, zusammengesetzt, und die Verhältnisse, in denen diese Bestandteile gemischt waren, wechselten jeden Augenblick. Der alte Patriarch glich dem verzogenen Kinde, das innerhalb einer Viertelstunde schreit, stampft, schlägt, lacht, küßt und herzt. Sein Groll war nicht erloschen, und doch war er nicht ohne Teilnahme für seinen alten Freund.

Als Franzose wünschte er den Waffen des Vaterlandes Glück. Als Philosoph war er besorgt für die Festigkeit eines Thrones, auf dem ein Philosoph saß. Er wünschte, Friedrich sowohl zu retten als zu demütigen. Es gab einen Weg und nur einen, auf dem alle seine widerstreitenden Gefühle zugleich befriedigt werden konnten. Wenn Friedrich durch die Dazwischenkunft Frankreichs gerettet wurde, wenn es bekannt wurde, daß er diese Dazwischenkunft der Vermittlung Voltaires verdanke, das mußte wahrhaftig eine köstliche Rache sein, das hieß wahrhaftig feurige Kohlen auf dies stolze Haupt sammeln. Und der eitle und ruhelose Poet hielt es nicht für unmöglich, daß er aus seiner Einsiedelei in der Nähe der Alpen Europa den Frieden diktieren könne. Der Befehl der französischen Armee war dem Herzog von Richelieu anvertraut worden, einem Manne, dessen Hauptruhm aus seinen Erfolgen in galanten Händeln stammte. Richelieu war der hervorragendste jenes Geschlechts von berufsmäßigen Verführern, das dem jüngeren Crébillon und Laclos die Muster ihrer Helden geliefert hat. In seinen früheren Tagen war selbst das königliche Haus nicht vor seiner vermessenen Liebe sicher gewesen. Man glaubte von ihm, daß er seine Eroberungen bis in die Familie Orleans erstreckt habe, und einige argwöhnten, daß er an der geheimnisvollen Reue, die die letzten Stunden

der reizenden Mutter Ludwigs XV. verbitterte, nicht unbeteiligt gewesen sei. Doch der Herzog war jetzt sechzig Jahre alt. Mit einem durch Laster tief verderbten Herzen, einem lange nur mit Nichtigkeiten beschäftigten Kopfe, einer geschwächten Gesundheit, einem verringerten Vermögen und, das Schlimmste von allem, einer sehr roten Nase, ging er einem langweiligen, frivolen und würdelosen Greisenalter entgegen. Ohne zu einem militärischen Kommando durch irgend etwas anderes befähigt zu sein als durch jenen persönlichen Mut, den er mit dem ganzen französischen Adel teilte, war er an die Spitze der Armee von Hannover gestellt worden, und in dieser Stellung tat er sein möglichstes, um durch Erpressung und Bestechung den Schaden gutzumachen, den er durch ein Leben zügelloser Verschwendung seinem Vermögen zugefügt hatte.

Der Herzog von Richelieu haßte bis an das Ende seines Lebens die Philosophen als Sekte, nicht wegen jener Teile ihres Systems, die ein guter und weiser Mensch verurteilt hätte, sondern wegen ihrer Tugenden, wegen ihres Geistes der freien Untersuchung und wegen ihres Hasses gegen jene gesellschaftlichen Mißbräuche, die sich in seiner Person verkörperten. Aber gleich vielen von denen, die mit ihm gleich dachten, nahm er Voltaire von der Liste der geächteten Schriftsteller aus. Er schickte häufig schmeichelhafte Briefe nach Ferney. Er erwies dem Patri-

archen die Ehre, Geld von ihm zu borgen, und trieb die freundschaftliche Herablassung sogar so weit, das Zinsenzahlen zu vergessen. Voltaire glaubte, es müsse in seiner Gewalt stehen, den Herzog und den König von Preußen in Verbindung miteinander zu bringen. Er schrieb ernstlich an beide, und sein Vorhaben gelang insoweit, daß ein Briefwechsel zwischen ihnen begonnen wurde. Doch es waren ganz andere Mittel, denen Friedrich seine Rettung verdankte.

Wenn Friedrich auch nicht so weite Eroberungen gemacht hat wie Alexander, Cäsar, Napoleon, wenn er auch nicht auf den Schlachtfeldern den beständigen Erfolg Marlboroughs und Wellingtons genossen hat, so hat er doch durch ein in der Geschichte einzig dastehendes Beispiel gezeigt, was Talent und Entschlossenheit gegen die größte Überlegenheit der Macht und den äußersten Groll des Schicksals ausrichten können. Als er nach einer Abwesenheit von mehr als sechs Jahren im Triumph in Berlin einzog, waren die Straßen glänzend erleuchtet, und als er in einem offenen Wagen, mit Ferdinand von Braunschweig an seiner Seite, dahinfuhr, grüßte ihn die Menge mit lauten Lobeserhebungen und Segnungen. Er war über diese Zeichen der Anhänglichkeit gerührt und rief wiederholt aus: „Lang lebe mein teures Volk!“ Doch selbst inmitten dieses heiteren Schauspiels mußte er überall die Spuren der Zerstörung und des Verfalls bemerken. Die Stadt

war mehr als einmal geplündert worden. Die Bevölkerung hatte beträchtlich abgenommen. Gleichwohl hatte Berlin im Vergleich mit den meisten Teilen des Königreiches noch am wenigsten gelitten. Die Not aller Klassen war so groß, daß sie auch den festesten Geist erschrecken konnte. Fast jede Provinz war der Schauplatz des Krieges und eines mit schonungsloser Wildheit geführten Krieges gewesen. Schwärme von Kroaten hatten Schlesien heimgesucht. Zehntausende von Kosaken waren auf Pommern und Brandenburg losgelassen worden. Allein die von den Feinden erhobenen Kriegssteuern sollen sich auf mehr als hundert Millionen Taler belaufen haben, und der Wert dessen, was sie erpreßten, war wahrscheinlich viel geringer als der Wert dessen, was sie zerstörten. Die Felder lagen unbestellt. Selbst das Saatkorn war im Wahnsinn des Hungers verzehrt worden. Hunger und durch den Hunger erzeugte ansteckende Krankheiten hatten die Rinder- und Schafherden hinweggerafft, und man hatte Grund, zu fürchten, daß eine große Pest wahrscheinlich im Gefolge dieses schrecklichen Krieges auftreten werde. Nahe an fünfzehntausend Häuser waren bis auf den Grund niedergebrannt worden. Die Bevölkerung des Königreichs hatte in sieben Jahren in dem furchtbaren Maße von zehn vom Hundert abgenommen. Ein Sechstel der waffenfähigen männlichen Bevölkerung war auf dem Schlachtfelde um-

gekommen. In einigen Gegenden sah man zur Erntezeit nur weibliche Arbeiter auf den Feldern. In anderen zog der Reisende schaudernd durch eine Reihe von schweigenden Dörfern, in denen nicht ein einziger Bewohner übrig geblieben war. Die Landesmünze war verschlechtert worden; die Autorität der Gesetze und der Behörden war unterbrochen worden; das ganze gesellschaftliche System war aus den Fugen gebracht. Denn während dieses krampfhaften Streites war alles, das nicht militärische Gewalttat war, Anarchie. Selbst die Armee war desorganisiert. Einige Generäle und eine Menge ausgezeichneter Offiziere waren gefallen, und es war nicht möglich gewesen, sie zu ersetzen. Die Schwierigkeit, Rekruten zu finden, war gegen das Ende des Krieges so groß gewesen, daß ein Auswählen und Verwerfen unmöglich war. Ganze Bataillone waren aus Deserteuren oder aus Gefangenen zusammengesetzt. Es war kaum zu hoffen, daß dreißig Jahre der Ruhe und Betriebsamkeit den durch sieben Jahre der Verwüstung erzeugten Ruin wieder gutmachen würden. Einen tröstlichen Umstand gab es allerdings. Es war keine Schuld kontrahiert worden. Die Lasten des Krieges waren schrecklich, fast unerträglich gewesen; aber es war kein Rückstand gelassen worden, der die Finanzen der Friedenszeit hätte verwirren können.

Hier müssen wir für jetzt innehalten. Wir haben Friedrich bis zum Schlusse seiner kriege-

rischen Laufbahn begleitet. Möglich, daß wir, wenn seine Memoiren vollständig sind, die Betrachtung seines Charakters wieder aufnehmen, um einiges über seine innere und äußere Politik, über seine Privatgewohnheiten und über die vielen Jahre der Ruhe zu berichten, die dem Siebenjährigen Kriege gefolgt sind.

LORD BYRON

Die hübsche Fabel, durch die die Herzogin von Orleans den Charakter ihres Sohnes, des Regenten, erklärte, ließe sich mit nur geringer Änderung auf Byron anwenden. Sämtliche Feen waren an seine Wiege geladen, außer einer. Alle Kindstaufgäste hatten verschwenderisch ihre Gaben ausgestreut. Eine hatte Adel verliehen, eine andere Genie, eine dritte Schönheit. Die boshafte Elfe, die nicht eingeladen war, kam zuletzt, und außerstande, umzustoßen, was ihre Schwestern für den Liebling getan hatten, verwob sie in jeden Segen einen Fluch. In der Abkunft Lord Byrons, in seinem Geiste, in seinem Charakter, selbst in seinem Äußeren fand sich eine seltsame Vereinigung entgegengesetzter Extreme. Er war zu allem geboren, was Menschen begehren und bewundern. Aber jedem der ausgezeichneten Vorteile, die er vor anderen besaß, war etwas von Elend und Erniedrigung beigemischt. Er entstammte einem alten und edeln Hause, das aber durch eine Reihe von Verbrechen und Torheiten, die eine ärgerliche Publizität erlangt hatten, heruntergekommen und verarmt war. Der Verwandte, dem er nachfolgte, war arm gestorben und würde, wenn er nicht gnädige Richter ge-

funden hätte, am Galgen gestorben sein. Der junge Peer besaß große geistige Fähigkeiten; aber es war ein krankhafter Zusatz in seinem Geiste. Er besaß von Natur ein großmütiges und fühlendes Herz; sein Temperament aber war eigensinnig und reizbar. Er besaß einen Kopf, den Bildhauer nachzubilden liebten, und einen Fuß, dessen Verkrüppelung die Bettler auf den Straßen nachahmten. Ausgezeichnet zugleich durch die Kraft und durch die Schwäche seines Geistes, voll warmen Gefühls und doch verkehrten Sinnes, ein armer Lord und ein gut aussehender Krüppel, bedurfte er, wenn jemals ein Mensch, der festesten und einsichtsvollsten Erziehung. Aber wie launisch auch die Natur mit ihm verfahren war, die Mutter, der das Amt anvertraut war, seinen Charakter zu bilden, war noch launischer. Bald erstickte sie ihn in Liebkosungen, und bald verhöhnte sie ihn wegen seiner Verkrüppelung. Er trat in die Welt, und die Welt behandelte ihn, wie seine Mutter ihn behandelt hatte, bald mit Zärtlichkeit, bald mit Grausamkeit, niemals mit Gerechtigkeit. Sie verzärtelte ihn ohne richtige Unterscheidung und strafte ihn ohne richtige Unterscheidung. Er war in Wahrheit ein verzogenes Kind; nicht bloß das verzogene Kind seiner Mutter, sondern auch das verzogene Kind der Natur, das verzogene Kind des Glückes, das verzogene Kind des Ruhmes, das verzogene Kind der Gesellschaft. Seine ersten Ge-

dichte wurden mit einer Geringschätzung aufgenommen, die sie, wie schwach sie auch waren, nicht verdienten. Das Gedicht, das er bei der Rückkehr von seinen Reisen erscheinen ließ, wurde dagegen weit über sein Verdienst gepriesen. Mit vierundzwanzig Jahren fand er sich auf der höchsten Zinne des literarischen Ruhmes und Scott, Wordsworth, Southey und eine Schar anderer ausgezeichneter Schriftsteller zu seinen Füßen. Es gibt kaum ein zweites Beispiel eines so plötzlichen Aufstieges zu so schwindlichter Höhe in der Geschichte.

Alles, was die stärksten Neigungen unserer Natur anreizen, und alles, was sie befriedigen kann, das Angestarrtwerden von hundert Abendgesellschaften, der Zuruf der ganzen Nation, der Beifall beifallsgewohnter Männer, die Liebe liebenswerter Frauen, die ganze Welt und all ihr Ruhm wurden auf einmal einem Jüngling geboten, dem die Natur heftige Leidenschaften gegeben und den Erziehung niemals gelehrt hatte, sie zu zügeln. Er lebte, wie viele Menschen leben, die keine ähnliche Entschuldigung für ihre Fehler geltend zu machen haben. Aber seine Landsmänner und Landsmänninnen wollten ihn lieben und ihn bewundern. Sie waren entschlossen, in seinen Exzessen nur das Aufflammen und Hervorbrechen desselben feurigen Geistes zu sehen, der in seiner Poesie glühte. Er griff die Religion an, und doch wurde sein Name in religiösen Kreisen mit Liebe

genannt, und in vielen religiösen Schriften wurden seine Werke mit besonderer Zartheit beurteilt. Er machte Spottgedichte auf den Prinzregenten, und doch konnte er sich die Tories nicht entfremden. Alles, so schien es, wurde der Jugend, dem Range und dem Genie vergeben.

Dann kam die Reaktion der Gesellschaft. Launenhaft in ihrem Unwillen, wie sie launenhaft in ihrer Liebe gewesen war, loderte sie in Zorn über ihren eigenwilligen und verzärtelten Liebling. Er war mit einem unvernünftigen Götzendienste verehrt worden. Nun wurde er mit einer unvernünftigen Wut verfolgt. Es ist viel über jene unglücklichen häuslichen Vorfälle geschrieben worden, die das Geschick seines Lebens entschieden. Und doch war dem Publikum nichts und war überhaupt niemals etwas mit Bestimmtheit bekannt, als daß er mit seiner Gemahlin in Streit kam und daß sie sich weigerte, mit ihm zu leben. Es hat Winke im Überfluß gegeben und Achselzucken und Kopfschütteln und „Gut, gut, wir wissen schon," und „Wir könnten, wenn wir wollten," und „Wenn wir Lust hätten, zu reden," und „Es gibt welche, die da könnten, wenn sie wollten". Aber wir sehen nicht, daß der Welt ein einziges, durch glaubhaftes oder oder auch nur durch faßbares Zeugnis dargetanes Faktum vorläge, das anzeigte, daß Lord Byron mehr zu tadeln gewesen wäre als irgend ein anderer Mann, der auf schlechtem Fuße mit seiner Frau steht. Die

Männer vom Fach, die Lady Byron zu Rate zog, waren unstreitig der Meinung, daß sie nicht mit ihrem Gatten leben solle. Indes muß man daran erinnern, daß sie diese Ansicht faßten, ohne beide Teile zu hören. Wir sagen nicht, wir beabsichtigen auch nicht, zu verstehen zu geben, daß Lady Byron in irgend einer Beziehung zu tadeln war. Wir glauben, daß die, die sie auf das jetzt dem Publikum vorliegende Zeugnis hin verurteilen, ebenso vorschnell sind, wie die, die ihren Gatten verurteilen. Wir wollen über eine uns so unvollkommen bekannte Angelegenheit keinerlei Urteil aussprechen; wir können uns, selbst in unseren eigenen Gedanken, kein Urteil bilden. Es wäre gut gewesen, wenn zur Zeit der Trennung alle, die ebenso wenig von der Sache wußten, als wir jetzt davon wissen, jene Vorsicht des Urteils bewiesen hätten, die unter solchen Umständen nur gewöhnliche Gerechtigkeit ist.

Wir kennen kein lächerlicheres Schauspiel als das britische Publikum in einem seiner periodischen Anfälle von Sittlichkeit. In der Regel erregen Entführungen, Scheidungen und Familienzwiste wenig Aufmerksamkeit. Wir lesen den Skandal, sprechen einen Tag lang darüber und vergessen ihn. Aber einmal in sechs oder sieben Jahren wird unsere Tugend grimmig. Wir können nicht dulden, daß die Gesetze der Religion und der Schicklichkeit verletzt werden. Wir müssen standhalten gegen das Laster. Wir müssen die

Wüstlinge lehren, daß das englische Volk die Wichtigkeit der häuslichen Bande würdigt. Demgemäß wird irgend ein unglücklicher Mann, in keiner Beziehung verderbter als hunderte, deren Vergehen mit Nachsicht behandelt wurden, zu einem Sühneopfer ausersehen. Wenn er Kinder hat, so werden sie ihm genommen. Wenn er einen Beruf hat, so wird er daraus vertrieben. Die höheren Stände verleugnen ihn und die niederen zischen ihn aus. Er ist in Wahrheit eine Art von Prügelknabe, durch dessen Stellvertreterqualen alle die anderen Übertreter aus derselben Klasse, wie man annimmt, hinlänglich gezüchtigt werden. Wir denken höchst wohlgefällig über unsere eigene Strenge nach und vergleichen mit großem Stolze den hohen Maßstab der Moral, der in England gilt, mit der Laxheit der Pariser. Endlich ist unser Ingrimm gesättigt. Unser Opfer ist ruiniert und gebrochenen Herzens. Und unsere Tugend geht ruhig auf sieben fernere Jahre schlafen.

Es ist klar, daß die Laster, die das häusliche Glück zerstören, so viel als möglich unterdrückt werden müssen. Es ist ebenso klar, daß sie nicht durch die Strafgesetzgebung unterdrückt werden können. Es ist deshalb recht und wünschenswert, daß die öffentliche Meinung gegen sie gerichtet werde. Aber sie sollte gleichmäßig, stetig und maßvoll, nicht in plötzlichen An- und Einfällen gegen sie gerichtet werden. Es sollte einerlei Maß und Gewicht sein. Das Dezimieren ist stets eine

Einwürfen ausgesetzte Strafweise. Es ist das Auskunftsmitteln von Richtern, die zu träge und ungeduldig sind, um Fakta zu untersuchen und genau zwischen Schatten und Schuld zu unterscheiden. Es ist ein irrationeller Brauch, selbst wenn er von Militärgerichten angewendet wird. Wenn er von dem Tribunal der öffentlichen Meinung angewendet wird, so ist er noch unendlich irrationeller. Es ist gut, daß ein gewisses Maß von Schande jederzeit gewisse schlechte Handlungen begleitet. Aber es ist nicht gut, wenn die Übeltäter bloß das Risiko einer Lotterie der Schande zu bestehen haben, wenn neunundneunzig von jedem Hundert davonkommen und der hundertste, vielleicht der unschuldigste von den hundert, für alle bezahlen soll. Wir erinnern uns, einen Pöbelhaufen gesehen zu haben, der einen Gentleman aushöhnte, weil er ein ungetreuer Ehemann gewesen war, als wenn nicht einige der populärsten Männer, Lord Nelson zum Beispiel, ungetreue Ehemänner gewesen wären. Wir erinnern uns eines noch stärkeren Falles. Wird es die Nachwelt glauben, daß in demselben Zeitalter, in dem Männer, deren Galanterien allgemein bekannt waren, die höchsten Ämter im Staat und in der Armee bekleideten und die Lieblinge der Gesellschaft waren, ein Haufen Moralisten ins Theater ging, um einen armen Akteur zu bewerfen, weil er das eheliche Glück eines Alderman gestört hatte? Was den Eifer dieses Audito-

riums hätte rechtfertigen können, haben wir nie zu begreifen vermocht. Es ist niemals angenommen worden, daß die Stellung eines Schauspielers den strengen Tugenden besonders günstig sei oder daß ein Alderman eine spezielle Befreiung von jener Art Verletzungen genieße, die den Zorn des Publikums erregten. Doch so ist die Gerechtigkeit der Menschen.

In diesen Fällen war die Strafe zu hoch; aber das Vergehen war doch bekannt und erwiesen. Lord Byrons Fall war ärger. Erst kam die Exekution, dann die Untersuchung und ganz zuletzt, oder vielmehr gar nicht, die Anklage. Das Publikum geriet, ohne irgend etwas über die Vorgänge in seiner Familie zu wissen, in eine heftige Leidenschaft gegen ihn und schritt nun dazu, Geschichten zu erfinden, die seinen Zorn rechtfertigen könnten. Zehn bis zwanzig verschiedene Berichte von der Trennung, die einander, die sich selbst und die dem gesunden Menschenverstande widersprachen, machten gleichzeitig die Runde. Wodurch ein einziger von ihnen erwiesen sei, wußten die tugendhaften Leute, die sie nachredeten, nicht noch bekümmerten sie sich darum. Denn tatsächlich waren diese Geschichten nicht die Ursachen, sondern die Wirkungen des öffentlichen Unwillens. Lord Byrons Schriften und sein Charakter hatten den Reiz der Neuheit verloren. Er hatte sich jenes Vergehens schuldig gemacht, das unter allen Vergehen am strengsten

bestraft wird: er war zu hoch gepriesen worden, er hatte ein zu warmes Interesse erregt, und das Publikum rächte sich an ihm für seine eigene Torheit. Die Liebesbezeugungen der Menge haben keine geringe Ähnlichkeit mit denen der wollüstigen Zauberin in den arabischen Märchen, die, wenn die vierzig Tage ihrer Zärtlichkeit vorüber waren, sich nicht damit begnügte, ihre Liebhaber zu entlassen, sondern sie dazu verurteilte, in widerwärtigen Gestalten und unter grausamen Bußen das Verbrechen zu sühnen, ihr einmal gefallen zu haben.

Die üble Nachrede, die Byron zu ertragen hatte, war so, daß sie wohl ein standhafteres Gemüt hätte erschüttern können. Die Zeitungen waren voller Spottgedichte. Die Theater erzitterten von Verwünschungen. Er wurde aus Kreisen ausgeschlossen, deren Mittelpunkt er noch vor kurzem gewesen war. All jene kriechenden Wesen, die in dem Verfall edlerer Naturen schwelgen, eilten zu ihrem Schmause, und sie hatten recht; sie handelten nach ihrer Weise. Es kommt nicht alle Tage vor, daß der wilde Neid aufstrebender Dummköpfe durch die Qualen eines solchen Geistes und die Herabwürdigung eines solchen Mannes erfreut wird.

Der unglückliche Mann verließ sein Vaterland für immer. Das Geheul der Verleumdung folgte ihm über das Meer, den Rhein hinauf, über die Alpen; allmählich wurde es schwächer; es er-

erstarb; die es erhoben hatten, fingen an, einander zu fragen, was denn eigentlich an der Sache sei, über die sie so gelärmt hatten, und wünschten, den Verbrecher zurückzuladen, den sie soeben fortgetrieben hatten. Seine Poesie wurde populärer, als sie es je gewesen war, und seine Klagen wurden unter Tränen von tausenden und zehntausenden gelesen, die nie sein Gesicht gesehen hatten.

Er hatte seinen Wohnsitz an den Küsten des Adriatischen Meeres, in der malerischesten und interessantesten aller Städte, unter dem glänzendsten Himmel und an dem glänzendsten Meere aufgeschlagen. Tadelsucht war nicht der Fehler der Nachbarn, die er sich erkoren hatte. Sie waren ein durch eine schlechte Regierung und eine schlechte Religion verdorbenes Geschlecht, schon lange im Ruf der Geschicklichkeit in Künsten der Üppigkeit und gegen alle Launen der Sinnlichkeit duldsam. Von der öffentlichen Meinung seines Adoptivlandes hatte er nichts zu fürchten. Mit der öffentlichen Meinung seines Geburtslandes war er in offenem Kriege. Er stürzte sich in wilde und verzweifelte Ausschweifungen, die kein hochherziges oder zartes Gefühl adelte. Aus seinem venetianischen Harem schickte er Band auf Band in die Welt, voll Beredsamkeit, Witz, Pathos, Zoten und bitterer Verachtung. Seine Gesundheit sank unter den Wirkungen seiner Zügellosigkeit. Sein Haar ward grau. Seine Speise hörte auf, ihn

zu nähren. Ein hektisches Fieber verzehrte ihn. Es schien, als wären sein Körper und Geist im Begriff, miteinander unterzugehen.

Aus dieser kläglichen Erniedrigung wurde er einigermaßen durch eine Verbindung befreit, die zwar schuldvoll war, aber, nach dem an seinem Aufenthaltsort geltenden Maßstabe der Sittlichkeit beurteilt, tugendhaft genannt werden konnte. Allein eine vom Laster befleckte Einbildungskraft, ein vom Unglück verbittertes Temperament und eine an die verhängnisvolle Aufregung des Rausches gewöhnte Natur verhinderten ihn, das Glück vollständig zu genießen, das er aus der reinsten und ruhigsten seiner vielen Neigungen hätte schöpfen können. Mitternächtige Becher hitziger Getränke und rheinischer Weine hatten begonnen, an dem Ruin seines schönen Geistes zu arbeiten. Seine Verse verloren viel von der Energie und Gedrängtheit, die sie ausgezeichnet hatten. Aber er wollte nicht ohne Kampf die Herrschaft aufgeben, die er über die Menschen seiner Generation geübt hatte. Ein neuer Traum des Ehrgeizes erstand vor ihm: das Haupt einer literarischen Partei, der große Urheber einer geistigen Revolution zu werden, den öffentlichen Geist Englands aus seiner italienischen Verborgenheit zu leiten, wie Voltaire den öffentlichen Geist Frankreichs von seiner Villa zu Ferney geleitet hatte. In dieser Hoffnung, so scheint es, gründete er den „Liberalen". Aber wie mächtig er die

Phantasie seiner Zeitgenossen ergriffen hatte, er verkannte seine eigenen Kräfte, wenn er ihre Meinungen zu lenken hoffte, und noch gröblicher verkannte er sein eigenes Wesen, wenn er glaubte, daß er lange mit anderen Männern der Literatur in Einklang handeln könne. Das Unternehmen scheiterte, und scheiterte schmählich. Zornig auf sich selbst, zornig auf seine Mithelfer, gab er es auf, und wendete sich zu einem anderen Plane, dem letzten und edelsten seines Lebens.

Eine Nation, einstmals die erste unter den Nationen, ausgezeichnet durch Wissen, ausgezeichnet durch kriegerischen Ruhm, die Wiege der Philosophie, der Beredsamkeit und der schönen Künste, war jahrhundertelang unter ein grausames Joch gebeugt worden. Alle Laster, die die Unterdrückung erzeugt, die niedrigen Laster, die sie bei denen erzeugt, die sich ihr fügen, die wilden Laster, die sie bei denen erzeugt, die sich gegen sie sträuben, hatten den Charakter dieses unglückseligen Stammes entstellt. Der Mut, der die große Schlacht der europäischen Zivilisation gewonnen, der Europa gerettet, der Asien unterjocht hatte, fristete nur noch unter Piraten und Räubern ein kränkelndes Dasein. Der einst so hervorragend in jedem Zweige der physischen und moralischen Wissenschaften entfaltete Scharfsinn war zu furchtsamer und knechtischer List verderbt worden. Auf einmal hatte sich dieses entwürdigte Volk gegen seine Unterdrücker er-

hoben. Von den benachbarten Potentaten verlassen oder verraten, hatte es in sich selbst etwas von dem gefunden, was wohl die Stelle alles fremden Beistandes vertreten konnte, etwas von der Energie seiner Väter.

Als ein Mann der Literatur konnte Lord Byron nicht umhin, sich für den Ausgang dieses Kampfes zu interessieren. Seine politischen Meinungen, wiewohl, wie alle seine Meinungen, ungeordnet, neigten sich stark auf die Seite der Freiheit. Er hatte den italienischen Insurgenten mit seiner Börse beigestanden, und wenn ihr Kampf gegen die österreichische Regierung länger gedauert hätte, hätte er ihnen wahrscheinlich mit seinem Schwerte beigestanden. An Griechenland aber knüpften ihn besondere Bande. Er hatte sich in seiner Jugend in diesem Lande aufgehalten. Vieles von seiner glänzendsten und populärsten Poesie war ihm durch dessen Szenerie und durch dessen Geschichte eingegeben worden. Müde der Untätigkeit, in seinen eigenen Augen durch seine Privatlaster und durch seine literarischen Mißerfolge herabgesetzt, nach noch unerprobter Aufregung und ehrenvoller Auszeichnung sich sehnend, trug er seinen erschöpften Körper und seinen verwundeten Geist in das griechische Lager.

Sein Verhalten in seiner neuen Stellung zeigte so viel Kraft und gesunden Sinn, daß es uns rechtfertigt, wenn wir glauben: falls sein Leben

länger gewährt hätte, würde er sich als Soldat und als Staatsmann ausgezeichnet haben. Aber Vergnügen und Kummer hatten an dieser zarten Natur das Werk von siebzig Jahren verrichtet. Die Hand des Todes lag auf ihm; er wußte es, und der einzige Wunsch, den er äußerte, war, daß er mit dem Schwerte in der Hand sterben möge.

Dies war ihm versagt. Sorge, Anstrengung, Mangel an Selbstschonung und jene verhängnisvollen Reizmittel, die ihm unentbehrlich geworden waren, streckten ihn bald auf das Krankenbett, in einem fremden Lande, unter fremden Gesichtern, ohne ein menschliches Wesen, das er liebte. Dort schloß mit sechsunddreißig Jahren der gefeiertste Engländer des neunzehnten Jahrhunderts seine glänzende und unglückliche Laufbahn.

Es ist allemal schwer, den literarischen Charakter eines Mannes, der in unserer eigenen Zeit lebt, von seinem persönlichen Charakter zu trennen. Es ist besonders schwer, diese Trennung in dem Falle Lord Byrons vorzunehmen. Denn man übertreibt schwerlich, wenn man sagt, daß Lord Byron nie etwas ohne eine mittelbare oder unmittelbare Beziehung auf sich selbst schrieb. Das durch die Ereignisse seines Lebens erregte Interesse vermischt sich in unserem Geiste mit dem Interesse, das eigentlich seinen Werken angehört. Ein Menschenalter muß vorübergehen, bevor es möglich sein wird, sich ein gerechtes Urteil über seine Schriften zu bilden. Gegenwärtig

sind sie nicht bloß Schriften, sondern Reliquien. Wir wollen es jedoch, wiewohl mit ungeheucheltem Mißtrauen, wagen, einige flüchtige Bemerkungen über seine Dichtungen darzubieten.

Sein Geschick war in die Zeit einer großen literarischen Umwälzung gefallen. Jene Dynastie von Dichtern, die die Nachfolger Shakespeares und Spensers entthront hatte, war ihrerseits von einem Geschlecht entthront worden, das sich als Erben des alten, so lange durch Usurpatoren aus dem Besitze vertriebenen Stammes betrachtete. Die wirkliche Natur dieser Umwälzung ist, wie wir glauben, von der großen Mehrheit derer, die daran teilgenommen haben, nicht verstanden worden.

Worin vor allem unterscheidet sich die Poesie unserer Zeiten von der des vorigen Jahrhunderts? Neunundneunzig Personen unter hundert werden antworten, daß die Poesie des vorigen Jahrhunderts korrekt, aber kalt und mechanisch gewesen sei und daß die Poesie unserer Zeit zwar wild und unregelmäßig sei, aber viel lebendigere Bilder darbiete und die Leidenschaften weit stärker aufrege. Desgleichen hören wir beständig sagen, daß die Dichter des Zeitalters der Elisabeth weit mehr Genie, aber weit weniger Korrektheit gehabt hätten als die des Zeitalters der Anna. Man scheint es für anerkannt zu nehmen, daß eine gewisse Unvereinbarkeit, ein gewisser Gegensatz zwischen Korrektheit und schöpferischer Kraft

bestehe. Wir möchten vermuten, daß diese Vorstellung lediglich aus einem Mißbrauch der Worte entstanden und daß sie die Mutter vieler von den Trugschlüssen gewesen sei, die die Wissenschaft der Kritik verwirren.

Was versteht man unter Korrektheit in der Poesie? Wenn unter Korrektheit das Beobachten von Regeln verstanden wird, die ihre Begründung in der Wahrheit und in den Prinzipien der menschlichen Natur haben, dann ist Korrektheit nur ein anderer Name für Trefflichkeit. Wenn unter Korrektheit das Beobachten lediglich willkürlicher Regeln verstanden wird, dann kann Korrektheit nur ein anderer Name für Beschränktheit und Verkehrtheit sein.

Von einem Schriftsteller, der sichtbare Gegenstände falsch beschreibt und gegen die richtige Haltung des Charakters verstößt, kann im vollen und richtigen Sinne des Ausdrucks gesagt werden, daß er inkorrekt schreibt. Er verletzt das erste große Gesetz seiner Kunst. Seine Nachahmung ist dem nachgeahmten Dinge völlig unähnlich. Die vier Dichter, die am entschiedensten frei von Inkorrektheit dieser Art waren, sind Homer, Dante, Shakespeare und Milton. Sie sind daher, in einem bestimmten Sinne, und zwar in dem besten Sinne, die korrektesten unter den Dichtern.

Wenn gesagt wird, daß Virgil, wenn er auch weniger Genie als Homer besessen habe, doch ein korrekterer Schriftsteller gewesen sei, welchen

Sinn verknüpft man da mit dem Worte Korrektheit? Meint man, daß die Fabel in der Äneide geschickter entwickelt ist als in der Odyssee? Daß der Römer das Aussehen der äußeren Welt oder die Bewegungen des Gemüts genauer schildert als der Grieche? Daß die Charaktere des Achates und Mnestheus feiner unterschieden und konsequenter durchgeführt sind als die des Achilles, des Nestor und des Ulysses? Die Tatsache ist unbestreitbar, daß es leicht ist, für jede Verletzung der Grundgesetze der Poesie, die bei Homer zu finden ist, bei Virgil zwanzig zu finden.

„Troilus und Cressida" ist vielleicht unter allen Stücken Shakespeares dasjenige, das allgemein für das inkorrekteste gilt. Und doch scheint es uns unendlich korrekter, in dem richtigen Sinne des Ausdrucks, als die korrektesten Stücke der korrektesten Dramatiker. Man vergleiche es zum Beispiel mit der „Iphigénie" des Racine. Wir sind gewiß, daß die Griechen Shakespeares eine weit größere Ähnlichkeit mit den wirklichen Griechen haben, die Troja belagerten, als die Griechen des Racine, und das aus dem Grunde, weil die Griechen Shakespeares menschliche Wesen sind und die Griechen des Racine bloße Namen, bloße Worte, in Kapitalschrift an die Spitze der Paragraphen der Deklamation gedruckt. Es ist wahr, Racine hätte bei dem Gedanken geschaudert, einen Krieger bei der Belagerung von Troja den Aristoteles anführen zu lassen. Aber was nützt

es, einen einzelnen Anachronismus zu vermeiden, wenn das ganze Stück ein einziger Anachronismus ist, die Gesinnungen und Phrasen von Versailles in dem Lager von Aulis?

In dem Sinne, in dem wir das Wort Korrektheit gebrauchen, glauben wir, daß Sir Walter Scott, Mr. Wordsworth, Mr. Coleridge weit korrektere Dichter sind als die, die uns als die Muster der Korrektheit gepriesen werden, Pope zum Beispiel und Addison. Die einzige Beschreibung einer Mondscheinnacht in Popes Iliade enthält mehr Ungenauigkeiten, als in dem ganzen „Ausfluge" von Wordsworth zu finden sind. Niemand kann glauben, daß die Römer des Addison den wirklichen Römern so genau glichen, wie die Räuber Scotts den wirklichen Räubern gleichen. Sie sind allerdings keine so würdevollen Personen wie Cato. Aber die Würde der dargestellten Personen hat mit der Korrektheit der Poesie so wenig zu tun wie mit der Korrektheit der Malerei. Wir ziehen eine Zigeunerin von Reynolds dem Bilde Sr. Majestät an einem Grenzpfahle und einen Grenzer von Scott einem Senator von Addison vor.

In welchem Sinne also wird das Wort Korrektheit von denen gebraucht, die sagen, Pope sei der korrekteste der englischen Dichter gewesen? Wir können keine ewige Regel, keine in der Vernunft und in der Natur der Dinge begründete Regel entdecken, die Shakespeare nicht viel strenger be-

obachtete als Pope. Wenn man dagegen unter Korrektheit das Beobachten einer engherzigen Gesetzgebung, die strenge Beachtung gewisser zeremoniöser Gebräuche versteht, die zur Poesie nicht wesentlicher sind als die Etikette zum guten Regiment oder die Waschungen eines Pharisäers zur Frömmigkeit, dann mag Pope gewiß ein korrekterer Dichter sein als Shakespeare. Aber man kann wohl zweifeln, ob diese Art von Korrektheit ein Verdienst sei, ob sie nicht ein unbedingter Fehler sei.

Es wäre ergötzlich, eine Zusammenstellung der unvernünftigen Gesetze zu machen, die die Kritiker für den Gebrauch der Dichter abgefaßt haben. Voran in Berühmtheit und in Ungereimtheit stehen die dramatischen Einheiten von Ort und Zeit. Kein menschliches Wesen ist jemals imstande gewesen, irgend etwas ausfindig zu machen, was auch nur aus Höflichkeit ein Grund für diese Einheiten genannt werden könnte, außer daß sie aus dem allgemeinen Gebrauche der Griechen abgeleitet wurden. Es erfordert keine sehr tiefe Untersuchung, um zu entdecken, daß die griechischen Dramen, oft bewundernswert in ihrer Fassung, doch als Darstellungen des menschlichen Charakters und menschlichen Lebens weit unter den englischen Stücken aus dem Zeitalter der Elisabeth stehen. Jeder Schüler weiß, daß der dramatische Teil der athenischen Tragödien anfangs dem lyrischen Teil untergeordnet war. Es wäre daher

nicht viel weniger als ein Wunder gewesen, wenn die Gesetze der athenischen Bühne für Stücke, in denen kein Chor war, anwendbar gewesen wären. Alle die größten Meisterstücke der dramatischen Kunst sind in direkter Verletzung der Einheiten verfaßt worden und hätten niemals verfaßt werden können, wenn die Einheiten nicht verletzt worden wären. Es ist zum Beispiel klar, daß ein Charakter wie der des Hamlet niemals innerhalb der Schranken zu entwickeln gewesen wäre, in die Alfieri sich einschloß. Und doch, so groß war während des vorigen Jahrhunderts die Verehrung der Männer der Literatur für diese Einheiten, daß Johnson, der, sehr zu seiner Ehre, die Gegenseite ergriff, „über seine eigene Vermessenheit erschrocken" war, wie er selbst sagt, und „voll Furcht, den Autoritäten entgegenzutreten, die gegen ihn vorgebracht werden könnten."

Es gibt andere Regeln derselben Art ohne Ende. „Shakespeare", sagt Rymer, „hätte den Othello nicht schwarz machen sollen; denn der Held eines Trauerspiels muß immer weiß sein". „Milton", sagt ein anderer Kritiker, „hätte nicht den Adam zu seinem Helden nehmen sollen; denn der Held eines epischen Gedichts muß immer siegreich sein." „Milton", sagt ein anderer, „hätte nicht so viele Gleichnisse in sein erstes Buch bringen sollen; denn das erste Buch eines großen Gedichts muß immer das am wenigsten ausgeschmückte

sein. In dem ersten Buche der Iliade finden sich keine Gleichnisse."

Sir Roger Newdigate ist, glauben wir, wohl berechtigt, unter die großen Kritiker dieser Schule gerechnet zu werden. Er bestimmte, daß keines der Gedichte für den von ihm zu Oxford gestifteten Preis mehr als fünfzig Zeilen enthalten dürfe. Dieses Gesetz scheint uns mindestens ebensoviel vernünftigen Grund zu haben als irgend eines der von uns erwähnten; ja viel mehr, denn die Welt ist, glauben wir, so ziemlich in der Ansicht einig, daß ein Preisgedicht desto besser ist, je kürzer es ist.

Wir sehen nicht ein, warum wir nicht noch mehr derartige Regeln machen sollten; warum wir nicht vorschreiben sollten, daß die Zahl der Szenen in jedem Akte drei oder irgend eine Multiplikation von drei betragen, daß die Zahl der Zeilen in jeder Szene eine genaue Quadratzahl bilden, daß die Personen niemals mehr oder weniger als sechzehn sein und daß in heroischen Versen jede sechsunddreißigste Zeile zwölf Silben haben müsse. Wenn wir diesen Kanon aufstellen und Pope, Addison und Goldsmith inkorrekte Schriftsteller nennen wollten, weil sie sich nicht nach unsern Grillen gerichtet haben, so würden wir genau wie jene Kritiker handeln, die Inkorrektheit in der prächtigen Bilderwelt und der wechselvollen Musik Coleridges und Shelleys finden.

Die Korrektheit, die das vorige Jahrhundert so sehr pries, gleicht der Korrektheit jener Abbildungen des Gartens von Eden, die wir in alten Bibeln sehen. Wir haben da ein genaues Viereck, eingeschlossen von den Flüssen Pison, Gihon, Hiddekel und Euphrat, jeder mit einer angemessenen Brücke in der Mitte, rechtwinklige Blumenbeete, einen langen Kanal, nett gemauert und mit Geländern umgeben, den Baum der Erkenntnis, beschnitten wie eine der Linden hinter den Tuilerien, in der Mitte einer großen Allee stehend, die Schlange zweimal darum gewunden, den Mann zur rechten Seite, das Weib zur linken, und die Tiere in einem genauen Kreise darum gezogen. In seinem Sinne ist das Bild korrekt genug; nämlich die Vierecke sind korrekt, die Kreise sind korrekt, der Mann und das Weib stehen in einer höchst korrekten Linie mit dem Baume und die Schlange formiert eine höchst korrekte Spirallinie.

Wenn es aber einen Maler von solcher Begabung gäbe, daß er jenes glorreiche Paradies auf die Leinwand bringen könnte, wie es das innere Auge dessen sah, dessen äußere Sehkraft vor langem Wachen und Mühen um Freiheit und Wahrheit erloschen war, wenn es einen Maler gäbe, der den See mit einem Kranze von Myrten, die blumigen Wiesen, die von Weinlaub beschatteten Grotten, die von hesperischer Frucht und dem Gefieder prächtiger Vögel schimmern-

den Haine, den dichten Schatten der hochzeitlichen Rosenlaube vorzuführen vermöchte, was würden wir da von einem Kenner denken, der uns versicherte, dies Gemälde sei zwar schöner als das alberne Bild in der alten Bibel, aber nicht so korrekt? Sicherlich würden wir antworten: es ist sowohl schöner als korrekter, und es ist schöner, weil es korrekter ist. Es ist nicht aus korrekt gezogenen Linien zusammengesetzt; aber es ist ein korrektes Gemälde, eine würdige Darstellung dessen, zu dessen Darstellung es bestimmt ist.

Die schönen Künste sind es nicht allein, in denen jene falsche Korrektheit von engherzigen Menschen gepriesen wird, von Menschen, die die Mittel nicht von den Zwecken und das Unwesentliche nicht vom Wesentlichen unterscheiden können. Monsieur Jourdain bewundert Korrektheit im Fechten. „Sie hatten keine Ursache, mich damals zu treffen. Sie dürfen niemals die Quart stoßen, bevor sie die Terz gestoßen haben.“ Monsieur Tomès liebt Korrektheit in der medizinischen Praxis. „Ich erkläre mich für Artemius. Daß er seinen Patienten getötet hat, ist klar genug. Immer aber verfuhr er der Regel gemäß. Ein toter Mensch ist ein toter Mensch, und damit ist die Sache zu Ende. Aber wenn die Regeln gebrochen werden, dann läßt sich gar nicht sagen, was daraus entstehen kann.“ Wir haben von einem alten deutschen Offizier gehört, der ein

großer Bewunderer der Korrektheit in militärischen Operationen war. Er pflegte auf Bonaparte zu schimpfen, weil er die Kriegswissenschaft verderbe, die von Marschall Daun zu so ungemeiner Vollendung gebracht worden sei. „In meiner Jugend pflegten wir den ganzen Sommer hin und her zu marschieren, ohne eine Quadratmeile zu gewinnen oder zu verlieren, und dann gingen wir in die Winterquartiere. Und jetzt kommt ein unwissender, hitzköpfiger junger Mensch, der von Boulogne nach Ulm fliegt und von Ulm in die Mitte von Mähren und im Dezember Schlachten liefert. Das ganze System seiner Kriegskunst ist ungeheuerlich inkorrekt.“ Trotz derartigen Kritikern ist die Welt der Meinung, daß der Zweck des Fechtens das Treffen, der Zweck der Arzneikunst das Heilen, der Zweck des Krieges das Siegen ist und daß diejenigen Mittel die korrektesten sind, die diese Zwecke am besten verwirklichen.

Und hat die Poesie keinen Zweck, keine ewigen und unabänderlichen Prinzipien? Ist die Poesie bloße Sache willkürlicher Bestimmung wie die Wappenkunst? Die Heraldiker sagen uns, daß gewisse Schilde und Zeichen gewisse Verhältnisse bedeuten und daß es unheraldisch sei, Farbe auf Farbe oder Metall auf Metall zu setzen. Wenn man das alles umkehrte, wenn man jedes Wappenschild in Europa neu modelte, wenn man anordnete, daß Gold niemals anders als auf Silber

oder Silber niemals anders als auf Gold gesetzt, daß Illegitimität durch eine Raute und Witwenschaft durch eine Binde bezeichnet werden müsse, so würde die neue Wissenschaft gerade so viel taugen wie die alte Wissenschaft, weil sowohl die neue wie die alte zu nichts taugen würden. Aber nicht so steht es mit jener großen nachbildenden Kunst, von deren Macht alle Zeitalter, die rohesten und die erleuchtetsten, Zeugnis geben. Seit ihre ersten großen Meisterstücke geschaffen wurden, hat sich alles geändert, was in dieser Welt der Änderung fähig ist. Die Zivilisation ist gewonnen, verloren, wieder gewonnen worden. Religionen und Sprachen, Regierungsformen und Privatsitten, Gewohnheiten und Denkweisen haben eine Reihe von Umwälzungen erfahren. Alles ist vergangen, nur nicht die großen Züge der Natur und das Herz des Menschen und die Wunder jener Kunst, deren Aufgabe es ist, das Herz des Menschen und die Züge der Natur widerzuspiegeln. Jene zwei wunderbaren alten Gedichte, das Staunen von neunzig Generationen, bewahren noch immer ihre ganze Frische. Sie erzwingen noch immer die Verehrung von Geistern, die durch die Literatur so vieler Völker und Zeiten bereichert worden sind. Sie sind noch immer, selbst in elenden Übersetzungen, das Entzücken der Schulknaben. Nachdem sie zehntausend launische Moden überlebt, nachdem sie gesehen haben, wie ein Kodex der Kritik nach dem

anderen veraltete, bleiben sie, unsterblich mit der Unsterblichkeit der Wahrheit, noch immer dieselben, wenn sie im Studienzimmer eines englischen Gelehrten gelesen werden, wie damals, als sie zum ersten Male bei den Banketten der ionischen Fürsten gesungen wurden.

Poesie ist, wie schon vor mehr als zweitausend Jahren gesagt worden ist, Nachahmung. Sie ist eine in vielen Beziehungen der Kunst des Malers, des Bildhauers und des Schauspielers analoge Kunst. Die Nachahmungen des Malers, des Bildhauers und des Schauspielers sind sogar, innerhalb gewisser Grenzen, vollkommener als die des Dichters. Das Werkgerät, das der Dichter gebraucht, besteht lediglich aus Worten, und Worte sind, selbst wenn sie von einem solchen Künstler angewendet werden wie Homer oder Dante, nicht imstande, dem Geiste die Bilder sichtbarer Gegenstände ganz so lebensvoll und genau darzustellen, wie es die Werke des Pinsels oder des Meißels vermögen. Auf der anderen Seite aber ist der Spielraum der Poesie unendlich weiter als der jeder anderen nachahmenden Kunst, ja als der anderen nachahmenden Künste zusammengenommen. Der Bildhauer kann nur die Form, der Maler nur Form und Farbe, der Schauspieler, so lange ihn der Dichter nicht mit Worten versieht, nur Form, Farbe und Bewegung nachahmen. Die Poesie hat die äußere Welt mit den anderen Künsten gemein. Das Herz des Menschen

ist das Gebiet der Poesie und der Poesie allein. Der Maler, der Bildhauer und der Schauspieler können nicht mehr von der Leidenschaft und dem Charakter des Menschen darstellen als jenen kleinen Teil, der in Gebärde und Antlitz ausströmt, jederzeit ein unvollkommenes, oft ein trügerisches Zeichen dessen, was innen ist. Die tieferen und zusammengesetzteren Teile der menschlichen Natur können nur vermittels der Worte dargelegt werden. So sind die Gegenstände, die die Poesie nachbildet, die ganze äußere und die ganze innere Welt, das Bild der Natur, die Wechselgänge des Schicksals, der Mensch, wie er an sich ist, der Mensch, wie er in der Gesellschaft erscheint, alle Dinge, die wirklich vorhanden sind, alle Dinge, von denen wir in unserem Geiste ein Bild schaffen können, indem wir Teile von wirklich vorhandenen Dingen miteinander verbinden. Die Domäne dieser kaiserlichen Kunst ist gleichen Umfanges mit dem Vermögen der Einbildungskraft.

Eine wesentlich nachahmende Kunst darf sicherlich keinen Regeln unterworfen werden, die darauf hinführen, ihre Nachbildungen weniger vollkommen zu machen, und diejenigen, die solche Regeln befolgen, sollten nicht korrekte, sondern inkorrekte Künstler genannt werden. Der wahre Weg, über die Regeln zu urteilen, von denen die englische Poesie während des vorigen Jahrhunderts beherrscht wurde, besteht darin,

daß man die Wirkungen betrachtet, die sie hervorgebracht haben.

Es war im Jahre 1780, als Johnson seine Dichterbiographien beendigte. Er erzählt uns in diesem Werke, daß die englische Poesie seit Drydens Zeit keine Tendenz gezeigt habe, in ihre ursprüngliche Wildheit zurückzufallen, daß ihre Sprache verfeinert, ihre Verse harmonischer, ihre Gedanken besser geworden seien. Es darf vielleicht bezweifelt werden, ob die Nation große Ursache hatte, über diese Verfeinerungen und Verbesserungen zu jubeln.

Während der dreißig Jahre, die dem Erscheinen von Johnsons Lebensbeschreibungen vorhergingen, waren Diktion und Versifikation der englischen Poesie in dem Sinne, in dem das Wort gemeinhin gebraucht wird, höchst korrekt. Diese dreißig Jahre sind, was die Poesie betrifft, der kläglichste Teil unserer Literaturgeschichte. Sie haben uns tatsächlich kaum irgendwelche Gedichte hinterlassen, die erwähnt zu werden verdienten. Zwei- oder dreihundert Zeilen von Gray, zweimal so viel von Goldsmith, einige Stanzen von Beattie und Collins, einige Strophen von Mason und einige geschickte Prologe und Satiren sind die Meisterstücke dieses Zeitalters vollendeter Trefflichkeit. Sie könnten alle in einem Band zusammen gedruckt werden, und dieser Band würde keineswegs ein Band von außerordentlichem Werte sein. Er würde keine Poesie der

allerhöchsten Klasse enthalten, und wenig, das sehr hoch in die zweite Klasse gesetzt werden könnte.

Endlich, als die Poesie in einen so extremen Verfall geraten war, daß Mr. Hayley für einen großen Dichter gehalten wurde, begann es sich zu zeigen, daß das Übermaß des Übels im Begriff war, die Heilung zu bewirken. Die Menschen bekamen die abgeschmackte Unterwerfung unter einen Maßstab, der keine Autorität aus Natur oder Vernunft schöpfte, satt. Eine seichte Kritik hatte sie gelehrt, der falschen Korrektheit der Dichterlinge einen abergläubischen Wert zuzuschreiben. Eine tiefere Kritik führte sie zu der wahren Korrektheit der ersten großen Meister zurück. Die ewigen Gesetze der Poesie erlangten ihre Gewalt wieder, und die zeitlichen Moden, die diese Gesetze beseitigt hatten, gingen den Weg der Perücke des Lovelace und des Reifrocks der Clarissa.

Es war eine kalte und dürre Zeit, in der die Saaten der reichen Ernte, die wir eingebracht haben, zuerst gesät wurden. Während die Poesie jedes Jahr schwächer und mechanischer wurde, während die eintönige Versifikation, die Pope eingeführt hatte, nicht mehr durch seinen glänzenden Witz und seine Gedrängtheit des Ausdrucks gehoben, am Ohre des Publikums verhallte, zogen die großen Werke der alten Meister mehr und mehr von der Bewunderung auf sich, die sie verdienten. Die Stücke Shakespeares wurden

besser gespielt, besser herausgegeben und besser bekannt als je. Unsere schönen alten Balladen wurden wieder mit Vergnügen gelesen, und es wurde zur Mode, sie nachzuahmen. Viele dieser Nachahmungen waren gänzlich wertlos. Aber sie zeigten, daß die Menschen endlich angefangen hatten, die Trefflichkeit zu bewundern, mit der sie nicht wetteifern konnten. Eine literarische Revolution stand augenscheinlich bevor. Es war eine Gährung in den Geistern der Menschen, ein unbestimmtes Verlangen nach irgend etwas Neuem, eine Geneigtheit, alles mit Freude zu begrüßen, was auf den ersten Anblick den Anschein von Originalität trug. Ein reformierendes Zeitalter ist jederzeit fruchtbar an Betrügern. Derselbe aufgeregte Zustand der öffentlichen Stimmung, der die große Trennung vom römischen Stuhle hervorbrachte, erzeugte auch die Ausschweifungen der Wiedertäufer. Dieselbe Bewegung im öffentlichen Geiste Europas, die die Mißbräuche des alten französischen Regierungssystems stürzte, erzeugte die Jakobiner und die Theophilanthropisten. Macpherson und Della Crusca verhielten sich zu den wahren Reformatoren der englischen Poesie wie Knipperdolling zu Luther oder Clootz zu Turgot. Der Erfolg der Fälschungen Chattertons und der noch weit verächtlicheren Fälschungen Irelands bewies, daß die Leute angefangen hatten, die alte Poesie leidenschaftlich, wenn auch nicht weise zu lieben

Das Publikum war geneigter, Geschichten ohne Beweis zu glauben und Schriften ohne Verdienst zu bewundern. Was nur irgend die traurige Eintönigkeit der korrekten Schule unterbrechen konnte, war willkommen.

Der Vorläufer der großen Restauration unserer Literatur war Cowper. Seine literarische Laufbahn begann und endete ziemlich gleichzeitig mit der des Alfieri. Eine Vergleichung zwischen Alfieri und Cowper mag auf den ersten Anblick wunderlich erscheinen. Es mag scheinen, daß der sanfte, schüchterne, schwermütige Calvinist, dessen Mut durch die Schläge in der Schule gebrochen worden war, dessen liebste Gesellschaft eine blinde alte Dame und ein evangelischer Theolog waren, nichts gemein gehabt haben könne mit dem stolzen, feurigen und wollüstigen Edelmann, dem Jockei, dem Wüstling, der mit Lord Ligonier im Hyde Park focht und dem Prätendenten seine Königin raubte. Doch wiewohl das Privatleben dieser merkwürdigen Männer kaum irgend welche Punkte der Ähnlichkeit bietet, so findet sich doch in dem literarischen Leben beider eine genaue Analogie. Beide fanden die Poesie in ihrem niedrigsten Stande der Entwürdigung, schwach, gekünstelt und ohne Nerv. Sie beide besaßen genau die Talente, die sie dazu geeignet machten, sie aus ihrer tiefen Erniedrigung zu heben. Sie können nicht in strengem Sinne große Dichter genannt werden. Sie besaßen nicht in einem sehr

hohen Grade das schöpferische Vermögen: „das Hellseh'n und die göttergleiche Kraft"; aber sie besaßen große Stärke des Gedankens, große Wärme des Gefühls, und was unter ihren Umständen vor allen Dingen wichtig war: eine Männlichkeit des Geschmacks, die an Rauheit grenzte. Sie ließen sich nicht auf mechanische Versifikation und konventionelle Redensarten ein. Sie schrieben über Dinge, deren Gedanke ihre Herzen in Feuer setzte, und so besaß das, was sie schrieben, selbst wenn es jedes anderen Reizes ermangelte, jenen unnachahmlichen Reiz, den Aufrichtigkeit und starke Leidenschaft den rohesten und einfachsten Leistungen verleihen. Jeder von ihnen suchte Begeisterung in einem edlen und ergreifenden Stoffe, fruchtbar an Bildern, die noch nicht abgenutzt waren. Freiheit war die Muse Alfieris, Religion die Muse Cowpers. Dieselbe Wahrheit ist in ihren leichteren Sachen zu finden. Sie gehörten nicht zu denen, die in melodischen Gemeinplätzen die Strenge einer erdichteten Gebieterin zu erweichen suchten oder ihre Abwesenheit beklagten. Statt über eingebildete Chloes und Sylvias zu faseln, schrieb Cowper über Mrs. Unwins Stricknadeln. Die einzigen Liebesgedichte Alfieris wurden an eine Frau gerichtet, die er wahrhaft und leidenschaftlich liebte. „Tutte le rime amorose che seguono", sagt er, „tutte sono per essa, e ben sue, e di lei solamente; poichè mai d'altra donna per certo non canterò."

Diese beiden großen Männer waren nicht frei von Affektation. Aber ihre Affektation war der allgemein vorherrschenden Affektation direkt entgegengesetzt. Jeder von ihnen drückte in starker und bitterer Sprache die Verachtung aus, die er für die verweichlichten Dichterlinge empfand, die sowohl in England als in Italien in der Mode waren. Bei Männern, die der schläfrigen Manier ihrer Zeitgenossen so müde waren, schien Rauheit ein verzeihlicher Fehler, oder vielmehr ein positives Verdienst. In ihrem Hasse gegen buhlerischen Schmuck und gegen das, was Cowper „Milchrahmglätte" nannte, fehlten sie nach der entgegengesetzten Seite hin. Ihr Stil war zu herb, ihre Versifikation zu rauh. Gleichwohl ist es nicht leicht, den Dienst, den sie der Literatur geleistet haben, zu überschätzen. Der innere Wert ihrer Gedichte ist bedeutend. Aber das Beispiel von Auflehnung gegen ein verkehrtes System, das sie gaben, war unschätzbar. Die Rolle, die sie durchführten, war mehr die des Moses als die des Josua. Sie öffneten das Haus der Knechtschaft; aber sie betraten das Land der Verheißung nicht.

Während der zwanzig Jahre, die dem Tode Cowpers folgten, wurde die Umwälzung in der englischen Poesie vollendet. Keiner von den Schriftstellern dieser Periode, selbst Walter Scott nicht, trug dazu so viel bei wie Lord Byron. Gleichwohl trug Lord Byron wider Willen und

mit Scham und stetem Selbstvorwurf dazu bei. Alle seine Neigungen und Richtungen wiesen ihn darauf hin, für die Schule der Poesie, die abzog, gegen die Schule Partei zu nehmen, die im Einziehen war. Von Pope sprach er mit ausschweifender Bewunderung. Er wagte nicht, geradezu zu sagen, daß der kleine Mann von Twickenham ein größerer Dichter gewesen sei als Shakespeare oder Milton, aber er gab ziemlich deutlich zu verstehen, daß er so dachte. Er lobte dann und wann Mr. Wordsworth und Mr. Coleridge; aber in widerwilliger Weise und ohne Herzlichkeit. Wenn er sie angriff, so war er mit ganzer Seele bei der Sache. Er hat mit Nachdruck die drei Einheiten gebilligt, die albernsten Gesetze, durch die der Genius jemals in Knechtschaft gehalten worden ist. In einem seiner Werke vergleicht er die Poesie des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Parthenon und die des neunzehnten mit einer türkischen Moschee und rühmt sich, daß er, wenn er auch seinen Zeitgenossen beim Aufrichten ihres grotesken und barbarischen Gebäudes Hilfe geleistet, sich doch niemals mit ihnen zur Zerstörung der Reste einer keuscheren und reizvolleren Baukunst verbunden habe. An einer anderen Stelle vergleicht er die Änderung, die neuerdings mit der englischen Poesie vorgegangen sei, mit dem Verfall der lateinischen Poesie nach dem augusteischen Zeitalter.

Für die großen alten Meister der Kunst hatte er

keine sehr enthusiastische Verehrung. Unter allen Dichtern ersten Ranges scheint er Dante und Milton am meisten bewundert zu haben. Indes stellt er im vierten Gesange des „Child Harold“ Tasso, einen Schriftsteller, der ihnen nicht bloß nachsteht, sondern zu einer ganz anderen Art von Geistern gehört, auf mindestens gleichen Fuß mit ihnen.

Aber Byron der Kritiker und Byron der Dichter waren zwei sehr verschiedene Wesen. Zwar lassen sich die Wirkungen der Theorie des edlen Schriftstellers oft in seiner Praxis verfolgen. Aber seine Richtung bewog ihn, sich dem literarischen Geschmack des Zeitalters, in dem er lebte, zu akkomodieren, und seine Talente würden ihn befähigt haben, sich dem literarischen Geschmack jedes Zeitalters anzupassen. Wiewohl er viel von seiner Verachtung für die Menschheit sprach und wiewohl er sich rühmte, daß er inmitten der Unbeständigkeit des Glückes und des Ruhmes sich selbst genüge, so zeigte doch seine literarische Laufbahn nichts von jenem einsamen und ungeselligen Stolze, den er affektierte. Wir können uns ihn nicht wie Milton oder Wordsworth denken, der Kritik seiner Zeitgenossen Trotz bietend, ihren Hohn zurückgebend und an einem Gedichte in der vollen Zuversicht arbeitend, daß es unpopulär und zugleich unsterblich sein werde. Er hat durch den Mund eines seiner Helden gesagt, daß „der dienen muß, der herrschen will“,

und dies bezeichnet er als einen Grund, nicht in das politische Leben einzutreten. Er bedachte nicht, daß die Herrschaft, die er in der Literatur geführt hatte, durch Knechtschaft, durch das Opfer seines eigenen Geschmackes an den Geschmack des Publikums erkauft war.

Er war das Geschöpf seines Zeitalters, und wann immer er gelebt hätte, wäre er das Geschöpf seines Zeitalters gewesen. Unter Karl I. wäre Byron zierlicher als Donne gewesen. Unter Karl II. hätten die schwülstigen Wortspiele von Byrons Reimstücken Bilboa in Parterre, Logen und Galerie den Rang abgelaufen. Unter Georg I. hätte die eintönige Glätte von Byrons Versifikation und die Gefeiltheit seines Ausdruckes selbst Pope neidisch gemacht.

Er lebte in den letzten dreizehn Jahren des achtzehnten und den ersten dreiundzwanzig Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Er gehörte halb zu der alten und halb zu der neuen Schule der Poesie. Sein persönlicher Geschmack lenkte ihn zu der ersteren, sein Durst nach Lob zu der letzteren; seine Talente entsprachen gleichmäßig beiden. Sein Ruhm war ein gemeinsamer Boden, auf dem die Fanatiker beider Seiten sich treffen konnten. Er war nicht der Repräsentant einer der beiden literarischen Parteien, sondern beider zugleich und ihres Kampfes und des Sieges, durch den dieser Kampf beendigt wurde. Seine Poesie füllt und durchmißt das

Ganze des großen Zwischenraumes, durch den unsere Literatur seit Johnsons Zeit sich bewegt hat.

Es gibt mehrere analoge Beispiele in der Literaturgeschichte. Voltaire zum Beispiel war das verbindende Glied zwischen dem Frankreich Ludwigs XIV. und dem Frankreich Ludwigs XVI., zwischen Racine und Boileau auf der einen Seite und Condorcet und Beaumarchais auf der anderen. Er stellte sich wie Lord Byron an die Spitze einer geistigen Revolution, indem er sie die ganze Zeit fürchtete, gegen sie murrte, über sie spöttelte und doch es vorzog, vor dem Zeitalter herzugehen als zurückgelassen und vergessen zu werden. Dryden war das verbindende Glied zwischen dem Zeitalter Jakobs I. und dem Zeitalter Annas. Ormuzd und Ahriman kämpften um ihn. Ahriman trug den Sieg davon. Aber sein Herz war bis zuletzt bei Ormuzd. Lord Byron war in derselben Weise der Vermittler zwischen zwei Generationen, zwischen zwei feindlichen Dichtersekten. Wiewohl immer über Mr. Wordsworth spöttelnd, war er doch, wenn auch unbewußt, der Dolmetscher zwischen Wordsworth und der Menge. In den lyrischen Balladen und in dem „Ausflug" erschien Mr. Wordsworth als der Hohepriester eines Kultus, dessen Idol die Natur war. Nie haben Gedichte einen feineren Sinn für die Schönheit der Außenwelt und eine leidenschaftlichere Bewunderung und Verehrung dieser

Schönheit verkündigt. Gleichwohl waren sie nicht populär, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie jemals in dem Sinne populär sein werden, in dem es die Poesie Walter Scotts ist. Die Empfindung, die sie durchdrang, war zu tief für allgemeine Sympathie. Ihr Stil war oft zu dunkel für allgemeines Verständnis. Sie zogen einige wenige esoterische Jünger und viele Spötter herbei. Was Mr. Wordsworth wie ein Einsiedler gesagt hatte, das sagte Lord Byron wie ein Weltmann, mit weniger tiefem Gefühl, aber mit mehr Klarheit, Energie und Gedrängtheit.

Lord Byron hatte wie Mr. Wordsworth nichts Dramatisches in seinem Genius. Er war geradezu das Kehrbild eines großen Dramatikers, der absolute Gegensatz eines großen Dramatikers. Alle seine Charaktere, Harold, auf den Himmel blickend, an dem sein Vaterland und die Sonne zusammen verschwinden, der Giaur, wie er allein in dem Dunkel des Seitenflügels steht und unter seiner langen Kutte hervor einen wilden Seitenblick auf das Kruzifix und den Zensor wirft, Konrad, am Wachtturme sich auf sein Schwert lehnend, Lara, den Tänzern zulächelnd, Alp, unablässig auf die verhängnisvolle Wolke starrend, die über den Mond hinweggeht, Manfred, unter den Berghängen Berns wandernd, Azzo auf dem Richterstuhl, Ugo vor den Schranken, Lambro, mit finsterem Blick die Siesta seiner Tochter und Juans betrachtend, Kain, sein unannehmbares

Opfer darbringend: — alle sind wesentlich dieselben. Die Verschiedenheiten sind lediglich Verschiedenheiten des Alters, der Lage und des äußeren Ansehens. Sobald Lord Byron Menschen von anderer Art darzustellen versuchte, machte er sie entweder abgeschmackt oder unnatürlich. Selim ist nichts. Bonnivart ist nichts. Don Juan, in den ersten und besten Gesängen, ist eine schwache Kopie des Pagen in der „Hochzeit des Figaro". Johnson, der Mann, den Juan auf dem Sklavenmarkte trifft, ist auf das sichtlichste mißraten. Wie anders würde Sir Walter Scott einen großtuenden, furchtlosen Engländer in solch einer Lage gezeichnet haben! Man hätte geglaubt, das Porträt aus der Leinwand herausschreiten zu sehen.

Sardanapal ist gröber gezeichnet als irgend eine dramatische Person, deren wir uns entsinnen können. Es ist wahr, sein Heroismus und seine Verweichlichung, seine Todesverachtung und seine Furcht vor einem schweren Helm, sein königlicher Entschluß, sich in den vordersten Reihen sehen zu lassen, und der Eifer, mit dem er nach einem Spiegel ruft, damit er vorteilhaft aussehe, sind mit der ganzen Schärfe eines Juvenal einander gegenübergestellt. Aber es ist nicht die Sache des Dramatikers, Charaktere in Form so schroffer Gegensätze darzustellen. Nicht so läßt Shakespeare den Prinzen Hal sich von dem Wüstling von Eastcheap zu dem Helden von

Shrewsbury erheben und wieder zu dem Wüstling von Eastcheap zurücksinken. Nicht so hat Shakespeare die Verbindung von Verweichlichung und Mut im Antonius dargestellt. Ein Dramatiker begeht den größten Fehler, wenn er jenen scharf pointierten Charakterschilderungen folgt, in denen sich Satiriker und Geschichtsschreiber so gern ergehen. Die Satiriker und Geschichtsschreiber bringen diese effektvollen Charaktere durch Zurückdrängung des Natürlichen hervor. Ihr Hauptziel ist in der Regel, jedermann so viel widersprechende Eigenschaften zuzuschreiben als nur möglich, und das ist ein Ziel, das sich leicht erreichen läßt. Durch gut berechnete Auswahl und gut berechnete Übertreibung lassen sich der Geist und die Richtung jedes menschlichen Wesens so schildern, als wenn sie aus nichts als überraschenden Gegensätzen beständen. Wenn aber der Dramatiker ein Wesen zu schaffen versucht, das einer dieser Schilderungen entspricht, so scheitert er, weil er einen unvollkommenen analytischen Prozeß umkehrt. Er bringt nicht einen Menschen, sondern ein personifiziertes Epigramm hervor. Ganz ausgezeichnete Schriftsteller sind in diese Schlinge gefallen. Ben Jonson hat Hermogenes den lebensvollen Zeilen des Horaz nachgebildet; aber die Inkonsequenz, die in der Satire so ergötzlich ist, erscheint unnatürlich und mißfällt im Lustspiel. Sir Walter Scott hat einen noch weit auffälligeren Fehler derselben Art in der

Novelle „Peveril" begangen. Indem er die scharfen und kräftigen Zeilen, in denen Dryden den Herzog von Buckingham satirisch schilderte, bewunderte, wie jeder verständige Leser sie bewundern muß, versuchte Sir Walter einen ihnen entsprechenden Herzog von Buckingham, einen wirklichen lebenden Zimri zu schaffen, und er schuf nicht einen Menschen, sondern das groteskeste aller Ungeheuer.

Doch um zu Lord Byron zurückzukehren, seine Frauen, wie seine Männer, sind alle von einem Schlage. Haidee ist eine halbwilde und mädchenhafte Julia; Julia ist eine zivilisierte und matronenhafte Haidee. Leila ist eine verheiratete Zuleika, Zuleika eine jungfräuliche Leila. Gülnare und Medora scheinen als Gegensätze beabsichtigt zu sein. Allein ihre Verschiedenheit ist bloß eine Verschiedenheit der Lage. Ein kleiner Wechsel der Umstände hätte Gülnare zu Medoras Laute gewiesen und Medora mit Gülnares Dolch bewaffnet.

Man sagt schwerlich zu viel, wenn man sagt, daß Lord Byron nur einen einzigen Mann und ein einziges Weib schildern konnte: einen stolzen, eigenwilligen, zynischen Mann, mit Trotz auf der Stirn und Elend im Herzen, einen Verächter seines Geschlechts, unversöhnlich in der Rache und doch tiefer und starker Zuneigung fähig; ein Weib, ganz Sanftmut und Milde, voll Sehnsucht, zu liebkosen und geliebkost zu werden, aber fähig,

durch Leidenschaft in eine Tigerin verwandelt zu werden.

Selbst diese zwei Charaktere, seine einzigen zwei Charaktere, konnte er nicht dramatisch vorführen. Er analysierte sie; er ließ sie sich selbst analysieren; aber er ließ sie nicht sich selbst zeigen. Es wird uns zum Beispiel in vielen äußerst kräftigen und belebten Versen erzählt, daß Laras Rede bitter sarkastisch gewesen sei, daß er wenig von seinen Reisen erzählte, daß seine Antwort kurz und seine Stirne düster wurde, wenn er viel über sie gefragt wurde. Aber wir bekommen nichts von Laras sarkastischen Reden oder kurzen Antworten zu hören. Nicht in dieser Art haben die großen Meister der Menschenschilderung menschliche Wesen gezeichnet. Homer sagt uns niemals, daß Nestor lange Geschichten von seiner Jugend zu erzählen liebte. Shakespeare sagt uns niemals, daß in Jagos Geist alles, was schön und reizend ist, mit irgend einer schnöden und entwürdigenden Idee verbunden war.

Lord Byrons Dialog hat die beständige Tendenz, seinen Charakter als Dialog zu verlieren und zu einem Selbstgespräch zu werden. Die Szenen zwischen Manfred und dem Gemsenjäger, zwischen Manfred und der Alpenhexe, zwischen Manfred und dem Abt sind Beispiele dieser Tendenz. Nach wenigen unbedeutenden Gesprächen hat Manfred das Reden ganz für sich

allein. Die anderen Teilnehmer sind weiter nichts als gute Zuhörer. Sie lassen gelegentlich eine Frage oder einen Ausruf fallen, die dann Manfred wieder auf das unerschöpfliche Thema seiner persönlichen Empfindungen bringen. Wenn wir die schönen Stellen in Lord Byrons Dramen untersuchen, die Schilderung Roms zum Beispiel im „Manfred", die Schilderung eines venetianischen Festmahls im „Marino Faliero", die Strafrede, die der alte Doge zum Schluß gegen Venedig spricht, so werden wir finden, daß nichts Dramatisches in diesen Reden liegt, daß sie nichts von ihrem Eindruck aus dem Charakter oder der Lage des Redenden entlehnen und daß sie ebenso schön oder schöner gewesen wären, wenn sie als Bruchstücke einfacher Gedichte von Lord Byron herausgegeben worden wären. Bei Shakespeare wird sich schwerlich eine Rede finden, von der man dasselbe sagen könnte. Kein verständiger Leser von Shakespeares Stücken könnte es aushalten, das, was man die schönen Sachen nennt, unter dem Namen von „Schönheiten" oder von „geschmackvollen Auszügen" herausgenommen zu sehen oder irgend eine einzelne Stelle, „Sein oder nicht sein" zum Beispiel, als ein Probestück des großen Dichters anführen zu hören. „Sein oder nicht sein" hat unstreitig als Gedicht Wert. Es würde Wert haben, wenn es in den Mund eines Chorus gelegt würde. Aber sein Wert als Gedicht verschwindet, wenn man ihn mit dem Werte ver-

gleicht, den es dadurch erhält, daß es Hamlet angehört. Man sagt nicht zu viel, wenn man sagt, daß die großen Stücke Shakespeares, wenn sie aller der Stellen beraubt würden, die gemeiniglich die schönen Stellen genannt werden, weniger verlieren würden, als diese Stellen dadurch verlieren, daß sie getrennt von dem Stücke gelesen werden. Das ist vielleicht das höchste Lob, das einem Dramatiker erteilt werden kann.

Andererseits kann man zweifeln, ob sich in sämtlichen Stücken Lord Byrons eine einzige bemerkenswerte Stelle findet, die irgend einen Teil ihres Interesses oder Eindruckes ihrem Zusammenhange mit den Charakteren oder der Handlung verdankt. Er hat, so viel wir uns erinnern können, eine einzige Szene geschrieben, die in der Anlage dramatisch ist: die Szene zwischen Luzifer und Kain. Die Verhandlung ist belebt und jeder der Sprechenden hat einen angemessenen Anteil daran. Wenn man aber diese Szene näher prüft, so wird man finden, daß sie unsere Bemerkungen bestätigt. Sie ist nur in der Form dialogisch; im Wesen ist sie ein Selbstgespräch. Sie ist tatsächlich eine im Innern eines unruhigen und skeptischen Geistes geführte Debatte. Die Fragen und die Antworten, die Einwendungen und die Erklärungen gehören alle demselben Charakter an.

Von einem Schriftsteller, der so wenig dramatische Kunst in Werken zeigt, die dramatisch sein

sollen, ist nicht zu erwarten, daß er die Erzählung mit dramatischem Effekt behandelt. In der Tat, nichts könnte roher und nachlässiger sein als die Anlage seiner erzählenden Gedichte. Seine zwei längsten Werke, „Childe Harold“ und „Don Juan“, haben gar keinerlei Plan. Jedes von ihnen hätte zu beliebiger Länge ausgedehnt oder an jeder Stelle abgebrochen werden können. Der Zustand des „Giaur“ stellt die Art und Weise, in der alle Gedichte Byrons konstruiert sind, ins Licht. Sie sind alle, wie der „Giaur“, Sammlungen von Fragmenten, und wenn sich auch kein leerer Raum findet, der durch Sternchen bezeichnet wäre, so ist doch durch die ungeschickte Verbindung leicht zu erkennen, wo die Teile, um derentwillen das Ganze zusammengesetzt wurde, aufhören und anfangen.

Die Schilderung und die Betrachtung sind die Gebiete, auf denen Byron glänzte. Seine Manier ist ganz eigentümlich und fast unerreicht: rasch, skizzenhaft, voll Kraft; die Auswahl glücklich; die Züge sparsam und kühn. Ungeachtet der Verehrung, die wir für den Genius Mr. Wordsworths fühlen, können wir uns der Meinung nicht entschlagen, daß das Minutiöse seiner Beschreibungen oft ihren Eindruck schmälert. Er hat sich daran gewöhnt, die Natur mit dem Auge eines Liebhabers zu betrachten, bei jedem Zuge zu verweilen und jede Veränderung des Aussehens zu bemerken. Die Schönheiten, die auch den nach-

lässigsten Beobachter ergreifen, und die Schönheiten, die nur eine genaue Aufmerksamkeit entdeckt, sind ihm gleich vertraut und treten in seiner Poesie in gleichem Maße hervor. Der Spruch des alten Hesiod, daß die Hälfte oft mehr ist als das Ganze, läßt sich auf die Beschreibung anwenden. Die Politik der Holländer, die den größten Teil der kostbaren Bäume auf den Gewürzinseln fällten, um den Wert der übrigen zu erhöhen, war eine Politik, deren Nachahmung den Dichtern zu empfehlen wäre. Es war eine Politik, die kein Dichter besser verstand als Lord Byron. Was er auch für Fehler gehabt haben mag, er hat sich niemals, solange sein Geist seine Kraft bewahrte, der Weitschweifigkeit schuldig gemacht.

Aber so groß der innere Wert seiner Schilderungen war, ihr Hauptinteresse gewannen sie durch das Gefühl, das sich ihnen stets beimischte. Er war selbst der Anfang, die Mitte und das Ende seiner ganzen Poesie, der Held jeder Erzählung, der Hauptgegenstand in jeder Landschaft. Harold, Lara, Manfred und eine Menge anderer Charaktere sind allgemein lediglich als Inkognitos Byrons betrachtet worden, und man hat allen Grund zu glauben, daß er sie so betrachtet wissen wollte. Die Wunder der äußeren Welt, der Tagus mit den mächtigen Flotten Englands auf seinem Schoße, die Türme Cintras, über dem zottigen Wald von Korkbäumen und Weiden ragend, der blendende Marmor von Pentelikon, die Ufer des

Rheins, die Gletscher von Clarens, der sanfte lemanische See, die Grotte der Egeria mit ihren Sommervögeln und raschelnden Eidechsen, die formlosen Trümmer Roms, von Efeu und Mauerblumen überwachsen, die Sterne, das Meer, die Gebirge, alles waren bloße Nebendinge, der Hintergrund für die eine finstere und schwermütige Gestalt.

Niemals besaß ein Schriftsteller eine so souveräne Gewalt über die ganze Beredsamkeit des Hohnes, des Menschenhasses und der Verzweiflung. Diese Quelle trocknete niemals aus. Keine Kunst konnte diese ewigen Gewässer der Bitterkeit süßen, kein Trunk sie ausschöpfen. Nie gab es eine solche Abwechslung in der Eintönigkeit wie bei Byron. Vom wahnsinnigen Gelächter bis zur herzdurchdringenden Wehklage gab es nicht einen einzigen Ton menschlicher Qual, der ihm nicht zu Gebote gestanden hätte. Jahr auf Jahr und Monat auf Monat fuhr er fort, zu wiederholen, daß unglücklich zu sein das Geschick aller sei; daß besonders unglücklich zu sein das Geschick der Besonderen sei; daß alle Wünsche, zu denen wir verdammt sind, gleichmäßig zum Unglück führen; wenn sie nicht befriedigt werden, zum Unglück getäuschter Hoffnung, wenn sie befriedigt werden, zum Unglück des Überdrusses. Seine Helden sind Menschen, die auf verschiedenen Wegen an dasselbe Ziel, die Verzweiflung gelangt sind, die des Lebens müde, mit der

Gesellschaft in Krieg sind, die in ihrer Pein nur durch einen unbezwingbaren Stolz, gleich dem des Prometheus auf dem Felsen oder des Satans im brennenden Kalk, aufrechterhalten werden, die ihre Qualen durch die Stärke ihres Willens beherrschen können und die bis zum letzten Augenblicke der ganzen Gewalt der Erde und des Himmels Trotz bieten. Sich selbst schildert er immer als einen Mann von gleicher Art wie seine Lieblingsschöpfungen, als einen Mann, dessen Herz verzehrt sei, dessen Fähigkeit zum Glücklichsein dahin und nicht wieder zu gewinnen sei, dessen unbesiegbarer Geist es aber mit dem Schlimmsten aufnehme, das ihm hier oder künftig begegnen könne.

Wieviel von diesem krankhaften Gefühl aus einem ursprünglichen Gemütsleiden, wieviel aus wirklichem Mißgeschick, wieviel aus der Anspannung des Sinnenrausches entsprang, wieviel eingebildet, wieviel rein affektiert gewesen ist, das zu entscheiden ist für uns unmöglich und wäre wahrscheinlich auch für die vertrautesten Freunde Lord Byrons unmöglich gewesen. Ob jemals eine Person, die seiner Selbstschilderung entsprach, existiert habe oder existieren könne, darüber kann man im Zweifel sein; aber daß er keine solche Person war, ist außer allem Zweifel. Es ist lächerlich, sich einzubilden, daß ein Mann, dessen Geist wirklich von Verachtung gegen seine Mitgeschöpfe erfüllt war, jedes Jahr drei oder vier Bücher

herausgegeben hätte, um ihnen das zu sagen; oder daß ein Mann, der in Wahrheit hätte sagen können, daß er Sympathie weder suche noch brauche, ganz Europa zum Anhören seines Lebewohls an sein Weib und seiner Segnungen für sein Kind zugelassen hätte. Im zweiten Gesange des „Child Harold" versichert er uns, daß er für Ruhm und Schmähung unempfindlich sei; gleichwohl wissen wir, daß er sich einen oder zwei Tage, bevor er diese Zeilen veröffentlichte, kindisch über die Komplimente freute, die ihm seine Jungfernrede im Oberhause eintrug.

Wir sind jedoch weit davon entfernt, zu meinen, daß seine Schwermut gänzlich erdichtet gewesen sei. Er war von Natur ein Mann von großer Empfindlichkeit; er war schlecht erzogen worden; seine Gefühle waren frühzeitig scharfen Prüfungen ausgesetzt worden; er war in seiner jugendlichen Liebe enttäuscht worden; er war durch das Fehlschlagen seiner ersten literarischen Versuche gekränkt worden; er war in beengten Geldverhältnissen; er war unglücklich in seinen häuslichen Beziehungen; das Publikum behandelte ihn mit grausamer Ungerechtigkeit; seine Gesundheit und sein Lebensmut litten unter seinen wüsten Lebensgewohnheiten; er war, alles in allem, ein unglücklicher Mensch. Er entdeckte früh, daß er einen unermeßlichen Eindruck machte, wenn er der Menge sein Unglück vorführte. Die Welt ermutigte ihn in jeder Weise, über seine geistigen

Leiden zu sprechen. Das Interesse, das seine ersten Bekenntnisse erregten, verleitete ihn, vieles zu affektieren, was er nicht fühlte, und die Affektation wirkte wahrscheinlich auf seine Gefühle zurück. Wie weit der Charakter, als den er sich darstellt, echt und wie weit er theatralisch war, das zu sagen hätte ihn wahrscheinlich selbst in Verlegenheit gesetzt.

Es kann kein Zweifel sein, daß dieser merkwürdige Mann den großen Einfluß, den er auf seine Zeitgenossen ausübte, mindestens ebensosehr seiner düsteren Ichsucht als der wirklichen Gewalt seiner Poesie verdankte. Wir haben niemals recht deutlich begreifen können, woher es kommt, daß die in der Konversation so unbeliebte Ichsucht in den Schriften so beliebt ist, und woher es kommt, daß Menschen, die in ihren Schriften Eigenschaften und Empfindungen affektieren, die sie nicht haben, ihre Zeitgenossen soviel leichter täuschen als die Nachwelt. Das Interesse, das die Liebeshändel Petrarcas zu seiner eigenen Zeit erweckten, und die mitleidige Zärtlichkeit, mit der halb Europa auf Rousseau blickte, sind weltbekannt. Lesern unseres Zeitalters erscheint die Liebe Petrarcas als eine Liebe von der Art, über die keine Herzen brechen, und scheinen die Leiden Rousseaus eher Gelächter als Mitleid zu verdienen und zudem teilweise erdichtet, teilweise die Folgen seiner eigenen Verkehrtheit und Eitelkeit zu sein.

Was unsere Enkel von dem Charakter Lord Byrons, wie er sich in seinen Gedichten darlegt, denken werden, das zu erraten wollen wir uns nicht anmaßen. Gewiß ist, daß das Interesse, das er während seines Lebens erregte, ohnegleichen in der Literaturgeschichte ist. Die Gefühle, mit denen junge Leser ihn betrachteten, können nur von denen begriffen werden, die sie selbst erfahren haben. Für Leute, die unbekannt mit wirklichem Unglücke sind, „ist nichts so köstlich süß wie liebenswürdige Schwermut". Dieses matte Abbild des Kummers hat zu allen Zeitaltern auf junge Menschen als eine angenehme Sensation gewirkt. Gereiftere Menschen haben so viele wirkliche Ursachen zur Betrübnis, daß sie selten geneigt sind, „so betrübt wie die Nacht bloß aus Übermut zu sein". Es fehlt ihnen dazu sowohl die Kraft wie die Neigung. Wir kennen sehr wenige im tätigen Leben beschäftigte Personen, die imstande sind, allzu viel von dem zu genießen, was man die „Verzückung des Leidens" nennt.

Bei der zahlreichen Klasse junger Menschen, deren Lektüre fast gänzlich auf Werke der Phantasie beschränkt ist, war die Popularität Lord Byrons grenzenlos. Sie kauften Porträts von ihm; sie sammelten die kleinsten Reliquien von ihm; lie lernten seine Gedichte auswendig und bemühten sich fieberhaft, wie er zu schreiben und wie er auszusehen. Viele von ihnen versuchten vor dem Spiegel das Zucken der Oberlippe und

das Finstere der Miene herauszubekommen, das sich in einigen seiner Porträts findet. Sie verabschiedeten ihre Halstücher nach dem Vorbild ihres großen Führers. Einige Jahre lang ging kein Roman aus der Presse, der nicht einen geheimnisvollen, unglücklichen, Lara-artigen Peer enthielt. Die Zahl hoffnungsvoller Jünger der Heilkunst, die zu Opfern schwarzer Zwangsvorstellungen wurden, die von ihren Leidenschaften zu Staub verzehrt wurden und denen die Erleichterung der Tränen versagt war, übersteigt alle Berechnung. Das war noch nicht das Schlimmste. In den Gemütern vieler dieser Enthusiasten bildete sich eine unheilvolle und verkehrte Ideenverbindung zwischen geistiger Kraft und sittlicher Verderbnis. Sie zogen aus Lord Byrons Poesie ein Moralsystem, zusammengesetzt aus Menschenhaß und Üppigkeit, ein System, dessen zwei Hauptgebote darin bestanden, seinen Nächsten zu hassen und seines Nächsten Weib zu lieben.

Diese Affektation ist vorbei, und wenige weitere Jahre werden alles zerstören, was noch von jener magischen Gewalt zurückgeblieben ist, die sich einstmals an den Namen Byron knüpfte. Für uns ist er immer noch ein Mensch, jung, adelig und unglücklich. Für unsere Kinder wird er lediglich ein Schriftsteller sein, und ihr unparteiisches Urteil wird ihm seine Stelle unter den Schriftstellern anweisen, ohne Rücksicht auf seinen Rang und

seine Privatgeschichte. Daß seine Poesie eine strenge Sichtung erfahren, daß vieles von dem, was von seinen Zeitgenossen bewundert wurde, als wertlos verworfen werden wird, darüber hegen wir keinen Zweifel. Aber wir hegen ebensowenig Zweifel, daß nach der genauesten Prüfung immer noch vieles übrig bleiben wird, das nur mit der englischen Sprache selbst vergehen kann.

MITTEILUNGEN DES VERLAGES

EGON FRIEDELL
DAS JESUSPROBLEM

Mit einem Vorwort von Hermann Bahr

Ein Zeugnis vom Leben Jesu! Ein Buch für die Gläubigen und die Zweifler! „... Friedells Buch ist eine Apologie des Menschen mit dem natürlichen gesunden Menschenverstand und eine Polemik gegen die ‚Fachleute', die Originalitätshascher, Kritiker und ‚Tiefsinnigen', die alle Geistergeschichte auf Ideenbewegung zurückführen. Hermann Bahr hat eine entzückende kleine Einleitung geschrieben. Er sagt darin, wie immer, in wenigen Zeilen viele geistvolle Dinge." (Prager Tagblatt)

*

FUGGER-ZEITUNGEN

Ungedruckte Briefe an das Haus Fugger aus den Jahren 1568–1605

Herausgegeben von Victor Klarwill

Mit 24 Offsetbildtafeln nach zeitgenössischen Vorlagen

Diese bisher unveröffentlichten Berichte an das Haus Fugger schildern in lebendigster Weise alle bedeutungsvollen Weltbegebenheiten aus den Jahren 1568-1605, so die Hinrichtung Egmonts, den Tod des Don Carlos, die Bartholomäusnacht, Autodafés in Spanien, die Pest in Prag usw. usw. Sie geben ein naturgetreues Bild des entschwindenden Mittelalters, jener Zeit, die Schiller die glänzendste der Weltgeschichte nennt. „... Eine kulturhistorische, überaus aufschlußreiche Veröffentlichung! ... Buntfarbig und vielgestaltig wie der Ursprung dieser Zeitungen ist auch ihr Inhalt und ihre Form ... Aus vielen kleinen, unendlich mannigfaltigen Steinchen gestaltet sich hier das lebendige Bild einer großen Zeitwende ..." (Literarisches Echo)

293 Seiten Großoktav
Ganzleinenband nach Entwurf von Rudolf Koch

RIKOLA VERLAG / WIEN·LEIPZIG·MÜNCHEN

OSWALD BRÜLL

THOMAS MANN

Variationen über ein Thema

Mit einem Bildnis des Dichters

„...Wer den Dichter Thomas Mann kennt und schätzt, muß auch Brülls Buch kennen lernen und wird es schätzen. Denn es bringt sehr viel, es ist eine leuchtende Fackel in die Herzens- und Hirnstube eines unserer besten Romandichter. Die Art und Weise Brülls ist überaus eigenartig, geistreich und belebt. Es ist ein Buch der inneren und äußeren Überraschung. Überraschung im besten Sinne tiefschürfenden Inhalts." (Grazer Zeitung)

*

FRANÇOIS GONORD

SILHOUETTEN AUS DEM JAHRE 1781

Unbekannte Bildnisse aus alter Zeit

beschrieben von Victor Klarwill

„Die hohen Persönlichkeiten der Wiener Residenz, dann Dichter, Naturforscher, Kaufleute, Maler, Abenteurer, Schauspieler, Sängerinnen, das alles zieht in abwechslungsreicher, hier von keiner Rangabstufung mehr diktierten Reihe vorüber . . . Zu einem kulturhistorischen Mosaik von eigenartigem Reiz schließen sich Gonords Silhouetten mit den Anmerkungen und der wertvollen Einleitung Klarwills über die Geschichte der Silhouette zusammen. Ein interessantes Schattenrißbuch für die Freunde dieser artigen Kunst und zugleich ein wichtiges historisches Dokument zur Geschichte des josephinischen Wien ist diese schöne Publikation"

(Neue Züricher Zeitung)

232 Seiten Großoktav. Halbleinenband

RIKOLA VERLAG / WIEN·LEIPZIG·MÜNCHEN

KARL GOLDMARK

ERINNERUNGEN AUS MEINEM LEBEN

Mit einem Porträt des Komponisten

Im Alter von achtzig Jahren schrieb der berühmte Komponist der „Königin von Saba" die Geschichte seines Lebens, von seiner frühesten Jugend an, durch die Stürme der Achtundvierziger-Revolution, durch die lange Zeit bitterer Not, da er als Geiger im Orchester des Carl-Theaters saß und Nestroy sah, bis zu Erfolg und Ruhm. Schlicht und ohne jede Pose erzählt Goldmark von allen Stationen seines bewegten Lebens und führt aus der tieferen Kenntnis seiner Person zum unmittelbareren Verständnis seines Schaffens. Höchst interessante Streiflichter fallen auf eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten. Wir werden durch dieses Buch Goldmarks Vertraute und Freunde.

*

HERMINE SCHWARZ

IGNAZ BRÜLL UND SEIN FREUNDESKREIS

Mit einem Vorwort von Felix Salten
und einem Bildnis von Ignaz Brüll

„... sehr lebendig wird das Musikleben eines halben Jahrhunderts geschildert. Unvergessene Meister wie Rubinstein und Liszt, andere wieder, die schon vergessen sind oder die nun anfangen in Vergessenheit zu sinken, erscheinen, gehen vorüber, verweilen. Am stärksten treten Johannes Brahms und Karl Goldmark hervor..."

(Neue Freie Presse)

*

CARL LEOPOLD MÜLLER

EIN KÜNSTLERLEBEN IN BRIEFEN, BILDERN UND DOKUMENTEN

Herausgegeben von A. F. Seligmann
Mit 19 Bildtafeln und 9 Textillustrationen

„... Die gründlich kommentierten und reichlichst mit Illustrationen versehenen Briefe bilden förmlich eine Lebensbeschreibung, eine Selbstbiographie, die wie ein gut erzählter Roman zu lesen ist, sich wie ein Schauspiel, wie ein Drama vor unseren Augen entrollt..."

(Neue Freie Presse)

RIKOLA VERLAG / WIEN·LEIPZIG·MÜNCHEN

JOSEF KAINZ, BRIEFE

Mit einem Vorwort herausgegeben von Hermann Bahr

Mit drei bisher unbekannten Bildnissen

Wer Kainz je in seinem Leben auf der Bühne gesehen, seine schauspielerische Kraft erlebt hat, vergißt ihn niemals wieder. Wie in einem Brennspiegel erscheint uns die ungewöhnliche Persönlichkeit des großen Schauspielers in diesen Briefen. Eine Fülle des Neuen, Intimen über Josef Kainz, eine scharfe Beleuchtung seiner Freundschaft mit Ludwig II. von Bayern findet sich hier und wird allen Freunden des deutschen Theaters, den ungezählten Verehrern des großen Künstlers von höchstem Interesse sein.

„So ist ein Lebensbild von Josef Kainz entstanden, wie es die ziemlich große Literatur über diesen Schauspieler bisher noch nicht annähernd besitzt, und wie es wahrscheinlich auch der kunstreichste Biograph nicht stärker geben könnte"

(Julius Bab in den „Frankfurter Nachrichten")

*

HUGO WOLF

BRIEFE AN ROSA MAYREDER

Mit einem Nachwort von Rosa Mayreder

Herausgegeben von Heinrich Werner

Ein interessantes Bild der eigenartigen Persönlichkeit Wolfs, die ihren Zeitgenossen vielfach so rätselhaft und unverständlich war. Ein reicher Schatz echter Freundschaft offenbart sich in diesen Dokumenten einer hochgestimmten Seele, die zugleich bedeutsame Einblicke in die Werkstatt des Genius gewähren.

„. . . In dreifacher Hinsicht ist die Veröffentlichung dieser Briefsammlung bedeutungsvoll: erstens als Briefe zwischen Tondichter und Textdichter, zweitens aus dramaturgischen Gründen und drittens, weil sie uns wegen der darin unmittelbar sich kundgebenden impulsiven Bekenntnisse wertvoll sind"

(Zeitschrift für Musik, Leipzig)

RIKOLA-VERLAG / WIEN·LEIPZIG·MÜNCHEN

WILHELM HAUSENSTEIN

DAS GASTGESCHENK

Werke und Maler in dreiundzwanzig Erzählungen

Mit 23 Bildtafeln in Lichtdruck

Dies neue Buch ist eine Geschichte der Malerei — geschrieben als Darstellung größter Stationen der Malerei von den Anfängen bis zu unserem Augenblick. Dies sind die Namen, die das Buch tragen: Duccio, Giotto, Fra Angelico, Giorgione, Tintoretto von den Italienern; Jan van Eyck, Rogier van der Weyden, Bruegel, Rubens, Rembrandt von den Niederländern; Konrad Witz, Grünewald, Cranach, Marées von den Deutschen; Greco von den Spaniern; Jean Fouquet, Poussin, Watteau, Delacroix, Cézanne, Renoir, Henri Rousseau von den Franzosen. Diese Meister, in deren Namen sich die großen Epochen der Kunst zusammenfassen (der byzantinische, der romanische Stil, die Gotik, die Renaissance, das Barock und Rokoko, die Romantik, die moderne Welt) werden nun nicht in einem eng biographischen und konventionell kunsthistorischen Sinne abgehandelt. Vielmehr wird ein einziges Bild eines jeden dieser großen Meister zum Gegenstand einer höchst eindringlichen Analyse gemacht; und diese Analyse hat nichts mit dem gelehrten Wesen der zünftigen Geschichtsschreibung zu tun, sondern erhebt sich zu erzählender, philosophischer, dichterischer Vermittlung.

212 Seiten Großquart. Ganzleinenband nach Entwurf von Emil Preetorius

*

N. M. KARAMSIN

BRIEFE EINES REISENDEN RUSSEN

Aus dem Russischen von Johann Richter

Mit einem Bildnis

„Ein wertvolles Dokument voll Frische und Ursprünglichkeit, eine große Bereicherung der Geschichte und der Weltliteratur. Karamsin hat mit diesen Briefen denselben Erfolg wie mit seiner Novelle ‚Die arme Lisa', die in Rußland ähnlich wirkte wie der ‚Werther' in Deutschland. Der Eindruck der Briefe im Publikum war ungeheuer ..." (Kölner Mittagsblatt)

RIKOLA VERLAG / WIEN·LEIPZIG·MÜNCHEN

CARLO GOLDONI

MEIN LEBEN UND MEIN THEATER

Deutsche Übertragung von Lola Lorme

Mit einem Jugendbildnis des Dichters

In seinen „Mémoires de Goldoni pour servir à l'histoire de sa vie et à celle de son théâtre" bietet sich das ganze Schaffen und Erleben des Dichters dar. Zugleich ist es eine Geschichte des 18. Jahrhunderts, wie sie reizvoller und lebendiger noch nie geschrieben wurde. 1787 erschienen, wurde dieses lebensvolle und prächtig geschriebene Buch in Frankreich und Italien bekannt und beliebt, wie wenige Werke der Memoirenliteratur. Es wird nun hier zum erstenmale eine neue deutsche Übertragung gebracht, deren Hauptzweck es ist, die überragende Bedeutung Carlo Goldonis als Dichter neben seinem schönen und anziehenden Menschentum nicht zurücktreten zu lassen. In seiner Lebensgeschichte kommt das komische Theater und seine Entwicklung voll zur Geltung. Ein gutes Stück aus dem italienischen und französischen Tun und Trachten rollt sich auf, Menschen und Sitten, Zeit und Welt wird lebendig. Besser als in einem auf Sensationen eingestellten Bekenntnisroman gibt sich auch die künstlerische Erziehung des Helden kund, der seine Person dadurch ins volle Licht rückt, weil er nicht vergißt, den anderen Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Venedig, ganz Italien, Paris, alles belebt sich vor uns, nicht durch bloße Schilderung, nein, beinahe dramatisch, mit derselben Kunst wie seine Lustspiele, von denen Goldoni spricht, und mit derselben Natürlichkeit. Die Schauspielertruppen, die Studenten, die Frauen, der Hof und die Fürsten — alles lebt, bewegt sich und dient am Ende doch nur dazu, um Carlo Goldonis Ruhm zu erhärten, Carlo Goldoni, dessen Erinnerungen zur Belebung seiner Lustspiele beitragen müssen und an sich die unterhaltendste Lektüre bilden.

390 Seiten Großoktav. Broschiert und Ganzleinenband

RIKOLA VERLAG / WIEN·LEIPZIG·MÜNCHEN

4.50

2.50

PR 4963.A6 1924
Essays /
cen
3 0081 000 007 439